Don. Lud.

530 (2

Lebensgeschichte

Fenelons

verfasset

nach Originalhandschriften

von

Franz Ludwig von Bausset

vormahligem Bischofe zu Alais, Mitgliede des Kayserlichen Kapitels von Saint-Denis, und Titularrathe der Kayserlichen Universität.

Nach der zweyten zu Paris 1809 gedruckten Ausgabe

aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Michael Feder

Vicariats-Rathe und Oberbibliothekar an der Grofsherzoglichen Universität zu Würzburg.

Zweyter Band.

Würzburg
bey Joseph Stahel 1811.

37 BS div

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drittes Buch.

Fortsetzung der Streitigkeiten zwischen Bossuet und Fenelon.

§. 1. *Fenelons Antwort auf den Bericht über den Quietismus.*

Fenelon giebt in seiner Antwort Anfangs sein Erstaunen darüber zu erkennen, dafs Bossuet von der Untersuchung, welche bis daher nur bey dogmatischen Puncten stehen geblieben war, plötzlich auf Persönlichkeiten übersprang.

„Wie unschuldig ich auch bin, so waren mir „doch immer Streitigkeiten über persönliche That„sachen äusserst zuwider, weil sie zwischen Bischö„fen kaum wieder gut zu machende Aergernisse „veranlassen. Wenn mein Buch, wie es der Bischof „von Meaux hundertmahl behauptet, von handgreifli„chen Widersprüchen und den abentheuerlichsten „Irrthümern wimmelt, was war es dann nöthig, das „Aergernifs auf das höchste zu treiben, und vor den „Augen der Religionsspötter das, was er ein *unseli-*

„*ges Geheimniſs, und ein Ungeheuer der Verführung*
„nennt, an das Licht herauszuheben? Was brauchte
„man vom Buche abzuweichen, wenn sein Inhalt
„schon Stoff genug zum strengen Tadel liefert? Al-
„lein der Herr Bischof von Meaux merkte Verle-
„genheit, ja war schon wirklich verlegen, in Hin-
„sicht der dogmatischen Dispüte. In dieser Verle-
„genheit schien ihm die Geschichte der Frau von
„Guyon das schicklichste Mittel zu seyn, um so
„viele seiner Mifsgriffe über die Lehre dem Publi-
„cum plötzlich aus den Augen zu rücken. Dieser
„Prälat dringt darauf, ich solle ihm über die ge-
„ringsten Umstände der Fr. v. Guyon genauen Auf-
„schlufs geben, gleich als wäre ich ein Missethä-
„ter, der vor seinem Richter in peinlichem Verhöre
„ist. Wenn ich aber ihn auffodere, er solle mir
„über die Fundamentalpuncte der Religion Antwort
„geben, so beschwert er sich über meine Fragen,
„und will sich zu keiner Erklärung verstehen: er
„greift meine Person an, wann er sich ausser Stand
„gesetzt sieht, über die Lehre zu antworten: er
„predigt dann das auf den Dächern, was er sonst
„nur in's Ohr raunte; er wendet sich dann zu al-
„lem, was nur immer unter den Menschen gehäs-
„sig machen kann. Das Geheimnifs solcher Briefe,
„die wegen vertraulicher Eröffnungen über Her-
„zens uud Gewissens-Angelegenheiten das heilig-
„ste Stillschweigen nach dem Beichtsiegel erfodern,
„hat nichts unverletzliches für ihn. Er legt meine

„Briefe

„Briefe dem römischen Hofe vor; er läfst sie dru-
„cken, um die Beweise meines unbeschränkten Ver-
„trauens auf ihn zu meiner Schmach zu mifsbrau-
„chen. Man wird aber sehen, dafs ein solches Be-
„nehmen, welches stets unerlaubt bleibt, ihm nichts
„nützen werde.“

Fenelon zeigt darauf, dafs, wenn er von der M. Guyon sey getäuscht worden, er dieses sehr unschuldig habe seyn können, weil der Bischof von Genf die ehrenvollsten Zeugnifse für *die Frömmigkeit und Sitten* dieser Frau selbst damahls noch ausgestellt hatte, als sie schon in sehr schlimmen Ruf gekommen war: er führt hierüber die stärksten Ausdrücke aus einem Schreiben dieses Prälaten vom achten Februar 1695 an.

Er geht weiter; er stellt Bossuet Bossueten selbst entgegen, weil dieser der Fr. Guyon, nachdem er sie sechs Monate aufeinander ausgefragt, sie während dieser langen Zeit in einem Kloster seines Sprengels stets beobachtet, und endlich alle ihre geheimsten Papiere auf das Genaueste durchsucht hatte, doch den gewöhnlichen Genufs der hh. Sacramente verstattet, und nach ausgesprochenem Verdammungsurtheile über ihre irrige Sätze, sich zuletzt damit begnügt habe, dafs sie in einer authentischen Erklärung, welche er ihr in die Feder dictirte, bezeugte, *sie habe stets die Absicht gehabt, in einem ächt-katholischen Sinne zu schreiben,*

und es sey ihr gar nicht eingefallen, dafs man ihren Schriften einen andern unterlegen könne.

„Wenn Hr. Bischof zu Meaux, der mit den „geheimsten Papieren der M. Guyon auf das Genau„este bekannt war, und aus denselben in seinem „*Berichte* die merkwürdigsten Stellen angeführet hat, „um sie als eine Person darzustellen, welche von „den gefährlichsten und abentheuerlichsten Grund„sätzen angesteckt sey, ungeachtet alles dessen ge„glaubt hat, dafs man sie *wegen ihrer Absicht* ent„schuldigen könne, warum sollte dann ich, dem alle „diese Papiere, alle diese Visionen, alle diese an„geblichen Wunder gänzlich unbekannt sind, das „Recht nicht haben, innerlich eben so *günstige* Ver„muthungen *für die Absichten der M. Guyon* zu he„gen, als er sie in öffentlichen Acten äusserte?“

Er beruft sich gleichfalls auf die Unterwerfungs-Acte, welche M. Guyon vom H. Cardinal von Noaille den 28. August 1696 eigenhändig von ihr unterzeichnet ausgestellt hatte; und in welchen dieser Prälat sie die Anerkennung ihrer Irrthümer gestehen liefs, aber auch sie mit *ihren Absichten* entschuldigte, und ihr den fernern Genufs der hh. Sacramente verstattete.

„Ich konnte also über die Absichten der M. „Guyon eben so getäuscht werden, als es so ach„tungswürdige Prälaten waren, die doch, weil diese „Frau in ihren Sprengeln sich aufhielt, ihre natür„liche Oberen geworden waren, und über die ge-

„heim-

„heimsten Umstände ihrer Lehren und Sitten am „besten unterrichtet seyn mufsten.“ —

„Was die Gerüchte betrifft, welche über die „Sitten der M. Guyon seit ihrer Verhaftung im „Umlaufe sind, so überlasse ich die Untersuchung „derselben ihren Oberen. Werden sie wahr befun- „den, so werde ich sie nun eben so sehr verab- „scheuen, als ich sie vorhin schätzte; ich werde „mich um so mehr an ihrer so weit getriebenen „Heucheley ärgern, je mehr sie mich vorher erbau- „te. Die Kirche sollte auf eine ausgezeichnete Stra- „fe dieser Person dringen, wenn sie unter so vie- „len Aeufserungen von Gottesfurcht ein so schreck- „liches Sittenverderbnifs sollte verborgen haben.

„Nun fodere ich den Hrn B. von Meaux vor „Gott auf, mir bestimmt zu sagen, was er für ein „Recht habe, noch mehr von mir zu verlangen? „Kann man sich unter den Menschen klärer aus- „drücken, als ich so eben gethan habe? — Es ist „ihm nicht darum zu thun, dafs ich die Schriften „der M. Guyon verdammen solle, sondern er will „nur das Publicum bereden, dafs ich sie bis itzt „noch nie verdammt hätte. Er gehet nicht darauf „aus, dafs ich mich von denselben lossagen solle, „sondern er will mir beweisen, dafs ich sie ver- „theidigt habe: darin besteht meine Schuld, die „er aufspüret, um sich zu rechtfertigen.“

Man sieht, dafs Fenelon über die seltsamen Gerüchte, welche man im Publicum gegen die M. Guyon

Guyon verbreitet hatte, sein Urtheil noch zurückhalten zu müssen glaubte. Aber da er mit solchem Nachdrucke auf die Bestrafung dieses Weibes, wenn man es strafbar finden würde, dringet, so gab er auch seine Verachtung für niedrige Verläumder hinlänglich zu erkennen. Diese edle Verachtung, die er gegen sie äusserte, erlaubte ihnen nicht mehr, den Grund seines Stillschweigens darin zu finden, als fürchte er, durch die Geständnisse der M. Guyon in ein nachtheiliges Licht gesetzt zu werden.

Wir wollen hier nicht alles dasjenige wiederhohlen, was Fenelon über das, was während der Conferenz zu Issy über die Unterzeichnung der 34 Artikel, über die Umstände seiner Consecration, über seine Weigerung, das Buch des B. v. Meaux zu bestätigen, über die Bekanntmachung seiner eignen Schrift von den Maximen, und über seine Nichterscheinung bey den Conferenzen gesagt hat: alles dieses ist schon oben nach der Zeitfolge angeführt, und wir haben dabey das Abweichende in einigen Umständen nicht verschwiegen, weil jeder dér beyden Gegner daraus Vortheil für sich zu ziehen strebte. Doch hat Fenelon, wie man es hier behaupten zu hönnen glaubt, in seiner *Antwort auf den Bericht über den Quietismus*, alle Umstände so offen und wahr angegeben, dafs er jedermann volle Ueberzeugung gewährte. Vollkommen glücklich würde er gewesen seyn, wenn er in Betreffe der Lehre eben so siegreiche Gründe hätte aufstellen kön-

können, als er sie wirklich für die Unschuld seines Wandels und die Reinheit seiner Absichten geliefert hat. Bossuet sah voraus, dafs Fenelon ihn daran erinnern würde, wie sehr er sich ihm zur Verrichtung seiner Consecration aufdrängte, wie schwer aber dieses Aufdringen mit der von ihm gemachten Erklärung zu vereinigen sey, dafs ihm schon damahls der neue Erzbischof von Cambrai wegen seiner irrigen Meinungen verdächtig gewesen sey: er suchte also der nachtheiligen Wirkung dieser Bemerkung dadurch zuvorzukommen, dafs er sich wegen seiner Zudringlichkeit mit den Bischöfen von Aegypten verglich, die auf eine heilige Weise gleichfalls darauf bestanden wären, den Bischof von Ptolomais Synesius zu consecriren, ungeachtet der Irrthümer, zu welchen sich dieser berühmte Mann bekennte, und immerhin bekennen zu wollen laut erklärte. Fenelon bewies aber, dafs dieses Beyspiel nicht gar glücklich gewählet sey; es sey aufser allem Zweifel, dafs die Bischöfe von Aegypten unmöglich darauf hätten bestehen können, einen Mann zur bischöflichen Würde zu erheben, der, ferne davon, eine solche Gelehrigkeit, wie sie damahls Bossuet von Fenelon voraussetzte, zu äussern, vielmehr aus *Ernst* betheuert hätte, er wolle bis zum Tode Meinungen und Gebräuchen anhängen, die den ersten Wahrheiten des Christenthums und den wesentlichsten Regeln der Kirchenzucht entgegen waren. Er macht darauf die Bemerkung, welche schon

vor

ihm alle Schriftsteller, die von dieser sonderbaren Begebenheit sprachen, gemacht hatten, dafs sich die Bischöfe an die Betheurungen und Weigerungen des Synesius defswegen nicht gekehret hätten, weil sie nichts anders als ein in der damaligen Zeit der Uneigennützigkeit und Simplicität ziemlich gewöhnlicher frommer Kunstgriff gewesen wären, um der Last des bischöflichen Amtes zu entgehen.

Bossuet hatte in seinem Berichte über den Quietismus geschrieben: „Darf ich es wohl sagen? ja ich „kann es mit Vertrauen und vor dem Angesichte der „Sonne. Wie? Ich der einfachste Mann in der Welt, „ich will sagen, *der* Mann, der jeder Verstellung, je„des feinen Kunstgriffes ganz unfähig ist, ich sollte „allein durch die verborgensten Springfedern aus „einem Winkel meines Zimmers unter meinen Pa„pieren und Büchern hervor, den ganzen Hof, ganz „Paris, ganz Frankreich, ganz Europa, ja Rom selbst „in Bewegung haben setzen können, um den kühnen „Plan durchzusetzen, den Erzbischof von Cambrai „blos durch meinen Einflufs zu stürzen!“

Dieser Schwung der Rede konnte Eindruck auf den Leser machen. Bossuet war sicher sehr beredsam; allein mehr als Beredsamkeit wäre nöthig gewesen, wenn er die Ueberzeugung bewirken wollte, dafs zu der Zeit, wo er die so eben angeführten Worte niederschrieb, ihm nicht alle die Mittel des Einflusses und der Macht zu Gebothe gestanden seyen, die ihm so grofse Vortheile über den Erzbischof von

Cambrai

Cambrai verschafften, da dieser hingegen damahls geächtet, verwiesen, fern vom Hofe und von Paris, in seinen theuersten Freunden verfolgt war, und so mächtigen Gegnern blos seine Tugend, sein Genie, und den Beyfall seines Gewissens entgegenhalten konnte. Fenelon, war er nicht berechtiget, ihm auf folgende sanft-ironische Weise zu antworten? „Sie „nehmen Ihre Zuflucht zu den lebhaftesten Figuren, „um die Verführung zu schildern, die sich so schnell „und fast allgemein zu meinem Vortheile geäussert „hat: erlauben Sie mir, Ihnen jetzt gerade das zu sa„gen, was Sie gegen mich gesagt haben: Wie! ist es „glaublich? Sollte ich *aus einem Winkel meines Zim„mers* zu Cambrai *durch die verborgensten Springfe„dern* so viele, eben so uneigennützige als vorurtheil„freye Männer für mich haben vereinigen können? „Was sage ich, vorurtheilfreye? Sagen wir vielmehr, „Männer, die, ehe sie meine Schriften gelesen hatten, „gegen mich eingenommen waren. Sollte ich bey „meiner Verweisung, da alles gegen mich war, da man „mich allerseits zu Boden drückte, für mein Buch das „haben thun können, was der Hr. Bischof von Meaux „selbst nach seinem eignen Eingeständnisse nicht ge„gen dasselbe thun konnte, ob ihn gleich sein Anse„hen und sein Credit in die Lage setzte, sich furcht„bar zu machen? Der Hr. v. Meaux hat gesagt: „*Cabale und Factionen sind in unruhiger Bewegung;* „*Leidenschaften und Interessen theilen die Welt.* Aber „meine Sache, *was für ein Interesse* kann sie denn

„Je-

„Jemanden einflössen? Auf welcher Seite stehen „die *Cabalen und Factionen*? Ich stehe allein, bin „aller menschlichen Hilfe beraubt. Wer nur ein „wenig *auf sein Interesse* denkt, getrauet sich nicht „mehr, mich ferner zu kennen. Hr. v. Meaux fährt „fort: *grofse Gesellschaften*, *grofse Mächte* sind in „Thätigkeit. Wo sind dann *diese grofse Gesellschaf-„ten*, wo *diese grofsen Mächte*, die sich meiner so „wirksam annehmen? So sucht dieser Prälat zu „seiner Entschuldigung es zu erklären, dafs die „Welt über ein Buch *getheilt* zu seyn scheint, wel-„ches er Anfangs als die abscheulichste, und als „eine Schrift geschildert hat, die gar keine gesun-„de Auslegung zulasse; und in dieser Lage hielt „er es für das beste, von der Lehre auf Persön-„lichkeiten überzugehen.“

Diese Antwort gab damahls Fenelon auf diese sonderbare Stelle in dem *Berichte* Bossuets: was hätte er nicht noch hinzufügen können, wenn er Einsicht in alle die Papiere gehabt hatte, welche man bey der letzten Ausgabe ven Bossuets Schriften drucken zu lassen für gut fand?

Fenelon schliefst seine Antwort mit dieser merkwürdigen Auffoderung: „Hat der Hr. v. Meaux „noch irgend ein Papier oder irgend noch einen „Beweis gegen mich in Händen, so beschwöre ich „ihn, kein halbes Geheimnifs daraus zu machen, „das schlimmer ist, als eine vollkommene Bekannt-„machung. Ich beschwöre ihn, alles nach Rom zu

„schi-

„schicken, damit es mir auf Befehl des Papstes „schnell mitgetheilt werden möge. Gott sey Dank, „ich fürchte nichts von allem dem, was auf dem We- „ge Rechtens wird vorgelegt und untersuchet wer- „den: leid thun mir nur schwankende Gerüchte, „und ungeprüfte Anführungen. Bin ich wirklich „in seinen Augen ein solcher ruchloser Heuchler, „dafs er nur durch meine Verschwärzung sein ewi- „ges Heil und die Sicherheit der Kirche retten zu „können glaubet, so mufs er alle Beweise dafür „nicht in Schmähschriften, sondern in gerichtlicher „Form beybringen. Ich für meine Person kann „mich hier nicht enthalten, jenen zum Zeugen zu „nehmen, dessen Auge die tiefsten Finsternisse er- „hellt, und vor dem wir bald erscheinen werden. „Er, der in meinem Herzen liefst, weifs, dafs ich „an keiner Person, an keinem Buche hange; dafs „ich nur ihm und seiner Kirche fest ergeben bin; „dafs ich ohne Unterlafs in seiner Gegenwart seuf- „ze, und zu ihm flehe, er möge den Frieden her- „stellen, und die Tage des Aergernifses abkürzen; „er möge den Heerden ihre Hirten wieder schen- „ken, und sie miteinander in seinem Hause verei- „nigen; er möge endlich auf Hrn. v. Meaux so „viele Segnungen herabströmen lassen, als er Kreuz „und Trübsale mir geschicket hat.“

§. 2.

§. 2. *Welchen Eindruck diese Antwort zu Paris und Rom gemacht habe.*

Man kann sich kaum einen Begriff von der plötzlichen Umänderung machen, welche die *Antwort* Fenelons in allen Köpfen bewirkte. Jemehr Bossuet durch seinen *Bericht* die Leute gegen den Erzbischof von Cambrai eingenommen hatte, desto gröfser war nun das Staunen über die Leichtigkeit, mit welcher dieser alle Nebel zerstreuet, alle Thatsachen aufgestellet, und seine Tugend in das glänzendste Licht gesetzt hatte.

Bossuet hatte in den ersten Tagen des Zwistes mit grofser Kunst so viel Mäfsigung und Schonung für seinen Gegner bewiesen, dafs man den grofsen Mann zu bedauern schien, weil er von Seite seines Lehrlinges nichts als Undank empfangen habe. Die aus so vielen Briefen angeführten Stellen, in welchen der Abbé Fenelon ihm, als einem Prälaten, den sein antiker Karakter und seine grofsen Talente zum Orakel der französischen Kirche machten, die Versicherungen der kindlichsten Ehrfurcht gegeben hatte, schienen den Erzbischof von Cambrai wegen seines gegenwärtigen so abstechenden Benehmens auf eine gewifse Art als Heuchler darzustellen.

Der zuversichtliche Ton, mit welchem Bossuet in seinem *Berichte* alle Thatsachen darlegte, der Name des Königs und der Fr. v. Maintenon, auf

welche er sich auf allen Blättern berief, hatte ihnen einen Grad von Gewifsheit verschafft, welcher keine Auslegung, keinen Zweifel zuliefs. — Aus allem dem, was wir schon gemeldet haben, hat man gesehen, dafs im ersten Ausbruche einer so fürchterlichen Krise die wärmsten Freunde Fenelons gleichsam betäubet waren; bey ihrem traurigen Stillschweigen vernahm man nur das Triumphgeschrey seiner Gegner. Nur im Gebethe, in ihren Thränen, und in jenem frommen Vertrauen, welches die Religion tugendhaften Gemüthern stets einflöfst, fanden sie die nöthigen Hilfsmittel, um sich aus ihrer Ungewifsheit herauszuarbeiten, und ihr kummervolles Herz zu erleichtern *).

Mitten unter diesem Triumphgeschrey der Verblendung, unter diesem grofsen Aergernifse der Religion, und unter der Trauer der bedrängten Freundschaft erschien auf einmahl die *Antwort* Fenelons, und gab wie durch einen Zauberschlag sowohl denen, welche nie den Glauben an die Tugend verloren, als denen, die an derselben zu zweifeln die Schwäche hatten, ihre vorige Ruhe und Heiterkeit wieder. Niemand nahm es Fenelonen übel, dafs er sich mit einem so edlen Tone des Unwillens gegen Beschuldigungen erklärt hatte, die, wenn er durch

ein

*) Consolations gab ich durch Hilfsmittel, weil sonst die Tautologie, Trost um sich zu trösten, unvermeidlich ist. Bausset vergifst sich zuweilen über Worteaufwand. A. d. Ueb.

ein unregelmäfsiges Betragen den geringsten Grund dazu gegeben hätte, die Heiligkeit seines Amtes sehr würde herabgesetzt haben.

Man fühlte, dafs, nachdem er durch Macht und Ansehen zu Boden gedrückt, und von Menschen verlassen war, die sich durch blendende Beredsamkeit leichtsinniger Weise hatten irre führen lassen, er das Recht hatte, mit der Entschlossenheit der Tugend aufzutreten, und sich über alle die schwachen und engherzigen Rücksichten muthig empor zu heben, durch welche man die Kraft seiner Gegenvorstellungen zu lähmen, und den Aeusserungen seines gerechten Unwillens einen Damm zu setzen versucht hatte; man hatte ihn gezwungen, jener Mäfsigung zu entsagen, die er sich bis dahin aus Sanftmuth und Bescheidenheit stets vorgeschrieben hatte. Im Kampfe für eigene Ehre mufste er seine Stimme noch lauter erheben, als sein Ankläger, wenn er nicht unter so schweren Beschuldigungen ganz erdrückt werden wollte.

Erwartet hatte man es wohl, dafs Fenelon, den man über die Mittel zu seiner Rechtfertigung in Verlegenheit gesetzt zu haben glaubte, alle Hilfsquellen seines fruchtbaren und glänzenden Geistes aufbiethen würde, um die ihm mit so vielem Scheine der Wahrheit gemachten Vorwürfe entweder ganz aus den Augen zu rücken, oder sie wenigstens zu entschuldigen; aber Niemanden war es in den Sinn gekommen, dafs er blos im Vertrauen auf das Zeugnifs

nifs seines Gewissens sich zu einer so aufserordentlichen Höhe erheben würde, auf welcher er nicht nur die von seinem Gegner geführten Streiche kraftvoll abschlug, sondern ihn sogar zwang, sich selbst zu seiner Rechtfertigung zu vertheidigen. Dieser unerwartete Erfolg brachte eben so viele Ueberraschung als Erstaunung in allen Köpfen hervor.

Dieser erste allgemeine Eindruck hatte die Folge, dafs man nun die Mittel, von denen Bossuet in seinem Berichte Gebrauch gemacht hatte, vernünftiger würdigte.

Er hatte sie aus Actenstücken genommen, die man ihm treuherzig anvertraut hatte, und von welchen er eben defswegen aus feiner Schonung keinen solchen Gebrauch hätte machen sollen. Blos dem Vertrauen der M. Guyon hatte er diese Papiere zu verdanken, aus denen er Auszüge verfertigt hatte, um sie im lächerlichsten Lichte hinzustellen.

Die für den gröfsten Bischof der französischen Kirche so viel Demuth und Unterwürfigkeit verrathenden Briefe Fenelons waren gleichfalls in der Zuversicht des Zutrauens und der Freundschaft geschrieben. Offenheit und Redlichkeit eines lenksamen und gottesfürchtigen Herzens lagen in denselben zu Tage. Sie waren übrigens auch den Regeln der Kirchenzucht angemessen. Fenelon, damahls nur noch Priester, war diese Unterwürfigkeit dem bischöflichen Charakter Bossuets schuldig. Als er hernach Erzbi-

schof

schof von Cambrai wurde, hatte er freylich kein Recht, anderer Meinung über die Lehre zu werden, aber er behauptete auch, dafs er weder in seinen Meinungen noch in seinem Betragen sich geändert habe; er glaubte, in seinem Buche von den Maximen sich an die 34 Artikel von Issy gehalten zu haben, beschuldigte dagegen Bossuet, dafs er selbst von denselben abgewichen sey: diefs war der Hauptpunct der Streitigkeiten zwischen diesen zweyen Prälaten, über welche blos das Urtheil des Papstes entscheiden mufste.

Was den Brief Fenelons an die Frau von Maintenon betrifft, den Bossuet in seinem *Berichte* als ein *Geheimnifs der Ruchlosigkeit* darstellte, so wird man sich erinnern, dafs dieser Brief in der Gegenwart des Hrn. von Beauvilliers, des Hrn. v. Chevreuse, des Cardinal von Noailles, des Bischofes von Chartres und des Hrn. Tronçon abgelesen ward; dafs diese zwey Prälaten alle darin enthaltenen Betrachtungen gut zuheifsen schienen, und dafs selbst die Fr. v. Maintenon ihrer Meinung beygetreten war, als sie den Brief zurückerhielt, so dafs also Niemand aufser Bossuet denselben anstöfsig fand. Man konnte eben so wenig begreifen, wie Bossuet in einem solchen Briefe eine für die Religion und Moral Schrecken erregende Verschwörung finden konnte, als man die Fr. v. Maintenon entschuldigen kann, dafs sie durch Auslieferung dieses Briefes an Fenelons Gegner sein Vertrauen verrathen hatte,

Erwä-

Erwägungen anderer Art dienten noch dazu, für Fenelon allgemeine Theilnahme zu erregen. Man empfand es sehr tief, dafs Bossuet gerade den Zeitpunct, in welchem er bey Ludwig XIV. die Ungnade für die Anverwandten und Freunde Fenelons durchgesetzt hatte, dazu gewählet hatte, um selbst auf die Person des letztern einen schimpflichen Verdacht fallen zu lassen, indem er ihn als den Montan einer neuen Priscilla darstellte. Vorzüglich fiel es auf, dafs er diese seltsame Beschuldigung mit dem entehrenden Verfahren zusammentreffen liefs, welches man damahls gegen die M. Guyon und den P. Lacombe einzuleiten arbeitete.

Erstaunen kann es daher nicht erregen, wenn man jetzt um so günstiger für Fenelon gestimmt ward, je mehr man sich vorher durch den *Bericht* Bossuets hatte hinreifsen lassen. Diese Ebbe und Fluth in der Meinung, dieses Rückkehren der öffentlichen Gewogenheit von der ersten Ueberraschung eines nachtheiligen und voreiligen Urtheils bemerkt man allerseits, wo grofse Leidenschaften und grofse Männer miteinander im öffentlichen Kampfe sind.

Doch das Meisterstück von Kunst und grofsem Geiste glaubten geschickte Hofmänner in der Gewandtheit zu finden, mit welcher Fenelon alle Stöfse seines Gegners abschlug, ohne einem einzigen seiner Freunde nachtheilig zu werden, ohne die HH. von Beauvilliers und Chevreuse in eine schwierige

zu verwickeln, die sie gemeinschaftlich zu betreffen schien, ohne ein einziges Wort sich entwischen zu lassen, welches dem Cardinal von Noailles und dem Bischofe von Chartres hätte Verdrufs machen können; ohne die Fr. v. Maintenon zu erbittern, über die er sich selbst zu beklagen hatte; ohne Bossueten nur den geringsten Vorwand an die Hand zu geben, um ihn neuerdings bey dem Könige zu verklagen, der ohnehin schon so sehr gegen ihn aufgebracht war. Man mufs wirklich gestehen, dafs diese Seite seiner Vertheidigung eben nicht die leichteste war, und die gröfste Feinheit erfoderte. Ehrgefühl verstattete es Fenelonen nicht, mächtigen Feinden zu schmeicheln, und doch verboth es ihm die Klugheit, sie ohne Noth zu reizen.

Die *Antwort* des Erzbischofs von Cambrai brachte in Rom die nämliche Veränderung wie in Paris hervor. Aus den Briefen des Abbé von Chanterac hat man ersehen, dafs man an einem günstigen Ausgange seiner Sache daselbst beynahe verzweifelt hatte. Kaum aber war seine Antwort eingetroffen, so neigten sich wieder alle Köpfe auf seine Seite. Ein Cardinal sagte zum Abbé von Chanterac: „Ich habe diese „*Antwort* mit der gröfsten Freude und Zufriedenheit „gelesen: ich fühlte das nämliche Vergnügen, als „wenn ich F. aus der Tiefe des Meeres, wel„ches ihn schon eine geraume Zeit verschlungen hat„te, auf einmahl glücklich hervorkommen, und sicher „das Ufer erreichen sähe.“ Doch der Abbé Chante-

rac war unter allen der glücklichste. Jemehr sein vortreffliches Herz gelitten hatte, desto süfser lebte nun Ruhe und Vergnügen in selbigem auf. „Be-„fürchten Sie nicht, dafs ich von innern Verdrüfs-„lichkeiten ganz abgemattet, und aller unserer Lei-„den wegen in tiefem Kummer bin. Freylich als ich „sah, dafs wegen Ihrer Weigerung, sich gegen so vie-„le ungerechte Bezüchtigungen zu verantworten, Ih-„re Unschuld endlich erliegen müsse, und dafs durch „;Ihr Schweigen noch dazu die gute Lehre in Gefahr „gerieth, mit den gröbsten Irrthümern verwechselt „zu werden, so gestehe ich Ihnen, dafs ich zuweilen „in den fürchterlichsten Gram versunken war, und „dafs ich alsdann *unter dem Schatten meines Wachhol-„derbaumes* *) nicht immer Herr über meine Bangig-„keiten war. Aber jetzt, wo die Wahrheit anerkannt „ist, und Sie von Ihrer Seite alles gethan haben, „um sie aufzustellen, und zu vertheidigen, werde ich „in allem, was noch für Sie daraus erfolgen möchte, „eine besondere Fügung der Vorsehung erblicken, „und mich weder darüber vor Gott beklagen, noch „mich fernerhin abkümmern: ruhig will ich mich „seinen immer guten Anordnungen unterwerfen.“ Als er dem Papste die Antwort Fenelons auf den Be-richt Bossuets überreichte, so nahm ihn dieser, weil er sie schon gelesen hatte, mit einem weit gröfseren

*) Eine Anspielung auf dle Stelle im III. Buche der Könige XIX., 4. A. d. Ueb.

Beweise von Zuneigung und Güte auf, als in seinen vorhergegangenen Audienzen: er hatte Gelegenheit, die nämliche Bemerkung bey allen Cardinälen und den ausgezeichnetsten Prälaten des römischen Hofes zu machen. Es war sichtbar, dafs ihnen eine drückende Last von ihrem gepreſsten Herzen weggeschoben war: so theuer war der gute Ruf Fenelons allen Freunden der Religion und der Kirche; so durchaus nothwendig war es, dafs sich in seiner Antwort der hohe Muth, der Unwille, die Kraft und die Zuverläfsigkeit, die der miſshandelten Unschuld zustehen, laut aussprachen.

§. 3. *Der Cardinal von Noailles, und der Bischof von Chartres sind geneigt, sich Fenelonen anzunähern.*

Diese plötzliche Rückkehr der für F. günstigen Meinung machte Eindruck auf den Cardinal von Noailles, und den Bischof von Chartres, und sie schienen auf einige Augenblicke geneigt zu seyn, sich ihm wieder anzunähern. Der unglückliche Zwist hatte eine ihren Absichten und Erwartungen ganz entgegengesetzte Richtung genommen; die Heftigkeit Bossuets hatte sie wider ihren Willen von den Schranken des Wohlanstandes und der Mäfsigung, innerhalb welcher sie sich fest halten wollten, weggerissen; ohnehin konnten ihnen die traurigen Folgen nicht verborgen bleiben, welche aus einem zwischen den

achtungswürdigsten Gliedern der französischen Kirche so lebhaft geführten Streite hervorgingen, und wehe that es ihren frommen Herzen, dafs in Schriften, welche mehr ein Gegenstand des Aergernifses, als der Auferbauung geworden waren, ihre Namen ohne Unterlafs zum Vorschein kamen. Wirklich giebt uns ein Schreiben Fenelons, welches wir besitzen, zu erkennen, dafs der Bischof von Chartres unter der Hand einige Gedanken zur Herstellung des Friedens an ihn gelangen liefs. Durch diesen Weg erfuhr Fenelon: „dafs der Bischof von „Chartres und die Fr. v. Maintenon den Frie„den wünschten, dafs man sich aber äusserst be„strebe, denselben zu hintertreiben. Hier kann, „setzte F. hinzu, nur der Bischof v. Meaux im Hin„terhalte liegen; denn der Erzbischof v. Paris ist, wie „ich weifs, des Handels müde; er suchte nur aus dem „Gewirre zu kommen, er wollte Mittelwege einschla„gen, sich mit meinen Freunden vereinigen, und das „gewaltsame Verfahren des Bisch. v. Meaux laut tadeln. „Stellen Sie Sich an meinen Platz! Kann man sich „weigern, auf Mittel zum Frieden zu denken? Ich „habe es gethan, damit ich mir nichts vorzuwerfen „habe; ich hoffe aber nicht, dafs der Erzbischof v. „Paris sich den Unternehmungen des Bischofes „v. Meaux, ihn fernerhin in seine Plane zu ver„wickeln, widersetzen werde.“

§. 4.

§. 4. *Bossuet macht seine Bemerkung über Fenelons Antwort bekannt.*

Was Fenelon vorausgesehen hat, geschah. Bossuet erfuhr diese neue Einleitung, und nahm Maafsregeln, der Wirkung derselben zuvorzukommen. Er konnte es sich nicht verhehlen, dafs Fenelon durch seine letztere Schrift sich wieder alle Herzen gewonnen zu haben schien; er glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, diese Stimmung der Gemüther zu ändern, und schmeichelte sich, diesen Zweck zu erreichen, wenn er *Bemerkungen über die Antwort des Hrn Erzb. v. Cambrai* herausgeben würde. Er hatte fast zwey Monathe auf die Fertigung derselben verwendet; sie waren weitläufiger, als sein Bericht; konnten aber nicht das nämliche Interesse darbiethen. Sein Bericht hatte, wie wir es schon bemerkt haben, alles vereiniget, was die Neugierde reizen, ja selbst der Böfsartigkeit schmeicheln konnte; das Sonderbare in dem Charakter, und in den Abentheuern der Fr. Guyon, und die Schwärmerey, welche man ihren Anhängern zudachte, lieferten Stoff zu einem Gemälde, das durch die angenehmen Farben, welche Bossuet ihm zu leihen wufste, den Zauber eines Romanen darstellte; die Erzählung vieler bittersüfsen und geheimen Anecdoten, mit welchen hier das Publicum zuerst bekannt gemacht ward; der Charakter und der Rang der vorzüglichen Personen, die hier auftraten, rissen mit Gewalt die

Auf-

Aufmerksamkeit der Hofleute auf alle Umstände eines Ereignisses hin, bey welchem der König und die Fr. v. Maintenon eine Hauptrolle spielten.

Allein von allem dem, was so eigentlich dazu diente, um von einer theologischen Controverse das Trockene wegzuhalten, konnte sich nichts in den herausgegebenen *Bemerkungen* Bossuets vorfinden. Sein grosses Talent für Dialektik und tiefe Untersuchungen war zwar auch hier unverkennbar: allein die Form, in die er seine Bemerkungen gekleidet hatte, verstattete ihm nicht, Gebrauch von jenen grosen Redefiguren, und dem bezaubernden Interesse zu machen, das stets mit der lebhaften Erzählung einer zusammenhängenden Geschichte verbunden ist. Allgemein bekannt ist es aber, welch ein grosser Meister Bossuet in Hinsicht auf diese zwey glänzenden Eigenschaften war. Die *Bemerkungen* bothen gröfsten Theils nur ein zweyseitiges Gemälde dar, auf welchem man an der Seite von ausgehobenen Stellen die Widerlegung fortlaufen sah. Noch hatte er in dieselben sehr heftige Beschuldigungen eingeflochten, von denen wir Meldung thun werden, wenn wir die *Antwort* Fenelons auf diese *Bemerkungen* anführen werden.

§. 5. *Fenelons Antwort auf diese Bemerkung.*

Will man sich einen Begriff von der Flüchtigkeit machen, mit welcher Fenelon die *Bemerkungen* Bossuets beantwortete, so darf man nur folgendes

Bruch-

Bruchstück von einem seiner Briefe an den Abbé von Chanterac lesen: „Was meine Antwort auf „das ganz neue Werk Bossuets betrifft, so wird „sie bald abreisen. Morgen mache ich den An„fang zum Auszuge: drey Tage werde ich brau„chen, um ihn genau und in gehöriger Ordnung „zu verfertigen; dann werde ich sechs oder sieben „Tage zur Ausarbeitung meiner Schrift, und für „den Druck ungefähr vier oder fünf Tage nöthig „haben. Zählen Sie also im Ganzen auf fünfzehn „oder sechszehn Tage.“

Wirklich war *seine Antwort auf die Bemerkungen* Bossuets in einem so kurzen Zeitabschnitte fertig. Diese Schrift befestigte zu seinem Vortheile in Bezug auf die Thatsachen die glückliche Umstimmung der Köpfe, welche schon seine *Antwort auf den Bericht* bewirket hatte. Liest man den Eingang zu dieser Antwort, so kann man sich eines religiös-traurigen Gefühls nicht erwehren.

„Monseigneur! Nie kam mich etwas so schwer „an, als das, was ich nun vornehmen will. Sie las„sen mir bey meiner Verantwortung keinen Weg „mehr offen, um Sie zu entschuldigen: die unter„drückte Wahrheit sieht sich ihrer Rettung wegen „gezwungen, den Grund Ihres Benehmens zu ent„schleyern. Nicht um meine Lehre anzugreifen, „nicht um die Ihrige zu behaupten, sondern blos, um „mir alle Ehre zu rauben, schreiben Sie. Sie sagen, *der „Erzbischof v. Cambrai hat der ganzen Verschlagenheit*

seines

„*seines Geistes (Gott liefs es zu) aufgebothen, um mich*
„*zu zwingen, den Charakter dieses Schriftstellers in das*
„*hellste Licht zu setzen.* Sie setzen hinzu: *ich habe*
„*es mit einem Manne zu thun, der aufgeblasen jenes fei-*
„*nen Rednertalentes wegen ist, welches Farben für al-*
„*les hat, und dem eine schlimme Sache noch lieber ist,*
„*als eine gute, weil sie ihm freyes Spiel für alle jene*
„*spitzfindige Wendungen läfst, welche von der Welt be-*
„*wundert werden.* Wo zeigte sich dann diese *Aufge-*
„*blasenheit?* Findet sie sich in meinen Schriften, so
„will ich mich demüthigen. Bediente ich mich eines
„wegwerfenden und aufbrausenden Styls, so bitte ich
„die ganze Kirche um Vergebung. Habe ich aber
„schimpflichen Vorwürfen nur Gründe, habe ich so-
„phistischen Verdrehungen meiner Worte nur eine
„ganz einfache Darstellung der Thatsache entgegen
„gesetzt, so werden die Leser den Schlufs machen,
„dafs meine Verschlagenheit eben so wenig bewiesen
„ist, als *die Aufgeblasenheit meines Herzens.* Fahren
„wir fort! *Ich für meine Person weifs nicht soviel: ich*
„*bin kein Politiker; nur als ein einfacher und unschul-*
„*diger Theologe glaubte ich* . . . Anderswo gaben Sie
„Sich durch eine der gröfsten Redefiguren das herr-
„lichste Zeugnifs: *Wie! meine Cabale, meine Spionen!*
„*darf ich es sagen? ich kann es mit Zuversicht, vor dem*
„*Angesicht der Sonne, der einfachste aller Menschen* . . .
„Während Sie Sich selbst mit so schönen Farben
„mahlen, wählen Sie für mich ohne Unterlafs die häfs-
„lichsten, und halten Sich für vsrpflichtet, *die Chri-*

„*sten*

„sten im Ernste zu warnen, dafs sie sich vor einem Red-
„ner in acht nehmen möchten, der, ähnlich den vom So-
„krates nach der Natur gezeichneten Rednern Grie-
„chenlands, darauf ausgeht, alles was ihm einfällt, zu
„beweisen oder zu läugnen, der alles streitig machen,
„der mit einer unbegreiflichen Gewandtheit die Wahr-
„heit, die er ihnen so eben vor das Gesicht gestellt ha-
„be, plötzlich wieder aus den Augen rücken könne.

„Man bemerket leicht, dafs Sie bey einer solchen „Sprache an jene Leute dachten, die auf öffentli-„chen Plätzen durch die Gaunerstreiche ihrer Ge-„wandtheit das gaffende Volk zum Besten haben. „Sie enden daher auch mit den Worten: *ich schrei-„be dieses für das Volk, oder, um es gerade heraus-„zusagen, deſswegen, damit, wenn man einmahl den „Charakter des Erzb. v. Cambrai kennt, Niemand mehr, „wenn anders Gott es will, durch seine Beredsamkeit „geblendet werde.* Ihre Liebe dehnt sich also *bis auf „das Volk* aus, um mit dem Zeigefinger auf mich, „wie auf einen Betrüger hinzudeuten, der ihm Fal-„len lege. Für Ihre Person wissen Sie es nicht „laut genug zu sagen, dafs Sie eines guten Rufes „in Ihrem Kirchensprengel nöthig hätten; hingegen „mufs nach Ihnen das Bisthum, ja die ganze erzbi-„schöfliche Provinz von Cambrai Mifstrauen auf „mich, als einen Bösewicht und Heuchler setzen... „Wie traurig und unanständig ist es doch, dafs man „in dem Hause Gottes, ja selbst in dem innersten „Heiligthume seine vornehmsten Diener noch im-

„mer

„mer ihre Zuflucht zu leeren Declamationen neh-
„men sieht, die doch nichts beweisen? Ihr Alter
„und meine Kränklichkeit werden uns beyde bald
„vor demjenigen erscheinen lassen, den kein Cre-
„dit bestechen, und keine Beredsamkeit blenden
„kann.

„Mir gereicht es zum Troste, dafs Sie so viele
„Jahre lang, während welcher ich alle Tage so na-
„he um Sie war, niemahls etwas dem ähnliches von
„mir dachten, was Sie heute Andere von mir wol-
„len glauben machen. Ich bin der *theure Freund,*
„*der Freund für das ganze Leben, den Sie in Ihrem*
„*Busen tragen.* Selbst nachdem schon mein Buch
„gedruckt war, *so ehrten Sie meine Frömmigkeit.* Ich
„wiederhohle in dieser dringenden Noth nichts als
„Ihre eigenen Worte. Sie hatten geglaubt, man
„*müfse so guten Händen das wichtige Geschäft der*
„*Unterweisung der Prinzen ferner erhalten.* Sie ga-
„ben *Ihren lauten Beyfall* zu erkennen, als für das
„Erzbisthum von Cambrai die Wahl auf meine Per-
„son fiel. Sie schrieben mir noch nach dieser Zeit
„in folgenden Ausdrücken: *Ich bin Ihnen vom Grun-*
„*de meines Herzens mit aller der Ehrfurcht und Zu-*
„*neigung ergeben, die Gott allein weifs: doch glaube*
„*ich etwas, ich weifs selbst nicht was, zu ahnden, was*
„*uns ein wenig trennt, und das ist mir unerträglich.*
„Monseigneur! beehren Sie mit einer so innigen
„Freundschaft Leute, die Sie für falsch, für Heuch-
„ler, für *Betrüger* erkennen? Schreiben Sie Ihnen

„in

„in einem solchen Style? Wenn dieses ist, so kann „man sich auf Ihre schöne Worte eben so wenig „verlassen, als auf jene solcher Leute. Aber geste- „hen Sie es: Sie hielten mich für sehr aufrichtig „bis auf den Tag hin, wo Sie Ihre Ehre darin setz- „ten, mich zu entehren, und wo, weil es mit den „Dogmen nicht glücken wollte, Sie zu Thatsachen „Sich wenden mufsten, um meine Person gehäfsig „zu machen.

„Ich bin eben nicht über dieses Verfahren er- „staunt, ich habe es als eine unvermeidliche Folge „Ihrer ersten Ausfälle auf mich vorausgesehen. An- „fangs versprachen Sie Sich alles von Ihren Talen- „ten, Ihrem Ansehen. Wie Sie Sich selbst die schnell- „sten und leichtesten Erfolge versprachen, so ver- „sprachen Sie diese auch Anderen; und durch so „vieles Versprechen verleiteten Sie selbige auf Ab- „wege hin, die ihrer natürlichen Mäfsigung so sehr „entgegen sind. . . Sie versicherten, mein Buch sey „keiner gesunden Auslegung empfänglich; Sie ver- „sprachen mit jenem zuversichtlichen, Ihnen so ganz „natürlichen Tone, bey dem ersten Blicke in das „Buch würde ganz Rom einstimmig den Bannfluch „gegen meine ganze Lehre aussprechen. Welch ein „Versehen! Je mehr man es untersucht, desto mehr „Vertheidiger findet es, Vertheidiger, die nicht ver- „dächtig sind, die mich nie gesehen haben, nie se- „hen werden, und an welche ich keine andere Em- „pfehlung als meine Unschuld habe: nie wurde ein

„Buch

„Buch so scharf geprüft, nie machte man gegen ein „Buch, besonders in Bezug auf die Maximen vom „geistigen Leben so spitzfindige und übertriebene „Einwürfe. Sie mufsten also Ihren ersten Behaup- „tungen durch neue Verwicklungen Stütze unterle- „gen. Sie stellten den anderen Prälaten vor, dafs „man nun nicht mehr zurücktreten könne; würde „man es thun, so würden Sie als der Urheber des „Aergernifses dastehen, und die Sache der M. Guyon, „die man immer für unzertrennlich von der meini- „gen ausgab, würde triumphiren. Also im Namen „der M. Guyon; man schaudert, läfst Sie aber han- „deln; Sie springen von den Dogmen auf Thatsa- „chen über. Meine Person ist nach Ihrem Dafür- „halten wegen ihrer schlauen Griffe noch weit ge- „fährlicher, als mein Buch seiner Irrthümer wegen; „die ganze Welt, welcher Anfangs die Thatsachen „wegen ihrer Neuheit sehr auffielen, und die man „auch unter der Hand gegen mich eingenommen „hatte, kömmt von ihrer Meinung desto mehr zu- „rücke, jemehr man meine Antworten liest. Die „Thatsachen schwinden dahin, alles entwischt Ih- „nen; von allen denen, die Anfangs gewonnen wa- „ren, bleibt Ihnen nur noch eine kleine Bande übrig, „die immer zum Beyfallklatschen für Sie bereit ist; „nur noch eine kleine Zahl furchtsamer Leute, wel- „che Sie wider ihren Willen mit Sich fortreifsen, „freylich durch wirksame Mittel, welche die ganze

„Welt

„Welt kennt, und die Ihnen in Ihrer gegenwärti-
„gen Lage so leicht zu Gebothe stehen.

„Natürlicher Weise mufsten Sie befürchten, dafs
„am Ende allen denjenigen, die sich zu weit von
„Ihnen fortreifsen liefsen, die Augen aufgehen möch-
„ten. Kann man sich also wundern, wenn Sie zur
„*Bezauberung* Ihre Zuflucht nahmen. Die *Bezau-*
„*berung* erklärt alles in Ihrer Antwort. Nach Ih-
„rem Bedürfnisse mufs meine Verschlagenheit stei-
„gen, wie Ihre Beweise immer mehr sinken: je
„triftiger meine Gründe sind, je mehrere entschei-
„dende Thatsachen ich erzähle, indem ich sie aus
„den eigenen Worten Ihres *Berichtes* entlehne, je
„mehr sie auf den Leser wirken, desto lauter schrey-
„en Sie über Zauber. Hört man Sie reden, so kann
„man den mächtigen Springfedern, die ich bey al-
„len Nationen spielen lasse, noch weniger wider-
„stehen, als dem Blendwerke meiner Beredsamkeit.
„Währet dieser Handel nur noch eine kurze Zeit,
„so werden Sie mich bald als den furchtbarsten
„Menschen in der Welt darstellen. Wie mufs es
„wohl mit Ihnen stehen, wenn Sie, um Sich zu
„rechtfertigen, im Ernste behaupten zu müssen
„glauben, dafs mein Credit in der Welt weit gröfser
„als der Ihrige ist? So treiben Sie also, indem Sie
„mir Spitzfindigkeit zur Last legen, diese selbst bis
„zu einer so lächerlichen Höhe, dafs Sie die Welt
„bereden wollen, von uns beyden sey ich derjeni-
„ge, der den meisten Credit habe. Was werden Sie

nicht

„nicht beweisen, wenn Ihnen ein solcher Beweifs „gegen die landkündige Ueberzeugung gelingen „sollte.“ —

Bossuet hatte Fenelon beschuldiget, *er habe die Bücher der Madame Guyon, auch nachdem sie schon verdammt waren, sehr vielen Leuten zu lesen gegeben, und er habe sie denjenigen, welche ihm ihr Vertrauen schenkten, sogar zur Richtschnur ihres Betragens gegeben.* Fenelon hatte mit voller Unbefangenheit, aber auch mit der ganzen Festigkeit eines Mannes, den sein gutes Gewifsen über alle Furcht erhob, geantwortet: „*Habe ich sie so vielen Leuten gegeben, „so wird es leicht seyn, sie zu nennen.*“ Was erwiedert der Hr B. v. Meaux? „*Es sey hier die Rede nicht von „einer Vertheilung mit der Hand;* er wolle blos sa- „gen, ich habe sie lesen lassen; ich habe es gebil- „liget, dafs man sie gelesen habe, und dafs ich mich „an *Kleinigkeiten* halte. Wie, Sie werfen mir eine „gehäfsige Thatsache vor, um mich dadurch zu ver- „schwärzen, und wenn ich den Beweis dafür ver- „lange, so scheuen Sie Sich nicht, mir zu sagen: „*ich halte mich an Kleinigkeiten*? Nennen Sie mir „eine einzige Person, welcher ich diese Bücher ge- „geben habe! Ein anderer als Sie würde hier sein „Unvermögen eingestehen; aber Sie haben uner- „schöpfliche Hilfsquellen. *Geben* heifst in Ihrer „Sprache nicht *geben*, es heifst — *lafsen und nicht weg- „nehmen.* Statt der Beweise bringen Sie Spiele des „Witzes und ein boshaftes Gelächter an: Sie versi-

„chern,

„chern, dafs dieses *meine Lieblingsbücher, meine Her-*
„*zensbücher* wären; *Ihre Freunde,* sagen Sie, *würden*
„*diese Bücher nicht gelesen haben, wenn Sie sie ange-*
„*halten hätten, denselben zu entsagen; Sie waren ja*
„*ihr Gewifsensrath.* Ich war der *Gewifsensrath* von
„keinem einzigen: keiner von ihnen hat mich über
„das Lesen dieser Bücher zu Rathe gezogen; ich
„weifs eben so wenig, wer von ihnen sie gelesen
„hat, als wer sie nicht gelesen hat; nie habe ich
„sie einem aus ihnen angerathen; eine Thatsache
„also, die, als man sie auffafste, sich mit Händen
„mufste greifen lassen, verdünstet zu Vernünfteley-
„en, und diese Vernünfteleyen verfehlen ihren
„Zweck auch bey andern Thatsachen, die, wie die
„erste, sich in Dampf auflösen.

Bossuet, der Fenelonen vorwarf, er *halte sich bey Kleinigkeiten auf*, hatte sich selbst eine ziemlich *kleinliche* Bemerkung erlaubt. Dieser hatte in seinem Schreiben an den Papst neben anderen Schriften, welche vom heiligen Stuhle verdammt waren, auch die Schriften der Frau Guyon, aber blos auf dem Rande angemerket. *Wenn man an Souveraine schreibt*, sagte Bossuet, *so geziemen sich keine Randglossen.* Fenelon versetzte mit einem muntern Tone: „Was diese Ceremoniel-Regel belangt, so mö-
„gen Sie Sich mit dem Papste selbst beruhigen!
„So lange Er nicht ungehalten über die Beweise
„meiner tiefen Ehrfurcht ist, so brauchen Sie es
„nicht an seiner statt zu seyn.“

Fenelon hatte sich in seiner *Antwort auf den Bericht über den Quietismus* mit der gröfsten Stärke darüber geäufsert, dafs Bossuet seine Briefe, welche er ihm in dem engsten Vertrauen der Freundschaft geschrieben hatte, so sehr mifsbrauchet habe. Bossuet machte ihm nun seiner Seits den nämlichen Vorwurf. „Aber, Monseigneur, erwiederte Fenelon, „können Sie Ihr Verfahren mit dem meinigen ver„gleichen? Als Sie meine Briefe bekannt machten, „so thaten Sie es, um mich als einen Quietisten zu „verschreyen, ohne Ursache dazu gehabt zu haben. „Wenn ich aber von den Ihrigen Gebrauch mache, „so wollte ich nur zeigen, dafs Sie mein Consecra„tor zu seyn verlangten, und dafs *Sie zwischen mir „und Ihnen damahls nichts ahndeten*, als *Etwas, ich „weifs selbst nicht was*, dem sich kein Name geben „liefse. Sie verriethen das Geheimnifs meiner ver„trauten Briefe, um mich zu stürzen; ich bediente „mich erst nachher der Ihrigen, nicht um Sie zu „bezüchtigen, sondern um meine gekränkte Un„schuld zu retten. Die Briefe, welche Sie gegen „mich anführen, beziehen sich auf Dinge in mei„nem Leben, die nach meiner Beicht die gröfste „Verschwiegenheit heischen, und die mich nach Ih„rem Ausdrucke als den Montan einer neuen Pris„cilla darstellen; dahingegen die Briefe, die ich vor„lege, nicht gegen Sie sind; sie sind blos für mich, „und beweisen, dafs ich kein Bösewicht und kein „Fanatiker bin. Warum setzen Sie Ihre Ehre da-

„rin, mir die meinige zu rauben? Muſs es nicht „Jedermann für einen auffallenden Miſsbrauch der „Vernunft und der Beredsamkeit halten, wenn Sie „Ihren Angriff auf meine Person, den Sie so weit „treiben, daſs Sie sogar die Geheimniſse der Freund-„schaft auf die gehäſsigste Weise verriethen, mit „einer so rechtmäſsigen, so unschuldigen, so noth-„wendigen Vertheidigung in Vergleich setzen?

Man würde es vielleicht an uns tadeln, wenn wir über einen besonderen Umstand, der eine Art von dem betrübtesten Aergerniſse veranlaſste, mit „Stillschweigen hinausgehen wollten. Es ist ziem-lich bekannt, daſs während dieser zwischen Bossuet und Fenelon so lebhaft geführten Streitigkeiten dieser jenem den Vorwurf machte, daſs er seine Beicht aufgedeckt habe! Allein offenbar war hier von keiner *sacramentalischen Beicht* die Rede; und Bossuet konnte den wahren Sinn dieses Ausdruckes nicht miſsverstehen. Gewiſs ist es, daſs Fenelon, wie Bossuet selbst eingestand, ihm eine geheime, aber äusserst genaue Schilderung des innersten Zustandes seines Gewissens schriftlich mitgetheilt hatte. Diese Schrift ward unter der Benennung — *Beicht* — Bossueten überreicht, und auch dem Cardinal von Noailles und dem Hrn. Tronçon anvertraut. Unter dieser Benennung von Beicht kommen sie stets in den Briefen Fenelons an den Hrn. v. Chevreuse vor, welche lange vor der Zeit dieser Streitigkeiten geschrieben waren. Wenn also Fenelon diese merkwürdige Aeuſserung eines so

rüh-

rührenden Zutrauens und einer so gänzlichen Hingebung, die er einige Jahre vorher Bossueten bewiesen hatte, mit dem Namen *Beicht* belegte, so war dieser schon an diesen Ausdruck gewöhnt; er würde auch höchst wahrscheinlich sich nie über diesen Ausdruck, dessen Sinn durch ihre frühere Verhältnisse bestimmt war, aufgehalten haben, wenn sich F. dieses Wortes, *Beicht*, blos in einem Briefe, oder in einer nur an ihn gerichteten Abhandlung fernerhin würde bedienet haben. Allein nun geschah dieses in einem öffentlichen Aufsatze, der für die Kirche, ja für ganz Europa geschrieben war. Das Publicum war von ihrem geheimen Privat-Briefwechsel nicht unterrichtet; es mufste also das Wort *Beicht*, welches ganz unbedingt, und ohne alle Einschränkung dastand, in der gewöhnlichen Bedeutung, für eine *sacramentalische Beicht* nehmen, und B. hatte daher Grund dazu, sich mit lautem Unwillen darüber zu äufsern, dafs F. einen sonderbaren und ungewöhnlichen Gebrauch von diesem Ausdrucke machte, der einen in seiner Art so höchst nachtheiligen Verdacht auf ihn werfen konnte. F. mufste also das Publicum darüber belehren, dafs er unter dem Ausdrucke — *Beicht*, — nur von einem *Privataufsatze* habe reden wollen, in welchem er Bossueten *gleichsam wie in einer geheimen Beicht den ganzen inneren Zustand seines Gewifsens* eröffnete. Diese Erklärung beruhigte nun, sobald sie gemacht war, die Gemüther wieder, die sehr in Bewegung ge-

kommen waren: doch wäre es besser gewesen, dafs F. nie in den Fall gekommen wäre, eine solche Erklärung geben zu müssen, und dafs er, da er zu dem Publicum sprach, sich in Acht genommen hätte, es zu einem Irrthume in einer so wichtigen Materie zu verleiten.

Wir wollen die Analyse dieser Schutzschrift F. mit der Anrede endigen, die am Schlufse derselben sich findet, und einen grofsen Eindruck auf B. machen mufste.

„Ich gebe auf viele Dinge keine besondere Ant-
„wort, weil sie in den von mir in's Licht gesetzten
„Thatsachen schon ihre Abfertigung finden, ob sie
„gleich, wenn ich dem Leser die tiefere Untersu-
„chung derselben erspare, nicht den Namen von
Kleinigkeiten — nach Ihrer Art sich auszudrücken
„— verdienen. Sollten Sie Sich aber darüber be-
„klagen wollen, so werde ich alles genau beantwor-
„ten. Uebrigens beschwöre ich meine Leser, Ih-
„ren *Bericht* und meine *Antwort*, Ihre *Bemerkungen*
„und dieses *Schreiben* noch einmahl geduldig zu
„durchlesen; ich hoffe, sie werden an mir den
„Montan einer neuen Priscilla nicht finden, mit
„welchem Sie der Kirche Schrecken einjagen woll-
„ten. Dieser Vergleich scheint Ihnen richtig und
„gemäfsigt zu seyn. Sie rechtfertigen ihn durch das
„Vorgeben, bey dem Umgange zwischen dem Mon-
„tan und der Priscilla sey nur Täuschung zu Grun-
„de gelegen; aber Ihre Anspielungen, die Sie aus

„der

„der Geschichte entlehnen, gelingen Ihnen immer „übel. So wie die Gelehrigkeit des Synesius „nichts der meinigen ähnliches hatte, so findet sich „auch keine Aehnlichkeit zwischen meiner angebli„chen Täuschung und jener des Montan. Dieser „Fanatiker hatte die zwey Weiber, welche ihn be„gleiteten, ihren Männern entführet; er versetzte „sie in eine falsche Begeisterung, welche eine wah„re Besefsenheit vom bösen Geiste war, die er aber „einen prophetischen Geist nannte; er war gleich „diesen Weibern selbst besessen, und in einem An„falle von teuflischer Wuth, die ihn und seine Ma„ximilla ergriffen hatte, schnürten sie sich beyde „den Hals zu. Mit einem solchen Manne, dem „Scheusale aller Jahrhunderte, vergleichen Sie Ih„ren Mitbruder, den *theuren Freund Ihres ganzen „Lebens, den Sie an Ihrem Busen tragen*; und doch „nehmen Sie es übel, dafs er sich über einen sol„chen Vergleich beklaget. Nein, Monseigneur, ich „werde mich nicht mehr darüber beklagen, nur Ih„rentwegen werde ich in Zukunft mein Leid tra„gen. Und ist wohl jemand tiefer zu beklagen, als „derjenige, der sich selbst so unglücklich macht, „weil er seinen Mitbruder ohne Grund anklagt? „Oder sind Sie vielleicht mein Ankläger nicht, da „Sie mich mit Montan vergleichen? Wer wird Ih„nen glauben? Und habe ich eine Antwort darauf „nöthig? Ist diefs nicht die stärkste Rechtfertigung „für mich, dafs Sie in der Anklage gegen mich Sich

„so sehr vergefsen, und in handgreifliche Wider-
„sprüche verlieren? Sie thun mehr *für* mich, als
„ich selbst thun könnte. Aber welch ein trauriger
„Trost ist es, wenn man das Aergernifs sieht, wel-
„ches das Haus Gottes in Verwirrung setzt, die
„Ketzer und die Religionsspötter aber zu Triumf-
„liedern stimmet? Wie auch immer der Ausspruch
„des heiligen Vaters diese Sache endigen möge, ich
„sehe demselben mit Ungeduld entgegen: denn ich
„will nichts als gehorchen, fürchte nichts, als mich
„zu betrügen, und suche nichts als den Frieden. Ich
„hoffe, durch mein Stillschweigen, durch meine un-
„bedingte Unterwerfung, durch meinen beharrlichen
„Abscheu vor aller Selbsttäuschung, und durch mei-
„ne Trennung von jedem Buche und von jeder
„verdächtigen Person es sichtbar zu machen, dafs
„das Uebel, welches Sie so fürchterlich schilderten,
„eben so erträumet ist, als das Aergernifs wirklich
„ist, und dafs gewaltsame Mittel gegen eingebilde-
„te Uebel sich in Gift verwandeln.“

Als F. diese Schrift dem Abbé von Chanterac zuschickte, so schrieb er ihm dabey folgendes: „Ich
„hoffe, Sie werden mit meiner Antwort zufrieden
„seyn. Man wird vielleicht den Ton in derselben
„etwas stärker finden, als in meinen andern Schrif-
„ten; aber ich konnte mich nicht enthalten, meinen
„Abscheu vor so vielen gräfslichen Bezüchtigungen
„nachdrücklich zu äussern, um so mehr, da sonst
„manche meiner Leser glauben könnten, meine

Mefsi-

„Mäfsigung komme von der Furcht vor meinem Geg-
„ner. Uebrigens darf man nur meine Ausdrücke
„mit den seinigen vergleichen, so wird man finden,
„dafs ich noch sehr gelafsen gegen seine bittere
„Heftigkeit bin. Aus den Daten können Sie sehen,
„dafs mich meine Antwort nur eine Zeit von acht
„Tagen kostete. Ich wollte keinen Augenblick ver-
„lieren, weil ich nie über eine Antwort verlegen
„war.“

Staunen befiel die Gegner des Erzbischofes von Cambrai, als sie auf die *Bemerkungen* des Bischofs von Meaux seine *Antwort* so schnell erscheinen sahen, und der Cardinal von Bouillon, ein aufrichtiger Bewunderer F. sagte öffentlich zu Rom: „hier „zeige sich der menschliche Geist in seiner gröfs-„ten Stärke.“

Diese Antwort mufste einen fürchterlichen Eindruck auf den Abbé Bossuet gemacht haben. Hart kömmt es uns an, die Ausdrücke niederzuschreiben, die er sich gegen F. zu erlauben wagte: „*das „ist eine wilde Bestie* (Fenelon *eine wilde Bestie!*) die „man zur Ehre des bischöflichen Amtes und der „Wahrheit so lange verfolgen mufs, bis man sie zu „Boden geschlagen, und aufser Stande zu schaden, „gesetzet hat. Hat der h. Augustin den Julian „nicht bis auf den Tod verfolgt? Man mufs die „Kirche von dem gröfsten Feinde, den sie je hatte, „befreyen: ich glaube der König und die Bischöfe

„sind

„sind im Gewifsen verbunden, den Erzbischof von „Cambrai niemahls mehr in Ruhe zu lassen.“

Ohne Zweifel mufste es B. jetzt bereuen, dafs er den Standpunct der Lehre, wo der Vortheil so sichtbar auf seiner Seite war, verlassen hatte, und auf die Untersuchung von Thatsachen übergegangen war. An die Stelle des aufserordentlichen Erfolges, den Anfangs sein *Bericht* über den Quietismus hatte, war eine gefühlvollere Theilnahme für F. getreten. Fromme Personen, welche mit Rechte das Aergernifs beseufzten, das durch so heftige Streitigkeiten zwischen Bischöfen erreget ward, mufsten sich doch selbst gestehen, dafs der Erzbischof von Cambrai nothgedrungener Weise so gehäfsige Vorwürfe von sich abstofsen mufste, damit nicht die Schmach, die man auf seine Person häufen wollte, auf die Heiligkeit seines Amtes zurückfallen dürfte.

§. 6. *Urtheil des Kanzlers von Aguesseau über diesen besondern Punct der Controverse.*

Sollte vielleicht unsere Eigenschaft als Geschichtschreiber Fenelons unser Zeugnifs verdächtig machen, so wollen wir die Aussage von einem Manne anführen, dessen Name allein schon vollkommenes Vertrauen einflöfsen mufs. Das Urtheil des Kanzlers von Aguesseau mufs ein um so gröfseres Gewicht haben, weil seine Grundsätze, seine Verhältnifse, selbst seine vorgefafsten Meinungen ihn mehr auf die Seite Bossuets, als auf jene Fenelons hinneigen

mufs-

mufsten. „So lange diese beyden erlauchten Gegner „sich in ihren Streitigkeiten nur auf die Hauptsache „von der Lehre einschränkten, war das Aergernifs „nicht so grofs, und man konnte es wenigstens als „ein nothwendiges Uebel ansehen. Aber die Scene „ward betrübter in den Augen rechtschaffener Leute, „als sie sich gegenseitig über Persönlichkeiten an„griffen, und ganz einander entgegengesetzte Erzäh„lungen bekannt machten, *weil, da sie unmöglich al„le beyde die Wahrheit für sich haben konnten*, man „den traurigen, aber gewifsen Schlufs ziehen mufste, „*dafs einer von beyden in seiner Aussage falsch seyn „mufste.* Ohne aber zu untersuchen, auf wefsen Seite „die Wahrheit stand, so ist wenigstens so viel gewifs, „dafs in der Meinung des Publicums der Erzbischof „von Cambrai den Vortheil der Wahrscheinlichkeit „sich zu verschaffen wufste."

Vielleicht dürften wir dem Zeugnisse des Kanzlers von Aguesseau noch jenes von Bossuet selbst hinzufügen. Freylich konnte und wollte dieser nicht eingestehen, dafs er in seiner Anklage gegen F. zu übereilt zu Werke gegangen sey; aber verhehlen konnte er es doch nicht, dafs sein Gegner sich vollkommen vertheidigt hatte. In einer ziemlich kleinen Schrift, welche er wenige Monathe nachher herausgab, sagte er: „Mögen seine Anhänger (jene des Fenelon) ein„mahl aufhören, seinen schönen Geist und seine Be„redsamkeit zu rühmen! *Gerne gesteht man es ihm „zu, dafs er sich kraftvoll und hartnäckig vertheidigt „habe:*

„*habe:* wer mag ihm einen hellen Geist abspre-
„chen? *Er hat ihn in einem solchen Grade, dafs er*
„*sich fürchterlich machen kann:* sein Unglück ist nur,
„dafs er sich in eine Sache eingelassen hat, die so
„viel Geist erfodert.

Eben so gewifs ist es, dafs Bossuet seit der *Antwort* Fenelons auf seine *Bemerkungen* sich von der Frage über Thatsachen ganz zurücke zog: er schränkte sich darauf ein, noch einige dogmatische Schriften herauszugeben, um die Entscheidung des heiligen Stuhls zu beschleunigen. Man gab es in der ferneren Dispüte sogar auf, noch irgend eine Meldung von der Madame Guyon und von allen den Entdeckungen, die man in Hinsicht auf ihren Umgang mit dem Pater La Combe wollte gemacht haben, zu thun. Die Geistesverirrung dieses Religiosen war vollkommen hergestellt, und man begnügte sich, die Madame in der Bastille sitzen zu lassen, ohne dafs man sich über die ihr zu Last gelegten Ausschweifungen den geringsten Beweis hatte verschaffen können.

Von einigen Schriften, die gegen das Ende dieser Controverse erschienen, werden wir hinfüro nicht weiter sprechen. In einer Sache, über welche wegen der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der zwey Hauptgegner die Neugierde und öffentliche Aufmerksamkeit sich zu erschöpfen begann, würden sie nichts Interessantes mehr darbiethen können.

Wir wollen uns hier mit der Nachricht begnügen,

gen, dafs der Bischof von Chartres gegen den Ausgang des Junius 1698 einen Pastoral-Unterricht herausgegeben hat. Er wollte in demselben beweisen, dafs der Erzbischof von Cambrai seinen Begriffen von der Hoffnung, welche er von der Liebe auszuschliefsen schien, nicht treu geblieben wäre. Da bey dieser Untersuchung alles auf die Frage, wie die Ausdrücke Fenelons müfsten verstanden werden, hinauslief, so würde sie, wie man leicht sieht, für die Leser heutiges Tages völlig gleichgültig seyn.

Fenelon eilte weiter nicht, um dem Bischofe von Chartres zu antworten; er hatte, wie man gesehen hat, mit Bossuet und dem Cardinal von Noailles Dinge von einer weit höheren Wichtigkeit noch auseinanderzusetzen; nämlich allen jenen Haufen von Thatsachen und persönlichen Beschuldigungen, mit welchen man ihn gerne zu Boden gedrückt hätte. Mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Unbefangenheit mahlet er die sonderbare Lage, in welcher er allein gegen drey seiner Mitbrüder den Kampf bestehen mufste. „Dem Bischofe von Car-
„tres bin ich noch eine Antwort schuldig, und ich
„hoffe sie ihm deutlich zu geben, aber es läfst sich
„nicht alles auf einmahl thun; ihrer sind drey.
„Hilfsmittel und Leichtigkeit haben sie ohne Maafs:
„*ich* bin allein, ohne Hilfsmittel; habe eine sehr
„schwache, mehr durch Geistesanstrengungen als durch
„Leibesarbeit erschöpfte Gesundheit, und bin dabey
„wegen eines Druckers sehr in Verlegenheit."

Wirk-

Wirklich kostete es ihm viele Schwierigkeit, grofse Auslagen, und unendliche Behutsamkeit, bis er einen Drucker ausfindig machen konnte. Es begegnete ihm sogar ein Verdrufs anderer Art bey Gelegenheit seiner *Antwort* an den Bischof von Chartres. Sieben hundert Exemplare derselben hatte er in einem Packe nach Paris geschickt, und Hr. von Argenson, damahliger Policey-Lieutenant, liefs sie alle vermöge erhaltenen Befehles anhalten, und wegnehmen.

F. beeiferte sich übrigens wenig, dieser *Antwort* eine grofse Publicität zu verschaffen. Er hatte sie nur defswegen verfertigt, weil er nirgends eine Antwort schuldig bleiben wollte; schränkte sich dabey blos auf die theologische Seite ein, und vermied alles sorgfältig, was einen Prälaten hätte beleidigen können, den er aufrichtig schätzte, und der damahls zu einer Annäherung gegen ihn geneigt zu seyn schien. Bossuet drang zwar in den Bschof von Chartres, der *Antwort* des Erzbischofes von Cambrai eine Replik entgegen zu setzen; allein er hatte mit dem Cardinal von Noailles den festen Entschluss gefasset, sich nicht mehr in diese schriftliche Streitigkeiten verwickeln zu lassen. Bossuet, dessen Feder nicht zu ermüden war, entschlofs sich alsdann selbst, unter dem Namen eines *Theologen* zu antworten, wodurch sich F. genöthigt sah, noch zwey Briefe zur Antwort für den *Theologen* drucken zu lassen.

§. 7.

§. 7. *Die vom Papste ernannten Examinatoren sind in ihrer Meinung getheilt.*

Während die Schriften in Frankreich sich häuften, und so schnell auf einander folgten, dafs man in Rom vielleicht eben so sehr darüber erstaunt, als ermüdet war, hatten die Examinatoren vier und sechzig Congregationen, denen gröfstentheils der Papst selbst persönlich beygewohnt hatte, endlich ihre Untersuchungen den 25ten September 1698 geendet. Aber wie im Anfange, so waren sie auch am Ende derselben in ihren Meinungen getheilet. Von zehen Examinatoren hatten fünfe erkläret, das Buch von der *Auslegung der Maximen der Heiligen verdiene gar keine Censur*, die fünf anderen stimmten dagegen, dafs es eine grofse Anzahl tadelnswürdiger Sätze enthalte.

Diese Stimmenungleichheit unter den römischen Theologen beyderseits mufste natürlicher Weise nach einer fast fünfzehen Monathe langen Untersuchung den Rechtsbescheid herbeyführen, die Gegner F. *zu keiner Klage mehr zuzulassen.* Wahrscheinlicher Weise würde man auch bey dieser Gelegenheit von den durch das Tribunal des heiligen Officium anerkannten Gebräuchen und Regeln nicht abgewichen seyn, wenn nicht äusserst gebiethende Rücksichten dem herkömmlichen Gange des römischen Hofes eine andere Richtung ertheilet hätten. Allein da B. Ludwigen XIV. die Lehre F. als *Religionszerstörend*, und

als

als gefährlich für die Ruhe des Königreiches geschildert hatte, so sah sich Innocenz XII. durch das dringende Anhalten dieses Monarchen bemüfsiget, das Definitiv - Urtheil über das Buch von den *Maximen* der Congregation der Cardinâle vom heiligen Officium zu übertragen.

§. 8. *Schreiben Fenelons an die Frau von Maintenon.*

Auf die erhaltene Nachricht, dafs die Congregationen der Examinatoren geendigt, und die gleiche Stimmentheilung erkläret sey, glaubte F., bey der Madame von Maintenon mit Ehren einen Schritt zum Frieden und zur Aussöhnung thun zu können. So viele Ursache zu Beschwerden sie ihm auch gegeben hatte, so berührte er doch nicht das Geringste davon; er wollte ihr mit eben so vieler Redlichkeit als Freymüthigkeit zu erkennen geben, das er stets treu für die vormahligen Freundschaften und Gnaden, welche er von ihr erhalten hatte, in seinem Herzen keine Erbitterung wegen ihres jüngsten Benehmens herumtrage. Er bemerkte ihr in diesem Briefe, „man habe ihr zwar sein Buch so „geschildert, als sey es keiner katholischen Ausle„gung fähig, und seine Mitbrüder haben wegen der „gottlosen Sätze, die sie darin zu finden glaubten, „es für Pflicht gehalten, ihn auf das Aeufserste zu „treiben; allein fünfe der vortrefflichsten Theolo-

„gen,

„gen, die der Papst selbst aus der Mitte der römi-
„schen Kirche auserwählt hatte, hätten nicht nur
„dafür gehalten, dafs man es auf die beste Weise
„auslegen könne, sondern es auch so rein und so
„richtig gefunden, dafs es gar keiner Auslegung be-
„dürftig sey. Wahr ist's, Madame, die fünf ande-
„ren haben sich gegen mein Buch erklärt; allein,
„ohne ihrem Verdienste etwas zu benehmen, so sagt
„doch die öffentliche Stimme laut, dafs sie den er-
„stern an Gewichte nachstehen. In dem heiligen
„Officium, welches in Hinsicht auf die Glaubens-
„lehre das strengste ist, hält man ein Buch für ge-
„rechtfertiget, sobald keine Stimmenmehrheit das-
„selbe verdammet. Diefs ist eine unverletzliche
„Regel bey demselben, und diese Regel ist ent-
„scheidend für mich. Dieses erste Urtheil recht-
„fertigt mich, Madame, in den Augen der ganzen
„Christenheit. — Welchen Erfolg auch Gott noch
„ferner zulassen möge, so wird man an mir nie et-
„was anders bemerken, als Gelehrigkeit für den
„Papst, meinen Oberen; Eifer, Unterwürfigkeit und
„unbegränzte Dankbarkeit für den König meinen
„Herrn; Ehrfurcht, Ergebenheit und Dankbarkeit
„für Sie, Madame; Liebe zu dem Frieden der Kir-
„che; Abscheu gegen alle Neuerung, und Verges-
„senheit auf die Härte, mit der mich meine Brü-
„der augegriffen haben. Ob ich gleich sie alle in
„Gott und nach dem Geiste der wahren Bruderlie-
„be schätze, so kann ich es mir doch nicht versa-

„gen,

„gen, einen kleinen Unterschied unter denselben „zu machen.

„Uebrigens habe ich Ihnen, Madame, nur noch „zwey Dinge vorzustellen. Das erste ist: wenn „mich der Papst verdammet, so werde ich mein „Kreuz ohne Murren und mit einem demüthigen „Herzen tragen. Wenn sich aber der Papst an die „gewöhnlichen Regeln halten will, wie ich es hoffe, „und ich so gerechtfertiget werde, so werde ich „mich gegen meine Mitbrüder gerade so betragen, „als wenn sie mich nie angegriffen hätten. Das an- „dere ist, dafs unter allem dem Kreuz, mit dem man „mich zu erdrücken sucht, mir keines schwerer „fallt, als dieses, dafs ich Ihnen so viel Mifsver- „gnügen verursachet habe. Kann ich mich wohl „darüber beklagen, dafs Sie dreyen grofsen Prälaten „mehr, als mir allein, geglaubet haben, und dafs Ih- „nen die Sicherheit der Kirche lieber war, als mein „Privatruhm? Sehe ich auf die Eindrücke, welche „Ihnen sind ertheilet worden, so mache ich den „Schlufs, dafs Sie natürlicher Weise noch viel wei- „ter hätten gehen können, und dafs Sie nur ein „Ueberrest von Herzensgüte noch zurückgehalten „hat. Dafür bin ich Ihnen erkenntlich, und werde „es nach Gebühr mein ganzes Leben hindurch seyn. „Ich bitte, Madame, Gott von ganzem Herzen, dafs „er Sie eben so sehr trösten wolle, als ich Sie wider „meine Absicht betrübet habe, und dafs er die Fülle

„sei-

„seiner Gnade über Sie ausgiefsen möge, um seine „heiligen Pläne mit Ihnen auszuführen.“

Eine so sanfte und gemäfsigte Sprache, eine so feine Schonung, um allem auszuweichen, was immer die Madame Maintenon an die Uebereilung erinnern konnte, mit welcher sie gegen die Grundstimmung ihres Charakters die Lobrednerinn eines Buches ward, das für einen alten Freund so beleidigend ward, mufste ein Herz rühren, welches von Natur aus für ein edles und grofsmüthiges Benehmen fein fühlte. Wir haben keine Antwort von ihr auf diesen Brief, und wahrscheinlicher Weise hat sie nicht geantwortet. Es war nicht mehr Zeit, eine Sache in ihrem Gange aufzuhalten, welche so grofses Aufsehen gemacht hatte, und deren definitiver Entscheidung man mit jedem Augenblicke entgegen sah. Auch hatte man sie zu bereden gewufst, dafs F. der kühnste Beförderer des Quietismus seyn würde, wenn er nicht sollte verdammt werden.

Innocenz XII. wünschte aufrichtig einem Erzbischofe, für dessen Tugenden und Talente er so grofse Achtung hatte, das Beschimpfende einer Censur zu ersparen: er nahm sich daher viele Zeit zur Entscheidung dieser Sache, ob man gleich so ungeduldig sich nach ihr sehnte; und um dieses langsame Verfahren zu rechtfertigen, bediente er sich des ehrenvollen Grundes, die Wichtigkeit der Sache und die Verdienste der grofsen Bischöfe, die auf seine

Entscheidung warteten, machten eine grofse Feyerlichkeit bey derselben nothwendig. Immer schmeichelte er sich, dafs während dieser Zögerungen irgend ein günstiges Ereignifs eintreten, und ihn der Nothwendigkeit, den entscheidenden Ausspruch zu thun, überheben dürfte.

§. 9. *Sechzig Doctoren der Sorbonne unterzeichnen eine Censur von 12 aus dem Buche der Maximen ausgehobenen Sätzen.*

Der Abbé Bossuet brachte jetzt dem Cardinal von Noailles und seinem Oheim den Gedanken bey, gegen das Buch des Erzbischofes von Cambrai in Frankreich eine vorläufige Censur zu veranstalten, damit auf diese Weise dem günstigen Eindrucke, welcher für letzteren aus der gleichen Stimmentheilung der römischen Examinatoren erfolget war, ein Gegengewicht verschaffet würde. Auf einmahl erschien also zu Paris eine Censur von sechzig Doctoren der Sorbonne, in welcher zwölf aus dem Buche von den *Maximen* ausgehobene Sätze unter gewissen Einschränkungen verdammt wurden. Sehr merkwürdig ist es dabey, dafs der Verfasser dieser Censur Herr Pirot war, gerade der Mann, welcher Fenelons Manuscript gelesen, in demselben die vom Verfasser gebilligten Aenderungen angebracht, das Buch selbst *für richtig und nützlich* erklärt, und ihm das öffentliche Zeugnifs ertheilt hatte, es sey ein *goldenes Buch*. Diese Acte, das Werk eines ein-

zigen Privatmannes, wurde hierauf jedem Doctor einzeln, im Namen des Cardinal Noailles, und mit der Einladung vorgelegt, sie zu unterzeichnen, wobey man kaum ihm Zeit liefs, sie zu lesen. Anfangs unterzeichneten ungefähr sechzig oder siebenzig Doctoren; nachdem aber einmahl die Sache in Gang gekommen war, so war noch eine grofse Anzahl anderer Doctoren gefällig genug, mit ihrer Unterzeichnung Ihrem Dioecesanbischofe ein Vergnügen zu machen. Doch hatte dieser kleinliche Kunstgriff nicht ganz die Wirkung und den Erfolg, den man sich davon versprach. Man konnte bey diesem, wie bey so vielen anderen Fällen, die Bemerkung machen, dafs Unterzeichnungen solcher Art, welche man durch Intriguen oder Macht gar zu gefälligen Leuten abgewinnt, selten über die öffentliche Meinung gebiethen können; höchstens vermögen sie die Leichtgläubigkeit auf einige Augenblicke zu täuschen. F. hatte wenig Mühe, das Ungereimte einer so unregelmäfsigen Acte deutlich hinzulegen; und der Cardinal Noailles mufste sich defswegen zu Rom rechtfertigen, wo man mit Grunde sehr ungehalten war, dafs über eine Frage, die zur endlichen Entscheidung schon bey dem heiligen Stuhle angebracht war, eine theologische Facultät sich zum Richter aufzustellen wagte.

§. 10. *Der König macht eine neue Vorstellung an den Papst ; nimmt Fenelonen den Titel und das Gehalt eines Lehrers seiner Enkel.*

Der Contrast, welcher sich zwischen den Briefen des Abbé Chanterac und jenen des Abbé Bossuet findet, muſs, wie wir es schon bemerket haben, für einen aufmerksamen Leser etwas sehr Anziehendes haben. Der Abbé von Chanterac glaubte, bey einer theologischen Controverse müſse man nur Vernunftschlüſse, Stellen aus der h. Schrift und der Erblehre, und die kanonischen Formen brauchen; seine Briefe tragen stets das Gepräge von Gottesfurcht, Wissenschaft, Redlichkeit und Einfachheit: der Abbé Bossuet dringt aber ohne Unterlaſs auf äusserliches Ansehen und Gewaltstreiche. Liest man seinen Briefwechsel, so sollte man fast glauben, es handle sich von einer für die Macht Frankreichs und den Ruhm Ludwigs XIV. äusserst wichtigen polistichen Unterhandlung; nicht aber von einer sehr dunklen Frage, über welche die Theologen getheilt waren, und das Kirchenhaupt noch immer Anstand nahm, den letzten Ausspruch zu thun.

Bossuet ist zu bedauern, daſs er für die gewaltsamen Vorstellungen seines so ungestümmen und feurigen Neffen zu viele Nachgiebigkeit hatte. Durch die übertriebenen Besorgnisse, welche der Abbé Bossuet bey seinem Oheim über das Endurtheil des heiligen Stubles zu erregen wuſste, ward dieser

ver-

verleitet, auf Maafsregeln der öffentlichen Gewalt zu bestehen, von denen bey einer so gearteten Controverse nie Gebrauch hätte gemacht werden sollen. Die Freunde F. konnten glauben, dafs der Bischof von Meaux in seinem Eifer für die reine Lehre etwas Rachsucht gegen seine Person habe einfliefsen lassen.

Doch sey dem, wie ihm wolle, Ludwig XIV. gab den dringenden Vorstellungen Bossuets und des Cardinal von Noailles, welche noch von der Madame von Maintenon unterstützet wurden, Gehör, und fertigte an den Cardinal von Bouillon einen ausserordentlichen Courier mit folgendem Schreiben für den Papst ab.

„Heiligster Vater! Zu der Zeit, in welcher ich „von dem Eifer und der Freundschaft Ihrer Heilig„keit eine schnelle Entscheidung über das Buch des „Erzbischofes von Cambrai erwartete, kann ich „nicht ohne Schmerz vernehmen, dafs dieses für „den Kirchenfrieden so nothwendige Urtheil noch „immer durch die Ränke von Leuten gehemmet wird, „welche in der Verzögerung einer Entscheidung ih„ren Vortheil zu finden glauben. Die nachtheiligen „Folgen dieser Zögerungen stehen mir aber so leb„haft vor Augen, dafs ich den Titel des erstgebohr„nen Sohns der Kirche nicht mit Würde behaup„ten zu können glaubte, wenn ich nicht die drin„gendsten Vorstellungen, welche ich schon so oft „Ihrer Heiligkeit gemacht habe, wiederhohlen und

„Die-

„Dieselbe ersuchen würde, endlich einmahl die Un-
„ruhen zu stillen, welche dieses Buch in so vielen
„Gewissen erreget hat. Gegenwärtig läfst sich die
„Ruhe auf keine andere Weise mehr erwarten, als
„blos von dem endlichen Ausspruche, den der all-
„gemeine Vater klar, bestimmt und so ertheilt, dafs
„er keine schiefe Auslegung zuläfst; so endlich, wie
„die Entscheidung seyn mufs, wenn sie keinen Zwei-
„fel über die Lehre zurücke lassen, und das Uebel
„bis auf die Wurzel tilgen soll. Ich suche, Heilig-
„ster Vater, um diese Entscheidung an, blos wegen
„des Wohls der Kirche, wegen der Beruhigung der
„Gläubigen, und wegen des eigenen Ruhms Ihrer
„Heiligkeit. Dieselben wissen, wie sehr ich von
„Dero zärtlichen Vaterliebe gerühret werde, und
„wie stark ich davon überzeuget bin. Zu so grofsen
„Beweggründen, welche den Ausschlag für mich ge-
„ben müfsen, füge ich noch hinzu, Ihre Heiligkeit
„möchten Rücksicht auf mein dringendes Anhalten,
„und auf den kindlichen Respect nehmen, mit wel-
„chem ich bin, Heiligster Vater, Ihr devotester Sohn,
„Ludwig.“

Bey diesem Schreiben an den Papst lag noch ein anderes für den Cardinal von Bouillon, in welchem er von dem Könige für den Erfolg gleichsam verantwortlich gemacht wurde.

Man begnügte sich aber nicht mit einem so auffallenden Zeugnisse von der ernstlichen Gesinnung des Königes; man glaubte auch, er müsse

durch

durch eine starke Aeusserung seines Ansehens es zu erkennen geben, dafs F. seine Gnade unwiederruflich verlohren habe, und dafs ihm die Rückkunft an den Hof für immer verschlofsen sey.

In den ersten Tagen des Jäners 1699 liefs sich Ludwig XIV. die Liste der am Hofe der jungen Prinzen angestellten Dienerschaft bringen; strich mit eigner Hand den Namen des Erzbischofes von Cambrai und die Besoldung aus, die ihm als Prinzenlehrer angewiesen war, und nahm ihm sogar den Titel davon. Zu gleicher Zeit entzog man ihm auch die Zimmer, die er in dieser Eigenschaft auf dem Schlofse zu bewohnen hatte. Man mufs darüber wundern, wie ein solcher Prinz, als Ludwig XIV. glauben mochte, einen solchen Mann, wie Fenelon, durch Einziehung dieses Gehaltes strafen zu können. Erinnerte man sich dann nicht mehr, dafs der nämliche F. vier Jahre vorher es sich für eine Gnade ausbath, diesen Gehalt zur Bestreitung der Kriegskosten dem königlichen Schatze überlassen zu dürfen; dafs aber Ludwig XIV. es unter seiner Würde gehalten hatte, dieses grofsmüthige Anerbiethen anzunehmen?

Der Abbé Bossuet hätte auch gerne, wiewohl nichts daraus ward, den Hrn v. Beauvilliers in gleiche Ungnade mit F. verwickelt gesehen. „Es scheint „mir, schrieb er seinem Oheim, sowohl für jetzt, „als für die Zukunft gefährlich zu seyn, wenn man „den Hrn. v. Beauvilliers bey seiner gegenwärti-

„gen

„gen Stelle läfst.“ — Wenn es ihm nachgegangen wäre, so hätte Ludwig XIV. die ganze Fülle seines Ansehens dazu brauchen müssen, um alle Freunde des Erzbischofes von Cambrai zu Boden zu schlagen.

In Rom erstaunte man nicht wenig über die neuen, im Namen Ludwigs XIV. gemachten Zudringlichkeiten, indem man selbst mit der gröfsten Thätigkeit an dem endlichen Urtheile über das Buch des Erzbischofes von Cambrai arbeitete. Die Cardinäle von der Congregation des heiligen Officium kamen in Gegenwart des Papstes die Woche zweymahl, oft dreymahl zusammen. In der kurzen Zeit zwischen dem 19ten November und dem 15ten December hatte man schon zehen Congregationen gehalten. Männern, die ihres Alters und ihrer Würde wegen so ehrwürdig waren, die sonst noch so viele Geschäfte zu verrichten, und so wichtige Pflichten zu erfüllen hatten, verdienten wegen einer so unverdrofsenen Thätigkeit Lobsprüche, nicht Vorwürfe, wie sie ihnen doch wegen ihrer Langsamkeit der Abbé Bossuet zu machen sich erkühnte.

Indessen wollte doch der Papst dem Könige, der seine Ungeduld in einer so ausdrucksvollen und dringenden Form geäufsert hatte, seine Achtung beweisen. Er verordnete auf der Stelle, dafs die Cardinäle ihre Thätigkeit verdoppeln, und dreymahl in der Woche ihre Congregationen halten sollten, um

die

die Untersuchung und Entscheidung zu beschleunigen.

§. 11. *Der Abbé von Chanterac schreibt an Fenelon. Fenelons Antwort.*

Der Abbé von Chanterac, der zu Rom Zeuge von allen geheimen Bewegungen der Gegner F. war, und von den dringenden Vorstellungen des Königs, um das Verdammungsurtheil des Erzbischofs von Cambrai zu bewirken, genaue Kenntnifs hatte, konnte sich den mächtigen Einfluſs eines so hohen Ansehens nicht verhehlen, und legte defswegen seine Besorgnifse Fenelonen mit Freymüthigkeit vor: „Leute, die es aufrichtig gut mit Ihnen „meinen, sagen mir alle Tage, Rom könne unmög„lich dem dringenden Anhalten des französischen „Hofes gegen Sie widerstehen. Der König fodert „nicht nur eine schnelle Entscheidung, sondern er „dringt sogar in bestimmten Ausdrücken auf das „Verdammungsurtheil gegen Ihr Buch, als welches „für die Ruhe und das Wohl des Staates durchaus „nöthig sey. — Wenn man gegenwärtig die Ent„scheidung vornehmen sollte, so ist es sehr wahr„scheinlich, dafs die Stimmung der Köpfe, und die „grofse Zahl der Cardinäle von der Congregation „des h. Officium das Buch verdammen werden, und „zwar wegen der Furcht, die der französische Hof „in Hinsicht des Quietismus erreget hat, von wel„chem man täglich schreckliche Beyspiele und Ge-

„schich-

„schichten hier vor Augen hat, wegen der grofsen
;„Unruhen, welche in Frankreich dieses Buch ver-
„ursachet, und wegen der Gesinnung so vieler Bi-
„schöfe und Doctoren, welche es alle für eine ge-
„fährliche, und dem Quietismus günstige Schrift hal-
„ten. In Anbetracht aller dieser Umstände werden
„viele der Meinung seyn, dafs, wenn man auch im
„Grunde an der Lehre des Buches nichts auszuse-
„tzen hätte, und die Ausdrücke desselben durch
„Stellen aus guten und heiligen Schriftstellern, wel-
„che sich derselben bedient haben, gerechtfertigt
„werden könnten, nichts desto weniger in gegen-
„wärtigen Umständen die gute Ordnung der Kirche
„es fodere, dafs Rom dasselbe entweder verdamme,
„oder verbiethe, um die Unruhen zu stillen, und
„den Frieden herzustellen. Ich warte ruhig den
„Ausgang ab, wie er auch seyn möge; ich erwarte
„ihn ganz in dem Geiste jener Unterwerfung un-
„ter die Fügungen Gottes, die Sie mir stets so rüh-
„rend empfehlen, und welche auch eines wahren
„Christen so würdig ist. Mitten unter einem so
„harten Sturme, der Schauder erreget, und alle
„menschliche Klugheit erschöpft, wünschte ich vor
„Gott ganz stille zu seyn, ohne ihm mit zu vieler
„Hastigkeit zu sagen: *Herr, hilf uns, wir gehen zu*
„*Grunde!* (Matth. VIII. 22.) Doch, indem ich mich
„ganz seiner Güte überlasse, kann ich mich nicht
„enthalten, ihn zu bitten, dafs er über seine Kir-
„che und die Wahrheiten der Religion wachen mö-
„ge.

„ge. Ich gestehe Ihnen, dafs mein Vertrauen steigt, „wenn ich auf so viele gelehrte und fromme Per„sonen hinschaue, die weiter in unserer Sache se„hen, als ich; die mit aller Gefahr besser bekannt „sind, und die dessen unerachtet die unerschütterli„che Zuversicht in sich nähren, Gott werde es nie „zugeben, dafs die reine Liebe und die vollkommene „Losschälung von unserm Eigennutze mit dem Irr„thum und der Verblendung verwechselt werde. „Glückselig werden Ihre Leiden seyn, wenn sie zur „Vertheidigung der wahren Liebe dienen. Wie freue „ich mich, wenn ich daran denke, dafs wir durch sie „in der Zeit und der Ewigkeit ewig vereint bleiben „werden. Ach wie oft habe ich in diesen Tagen der „Angst und der Finsternifs zu mir selbst gesagt: „*Laſst uns gehen, und mit ihm sterben.* (Joh. XI. 16.)

Man wird aus folgender Antwort F. sehen, ob er nicht in seinem Innersten eine ähnliche Sprache vernahm. — „Ich bin, wie es sich gebührt, über alle Ih„re Briefe, mein theurer Abbé, gerühret; aber, gehe „es auch, wie es wolle, bleiben Sie ruhig: harren Sie „aus in aller Sanftmuth und Demuth. Will mich „mein Oberer demüthigen, so kömmt es mir zu, mit „Freude und Gelehrigkeit die Demüthigung von ihm „anzunehmen. Ich bin weit davon entfernt, für die „uneigennützige Liebe durch persönlichen Eigennutz „in der Kirche Unruhe stiften zu wollen; mein Be„tragen würde meiner Lehre weit mehr Unehre ma-

„chen,

„chen, als alle Censuren. Von der *Lehre*, nicht von „*uns* ist die Rede.

„Ich beschwöre Sie, trösten Sie Sich, was für ei„nen Ausgang Gott auch immer zulassen möge, und „zählen Sie darauf, dafs ich Sie immer mit der näm„lichen Zärtlichkeit des Herzens empfangen werde, „mag nun Gott die Wahrheit durch uns retten, oder „mag er uns demüthigen wollen, und durch unsere „Demüthigung selbst die Wahrheit aufrecht erhal„ten. Ich habe auf Niemand Vertrauen, als auf Gott „allein; ich will selbst auf Sie keines setzen, ob Sie „gleich das Werkzeug seiner Vorsehung sind. Nun „sind Sie endlich nahe am Ende Ihrer Bemühungen „für mich; Ihre Ruhe wird mir einigen Trost ver„schaffen; harren wir bis an das Ende in Einfachheit „aus; wandeln wir durch die Schatten des Todes an „der Hand dessen, der unser Führer ist. Mag ent„stehen, was will, ich vermag nichts, als denjenigen „anzubethen, zu preisen, und zu lieben, durch den „alles geschieht, und für den allein ich mein Kreuz „trage. Mag entstehen, was immer will, ich kann „ihm nur dafür danken, dafs er mir an Ihnen einen so „herzlichen, so weisen, und so geduldigen Vertheidi„ger geschenkt hat. — Will sich Gott meiner auf „meiner Stelle nicht mehr bedienen, so werde ich „für mich allein den Ueberrest meiner Tage seiner „Liebe weihen, nachdem ich nicht mehr im Stande „seyn werde, sie unter Andern zu befördern. Ihre „Bemühungen für mich werde ich eben so schätzen,

„als

„als wenn Sie wirklich die Gutheifsung meines Bu-
„ches durchgesetzt hätten; ich werde für die un-
„glaublichen Leiden, welche Sie so lange Zeit mei-
„netwegen dulden, die nämliche Erkenntlichkeit füh-
„len; ich werde mich mit der nämlichen Ungeduld
„nach dem Augenblicke sehnen, in dem ich Sie wie-
„der sehen, Sie umarmen, Sie zu Rathe ziehen, und
„Sie als den Trost meines ganzen Lebens ansehen
„kann. Sterben wir über unserem einfachen Wan-
„del! Himmel und Erde werden vergehen, aber die
„Worte von Jesus Christus werden nie vergehen.
„Ich bitte Gott, Sie wie meinen Augapfel zu be-
„wahren. Welche Freude, wenn ich Sie sehen, Sie
„umarmen, mich mit Ihnen unterhalten, mit Ihnen
„spazieren gehen, Sie lieben, und immer mehr und
„mehr schätzen, mit Ihnen leben und sterben
kann! —

Fast um diese Zeit herum kam das Gerücht in Umlauf, die Madame Guyon sey in der Bastille gestorben *); es verbreitete sich sogar bis nach Cambrai und Rom. Vielleicht ist man begierig, zu erfahren, wie sich F. über ein Ereignifs, das ihm nicht gleichgiltig seyn konnte, gegen einen seiner innigsten Freunde geäussert habe. „Von Paris aus ver-
„nimmt man, dafs die Madame Guyon in der Ba-
„stille gestorben sey. Ich mufs ihr, so wie wäh-
„rend ihres Lebens, also auch nach ihren Tode

„nach

*) Diese Nachricht war falsch; eine Weibsperson, die ihr aufwartete, war in der Bastille gestorben.

„nachsagen, dafs ich niemahls etwas von ihr ent-
„decket habe, was mich nicht sehr erbauet hätte.
„Wäre sie auch ein eingefleischter Teufel gewesen,
„so könnte ich doch nicht anders von ihr reden,
„als wie ich sie zur Zeit gefunden habe; es wäre
„die abscheulichste Niederträchtigkeit, wenn ich über
„sie nun zweydeutig reden wollte, blos um mich
„aus der Unterdrückung zu ziehen. Ich habe keine
„Ursache mehr, sie zu schonen; die Wahrheit al-
„lein hält mich zurücke.“

§. 12. *Unentschlossenheit des Papstes. Er will statt einer Censur des Buches, Lehrsätze aufstellen. Die Cardinäle erklären sich dagegen.*

Je näher der Augenblick zur Endentscheidung heranrückte, desto wankender und unentschlossener ward der tugendhafte Papst. Die dringenden Vorstellungen des Königs, welche in dessen letzten Briefen mit so vielem Nachdrucke wiederhohlt wurden, beunruhigten Innocenz XII. sehr wegen der Gefahr, einen der Kirche so theuren Prinzen zu beleidigen, und Gelegenheit zu einem neuen Zwiste zwischen dem heiligen Stuhle und der französischen Geistlichkeit herbeyzuführen, besonders da an der Spitze der letzteren eben damahls die hitzigsten Gegner F. standen. Andererseits versetzten die Tugend, die Gottesfurcht, die Talente und der Ruhm F., so wie seine religiöse Unterwerfung un-

ter

ter die römische Kirche, und die Reinheit seiner Absichten, die man nach seinen vielen so befriedigenden Erklärungen nicht länger verkennen konnte, das Gemüth des Papstes in die marternste Banigkeit. Dazu kam noch die gleiche Stimmentheilung der Examinatoren, die nach einer fünfzehen Monathe langen Untersuchung sich nicht darüber vereinigen konnten, dergleichen abentheuerliche Irrthümer in dem Buche von den *Maximen der Heiligen* zu finden, wie man sie ihm doch vorwarf. Endlich vereinigte sich mit allem diesen das besondere Vertrauen, welches Innocenz XII. auf die für F. günstig gestimmten Examinatoren hatte, dafs seine Ungewifsheit fortdauerte *). Nachdem die Cardinäle sieben und dreifsig Sitzungen darüber gehalten hatten, um alles genau auseinander zu setzen, so gelang es ihnen endlich, diese lange Arbeit zu endigen. Unter acht und dreyfsig Sätzen, welche den ersten Examinatoren zur Untersuchung vorgelegt waren, fanden sie drey und zwanzig tadelnswürdige: nur waren sie noch über die Form getheilet, die man den Qualificationen ertheilen sollte. Die

Einen

*) Zwey Examinatoren, welche für F. günstig waren, ernannte Innocenz XII. zum Beweise seiner persönlichen Hochachtung als Cardinäle, nachdem er sein Censurdecret herausgegeben hatte. So erhob er auch den Prälat Sperrelli Commissar des h. Officium, der in dieser Eigenschaft sehr günstige Gesinnungen für F. zu Tage gelegt hatte, zu dieser Würde.

Einen waren der Meinung, man sollte jedem einzelnen Satze eine Censur beyfügen; die Andern glaubten, es sey genug, wenn man sie alle unter allgemeinen Qualificationen zusammenfafste. Diese Verschiedenheit in den Meinungen machte, dafs man sich an dem halten zu wollen entschlofs, was der Papst selbst darüber entscheiden würde. Aber daraus folgte wieder, dafs die wenig oder mehr strenge Abfassung des Censurdecretes bis auf einen gewissen Punct von der persönlichen Stimmung der Cardinäle abhing, denen der Papst die Ausfertigung desselben übertragen würde. Bey dem einstimmigen Gutachten der Cardinäle konnte der Papst dem Buche des Erzbischofs von Cambrai die Censur nicht länger vorenthalten. Aber F. hatte sich während des Verlaufes dieser Controverse so allgemeine Achtung erworben, und Innocenz XII. schätzte ihn wegen seiner Frömmigkeit und der Reinheit seiner Absichten so sehr, dafs er aus wahrhaft väterlicher Zuneigung auf die schicklichste Form dachte, durch welche die Strenge in dem Urtheile, welches er aussprechen mufste, so viel, als möglich, könnte gemildert werden.

In dieser Absicht ernannte er den 24. Februar 1699 die Cardinäle Noris, Ferrari und Albani, um an der Abfafsung des Decrets zu arbeiten. Die zwey ersten waren gelehrte Ordensgeistliche, welche sich durch ihre Verdienste, ihre Frömmigkeit und ihre theologischen Kenntnisse die Ehre des römischen

Pur-

Purpurs erworben hatten; auch hatten sie bey allen Congregationen der Theologen des h. Stuhls den Vorsitz gehabt, und waren demnach über alle Puncte dieser Controverse vollkommen unterrichtet. Dem Cardinal Albani war jene hohe Klugheit eigen, durch welche Männer ihren Beruf zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften documentiren. Er war Secretär der Breven, und hatte durch diese Stelle am römischen Hofe den Rang eines Ministers: er hatte das Zutrauen seines Souverains durch jenes gerechtfertiget, welches er allen, die Geschäfte mit ihm hatten, einflöfste; sein gerader Charakter, und seine Vermittlungsgabe waren im Publicum so allgemein anerkannt, dafs alle Partheyen sich ihn für ihren Schiedsmann oder ihren Richter von dem Papste zu erhalten strebten: „Der Cardi„nal Albani, sagt der Abbé Phelippeaux, war wei„se, ordentlich, leutselig, und in den schönen Wis„senschaften und der Kirchengeschichte wohl be„wandert; er war ein melancholischer, tiefdenkender „Mann, der für Geschäfte vorzügliche Geschicklich„keit und Gewandtheit besafs, fruchtbar an Aus„kunftsmitteln war, sich mit der ganzen Welt zu „halten wufste, Gelehrten viel Ehre bewies, und „voller Eifer für den Ruhm, den Vortheil, und die „Gröfse des h. Stuhles war: in Rom schätzte man „ihn als einen Politiker.“ — Dieses Gemälde, welches nur durch einige unbestimmte und zweydeutige Züge entstellet ist, ist aus der Hand des Abbé

Phelippeaux um so weniger verdächtig, weil er dem Cardinal Albani die günstige Stimmung, die er für den Erzbischof von Cambrai in der Ausfertigung der Censur laut zu erkennen gab, nie verzeihen konnte. Vor allem legte es der Papst darauf an, den Cardinal Casanate von dieser Commission zu entfernen, weil er die besondern Verhältnisse kannte, in welchen dieser zu dem Abbé Bossuet stand, und er ihn auch immer in den Congregationen gegen das Buch von den *Maximen der Heiligen* die härtesten Ausdrücke hatte brauchen gehöret. Innocenz XII. wollte seinem Censurdecrete ein Gepräge von Mâfsigung und Unpartheylichkeit aufdrücken, dafs er sich dafür von der ganzen Kirche Unterwerfung, und selbst die freye und ungezwungene Annahme desjenigen, der darin verdammt wurde, sicher versprechen konnte. So suchte er selbst in dem Augenblicke, wo er den Ernst seines heiligen Amtes eintreten lassen mufste, mit der rührendsten Theilnahme die sanfteste Form ausfindig zu machen, die nur möglich war, um die Ehre und die Person F. zu schonen.

Allein der Cardinal Albani war der erste, der den Papst mit allen Gründen der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit dahin zu stimmen suchte, dafs Seine Heiligkeit den Cardinal Casanate an der Arbeit, welche Sie ihm aufzutragen geruhet hätten, möchte Theil nehmen lassen. Er stellte ihm vor, eine so gefliefsentliche Ausschliefsung eines Mit-

glie-

gliedes des h. Collegiums, welches wegen seiner hohen Jahre, wegen seines Alterranges und seiner langen Erfahrung in den die Lehre betreffenden Fragen natürlich zu einem solchen Geschäfte herbeygerufen wurde, schien sich nicht mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Unpartheylichkeit zu vertragen, von denen doch Seine Heiligkeit in dieser Sache den offenbarsten Beweis geben wollten.

Nur mit Widerwillen gab der Papst den Vorstellungen des Cardinals Albani nach, und er hatte eine so zärtliche Zuneigung für F. gefafst, er suchte über ihn, selbst in seinem Unglücke noch, eine gewifse Art von Ehrfurcht so sehr zu verbreiten, dafs er einen Schritt that, dergleichen noch kein Papst gethan hatte. Er schickte den Assessor und den Commissär des h. Officium an alle Cardinäle, und liefs es ihnen anempfehlen, dafs sie ja die Person des Erzbischofs von Cambrai mit Sanftmuth behandeln, und ihm alles, was nicht durchaus wesentlich wäre, ersparen sollten: mit einem Worte, er drückte sich so aus, dafs man leicht merken konnte, wie viel Vergnügen es ihm machen würde, wenn man diesen Prälaten so viel als möglich schonen würde.

Er ging noch weiter. „Er machte den Commis„sär des h. Officium den Auftrag, sich ganz beson„ders zu dem Cardinal Casanate, der, wie er wufste, „am schlimmsten für den Erzbischof von Cambrai ge„stimmt war, zu verfügen, und ihm in seinem Na-

„men anzuempfehlen, er möchte vor den Augen Got-
„tes ernsthaft über die Gefahr nachdenken, in welche
„er die römische Kirche verwickeln könnte; möchte
„sein Gewifsen wohl zu Rathe ziehen, und sonst
„keine Nebenabsichten haben“ *).

Die Cadinäle Noris, Ferrari und Albani waren schon drey Tage nacheinander zusammen getreten, um das Decret zu entwerfen. Sie waren darüber einig geworden: 1) dafs das Decret die Form eines einfachen Breve, nicht aber einer Bulle haben sollte. 2) In dem Breve sollte ausdrücklich stehen, dafs der Papst die Absicht nicht habe, die *Auslegungen* des Verfassers über sein Buch zu verdammen (non intendimus improbare explicationes authoris.) 3) Dafs man bey Anführung des Satzes von der *unfreywilligen Verwirrung Jesu Christi* erklären sollte, der Verfasser habe diesen Satz nicht für den seinigen erkannt; (quam tamen propositionem negat autor esse suam.) Endlich wollte man in dem Breve weder das Buch noch den Namen des Verfassers nennen.

Als der Cardinal Casanate unter ihnen Sitz genommen hatte, wollte er sogleich seinen Einfluss dadurch bemerklich machen, dafs er alle Rücksichten, mit welchen man die Person des Erzbischofes von Cambrai schonen zu müssen glaubte, geradezu verwarf. Die augenblickliche Ausschliefsung von der Theilnahme an diesem Geschäfte hatte ihn erbittert; hitzig bestand er darauf, dafs man an die Spitze des Decrets das ganze Titelblatt des Buches von der Aus-

*) Brief des Abbé Bossuet vom Febr. 1699.

legung der Maximen der Heiligen setzen; und dafs man die Clausel: *wir haben die Absicht nicht, die Auslegungen des Verfassers über sein Buch zu verwerfen,* so wie auch die andere, dafs der *Satz von der unfreywilligen Verwirrung nicht zu dem Buche gehöre,* weglassen sollte. Die Cardinäle Noris und Ferrari traten seinem Gutachten bey; Albani aber beharrte auf seiner Meinung. Allein Casanate betheuerte, er würde das entworfene Decret so lange nicht unterzeichnen, bis man ihm seine Foderung bewilligt hätte.

Dieser neuen Schwierigkeiten wegen sagte der Papst auf den 3ten März 1699 eine aufserordentliche Congregation der Cardinäle an, um sie beyzulegen. Die Cardinäle Casanate und Albani legten ihre Gründe vor, warum sie noch über einige Puncte der Form des auszufertigenden Decrets getheilet wären, und Casanate drang mit seinem Gutachten selbst mit Beystimmung des Albani durch.

Nachdem nun die Congregation der Cardinäle das von Casanate, Noris, Ferrari und Albani entworfene Decret gebilliget hatten, schien es endlich, dafs diese Controverse, über welche man achtzehen Monathe lang mit einem Aufsehen, von welchem in den Annalen der Kirche wenig Beyspiele vorkommen, die Untersuchung fortgesetzt hatte, durch das Urtheil des Papstes ihr Ende erreichen würde; aber es trat plötzlich wieder ein unvermutheter Vorfall ein, der das Werk so vieler Schriften, Ueberlegungen und Unter-

suchungen beynahe über den Haufen geworfen hätte. Innocenz XII. liefs einen so tiefen Schmerz, und einen so deutlichen Widerwillen gegen die Verdammung F. merken, dafs man ihm einen Plan vorlegen zu dürfen glaubte, durch welchen die Wahrheit und Reinheit der Kirchenlehre in Betreffe der streitigen Puncte gesichert, und zugleich seinem Vaterherzen der Schmerz könnte ersparet werden, einen Erzbischof zu beschimpfen, den seine grofsen Eigenschaften, und sein Unglück in den Augen von ganz Europa nur noch verehrungswürdiger machten. — „Man legte ihm zwölf Lehrsätze „vor, in welchen die den Meinungen des Molinos „und der Quietisten entgegengesetzte Lehre der „Kirche enthalten war, und bemerkte dabey, eine „solche Auslegung der katholischen Lehre würde „seinem Papstthume und dem h. Stuhle Ehre ma„chen: sie würde die Wahrheit kräftig schützen, „ohne dafs man den Namen des Erzbischofs von „Cambrai, der diese Lehrsätze gerne unterschrei„ben würde, zu beschimpfen brauche; wenn man „diesen Plan annehme, so könne man sich mit ei„nem blofsen Verbothe des Buches begnügen, und „die ganze Welt würde zufrieden seyn.“ Innocenz XII. ergriff mit der gröfsten Begierde einen Vorschlag, welcher seinem innigen Wunsche so sehr entsprach, und ihn zur Ausführung seiner weisen Absichten so geeignet schien. Doch wollte er hierüber nicht blos seinen eignen Einsichten trauen;

er

er zog daher den Cardinal Ferrari zu Rathe, eines der aufgeklärtesten Mitglieder des heiligen Collegium, der auch in den Congregationen der Cardinäle immer eine grofse Mäfsigung bewiesen hatte. Ferrari versetzte dem Papste: „es sey immer zu „wünschen, wenn man ein sanftes Mittel zur Beendigung der Sache ausfindig machen könne; Seine „Heiligkeit könnte entweder die Person eines Vaters annehmen, um Regeln vorzuschreiben, oder „eines Richters, um ein Urtheil zu fällen; er bitte „sich blos einige Zeit aus, um diesen neuen Plan „reif zu überdenken, und versichere, dafs er Seine „Heiligkeit gewifs nicht täuschen würde.“

Voll Vergnügen darüber, dafs ein so allgemein geschätzter Mann, wie Ferrari, seinen Vorschlag annehmbar fände, rief der Papst, Donnerstags den 3ten März die Cadinäle zu einer Congregation zusammen, liefs in seiner Gegenwart die zwölf Lehrsätze ablesen, und verordnete, dafs jedem Cardinale eine Abschrift derselben sollte ertheilet werden.

Diese unerwartete Nachricht verbreitete sich noch denselben Abend in der ganzen Stadt, und versenkte den Abbé Bossuet in die tiefsten Schmerzen. Durch einen aufserordentlichen Courier, den er eilends abschickte, liefs er dem Cardinal von Noailles und seinem Oheim sagen, es sey alles verloh-ren, wenn der Plan mit den zwölf Lehrsätzen Beyfall fände: denn nach seiner Meinung war kein Heil zu hoffen, wenn nicht F. verdammt wurde.

In

In seinem Schreiben behauptete er, bey so dringenden Umständen sey es unumgänglich nöthig, dafs der König neuerdings eine noch weit gebiethendere Sprache, als er je gethan hatte, führen, und auf die fürchterlichsten Folgen für den römischen Hof hindeuten müsse.

Als der Courier, der nicht sobald wieder zurücke kehren konnte, abgefertigt war, suchte er die Cardinäle gegen den neuen Plan, der ihnen zur Ueberlegung war vorgelegt worden, einzunehmen. Zu diesem Zwecke mufste der Abbé Phelippeaux in einigen Stunden einen schriftlichen Aufsatz ausfertigen, der des andern Morgens am 6ten März, in das Italiänische übersetzt, und allen Cardinälen der Congregation eingehändigt wurde. Nimmt man von diesem Aufsatze alles hinweg, was Vorurtheil oder Partheygeist dem Abbé Phelippeaux mochte eingegeben haben, so läfst sich nicht läugnen, dafs er in einer eben so bestimmten als richtigen Sprache die stärksten Betrachtungen enthalte, um alle Nachtheile des neuen Planes in das volleste Licht zu setzen. Der Papst hatte die Congregation der Cardinäle auf den 8ten März anberaumt, damit sie über die ihnen in der Sitzung vom 5ten des Monaths vorgetragenen 12 Sätze sich berathen möchten. Nach einer nochmahligen Vorlesung derselben fing man die Berathschlagung damit an, dafs man, ehe man die Lehrsätze selbst in Untersuchung nähme, erst darüber einig werden müfse, ob es denn räthlich sey,

Lehr-

Lehrsätze aufzustellen? — Der Cardinal Casanate erklärte sich unter allen am stärksten gegen den Plan. Es war auch wirklich leicht die nachtheiligen Folgen, welche daraus entstehen mufsten, deutlich hinzulegen. Er bemerkte, man würde auf solche Weise nur die Thüre zu neuen Streitigkeiten öffnen, ohne irgend eine von allen denjenigen zu endigen, die sich schon erhoben hätten, und über welche man schon 18. Monathe lang die feyerliche Entscheidung erwarte. Wenn man die Stimmung des Königes, und den Credit der drey Prälaten am Hofe und bey der Geistlichkeit berücksichtige, so sey zu besorgen, dafs man in Frankreich auf eine aufserordentliche Maafsregel verfallen werde, durch welche das gute Vernehmen, das man mit so vieler Mühe endlich hergestellt habe, wieder ganz könnte aufgehoben werden; alles lasse hoffen, der Erzbischof von Cambrai, dessen Frömmigkeit und ungeheuchelte Unterwerfung unter die Kirche man kenne, werde durch eine grofsmüthige Verläugnung seiner selbst die schon von ihm gemachten Versprechen bestätigen.

So weise und richtige Vorstellungen drangen bey den Cardinälen durch. Fast einhellig vereinigten sie sich darüber, dafs der Vorschlag der Lehrsätze in den gegenwärtigen Umständen nicht ausführbar sey, und der Assessor des h. Officium bekam den Auftrag, dieses Resultat ihrer Berathschlagung seiner Heiligkeit zu berichten.

§. 13.

§. 13. *Schreiben Ludwigs XIV. an den Papst in Betreffe des obbesagten Vorhabens.*

Das donnernde Schreiben, welches Ludwig XIV. an den Papst richtete, das aber erst nach dem Abschlusse dieser wichtigen Sache in Rom eingetroffen war, mufste auch ihm und den Cardinälen zeigen, welch einen hohen Grad von Unwillen man diesem Prinzen gegen F. beyzubringen gewufst habe.

„Seine Majestät vernehmen mit Staunen und mit „Schmerzen, dafs, aller Ihrer dringenden Vorstellun„gen ungeachtet, und obgleich Seine Heiligkeit so oft „das Versprechen gemacht, dieses auch von Dero Nun„tius neuerdings haben wiederhohlen lassen, durch ein „bestimmtes Urtheil das Uebel, welches von dem Bu„che F. in Höchstihren Staaten angerichtet wird, bis „auf die Wurzel schnell zu tilgen, doch die Anhänger „dieses Buches noch zur Zeit, wo alles beendigt zu „seyn schien, und die Congregationen der Cardinäle, „ja der Papst selbst es als eine von Irrthümern stro„tzende Schrift anerkannt hatten, mit einem neuen „Vorschlage hervorgerückt seyen, der darauf hinaus„gehe, so viele Berathschlagungen fruchtlos zu ma„chen, und alle Dispüte wieder zu erneuern.

„Nach einem in Rom verbreiteten Gerüchte soll „dieser Vorschlag in einer gewissen Anzahl von Lehr„sätzen bestehen, welche man den Cardinälen zur Un„tersuchung vorlegen, und in welchen man die reine

„Lehre

„Lehre über das geistige Leben festsetzen wollte,
„doch so, dafs dabey das Buch unangetastet bliebe.

„Aber eine solche Untersuchung, welche mit
„noch weit gröfseren Schwierigkeiten verbunden ist,
„als alle bis daher über die Censur der ausgehobe-
„nen Sätze angestellten Untersuchungen, würde man
„entweder übereilt, und ohne die zu einem so de-
„licaten Werke erfoderliche Genauigkeit anstellen,
„oder man würde sich in neue Weitläufigkeiten ver-
„lieren, von denen kein Ende abzusehen wäre. In-
„dessen wird das Uebel, das die schnellsten und
„wirksamsten Mittel heischt, stets wie zeither, zu-
„nehmen, und sich ins Unendliche vermehren. *Die*
„*spitzfindigen Auslegungen eines, wie man aus allen*
„*seinen Schriften sieht, an Erfindungen so fruchtbaren*
„*Kopfes würden* täglich neue Hindernifse, neue
„Schwierigkeiten erzeugen.

„Anstatt also, dafs die Streitigkeiten, welche
„das ganze Königreich in Flammen setzen, durch
„einen Ausspruch über das Buch und seine Lehre,
„wie man ihn so oft versprochen hat, auf einmahl
„könnten gehoben werden, würden Seine Majestät
„dieselben vielmehr wachsen sehen, ohne dafs der
„Papst, zu dem Höchstsie mit kindlicher Ehrfurcht
„und Vertrauen Ihre Zuflucht genommen haben,
„sich würdigte, Hülfe dafür zu schaffen.

„*Das meiste Erstaunen erregt noch dieses, dafs*
„*man solche schonende Rücksicht für ein anerkannt*
„*schlimmes Buch, und für einen Verfasser hat, wel-*

„*cher*

„*cher sich gerne furchtbar machen möchte, ob er* „*gleich alle Bischöfe des ganzen Königreiches* und die „Sorbonne gegen sich hat, mit welcher sich noch „250 ihrer Doctoren durch ihre Gesinnung verei- „nigt haben.

„Seine Majestät können nicht glauben, dafs man „unter einer Päpstlichen Regierung, wie die ge- „genwärtige ist, zu einer übellassenden Schwäche „herabsinken werde; und man *wird es leicht begrei- „fen, dafs Seine Majestät in Ihrem Königreiche nichts „annehmen und nichts bestätigen werden können, als „um was Sie angehalten haben, und was man Ihnen „versprochen hat; nämlich ein unumwundenes und be- „stimmtes Urtheil über ein Buch, das Ihr Königreich „in Verwirrung setzt, und über eine Lehre, welche „Zwiespalt verursachet, indem jede andere Entschei- „dung eine Sache von solcher Wichtigkeit; und welche „schon so lange Zeit die ganze Christenheit in Er- „wartung erhält, nicht wird endigen können.* Es fällt „in die Augen, dafs diejenigen, welche am Ende ei- „ner so genau untersuchten Sache den neuen Vor- „schlag machen, auf die Ehre des heiligen Stuhles „nicht bedacht sind, defsen Ansehen sie sich nicht „scheuen, durch einen Abgrund von Schwierigkeiten „auf die Spitze zu stellen, sondern dafs es ihnen „nur um die Rettung eines Buches zu thun ist, „welches man schon als eine Censur verdienend, „anerkannt hat.

„Seiner Majestät würde es sehr nahe gehen,

„wenn

„wenn Sie unter Ihren Unterthanen gerade zur „Zeit, wo Sie Sich aus allen Kräften bestreben, die „vom Calvin angezettelte Trennung zu zernichten, „eine neue würden ausbrechen sehen, und sollte „durch eine ganz unbegreifliche Art von Schonung „eine Sache, die ihrer Beendigung nahe zu seyn „schien, noch länger hinausgeschoben werden, so „werden Höchstdieselben wissen, was Sie zu thun „haben, und die nöthigen Entschliefsungen fassen, „wobey Sie aber noch immer hoffen, dafs Seine „Heiligkeit Sie nicht in die unangenehme Noth-„wendigkeit versetzen werden, die äufsersten Mit-„tel zu ergreifen.“

Wer mit der Sprache und der Schreibart Bossuets in dieser Controverse vertraut ist, der wird ihn an diesem Schreiben ganz erkennen, welches wir hier abgeschrieben haben, und zu dem Ludwig XIV. nur seinen Namen hergab. Dieses Schreiben hatte übrigens keinen Einfluſs auf die Entscheidung des Papstes, indem dieselbe schon ausgesprochen war, als es in Rom eintraf.

§. 14. *Innocenz XII. verdammt das Buch von den Maximen.*

Als der Afsessor des h. Officium dem Papste über den von den Cardinälen in der Sitzung vom 8ten März genommenen Beschluſs Bericht erstattete, schien er darüber ein wenig betroffen zu seyn,

dafs man beynahe einstimmig einen Vorschlag verworfen hatte, der nach seinem Dafürhalten so sehr dazu geeignet war, um die gesunde Lehre zu sichern, und zugleich die Ehre eines so achtungswürdigen Erzbischofes aufser Gefahr zu setzen. Doch hatte er auch zu viele Einsicht, als dafs er sich dem einstimmigen Urheile von Cardinälen hätte widersetzen sollen, welche er doch selbst zur Theilnahme an seiner Oberhirtlichen Sorgfalt berufen hatte. Dem zu Folge gab er dem Afsessor die Weisung, den andern Tag als den 9ten März allen Cardinalen den Entwurf des Decrets zu überbringen, und auf Mittwochen den 11ten März eine aufserordentliche Congregation anzusagen, in welcher man das Verdammungs-Breve des Buches von der *Auslegung der Maximen der Heiligen* noch einmahl, aber zum letztenmahl, lafs. Der Papst hatte zu gleicher Zeit Almosen vertheilen, und in allen Kirchen Roms öffentliche Gebethe anstellen lassen, um die Erleuchtung des h. Geistes zu erflehen, und einer so wichtigen Entscheidung im Fache der Religion die gröfste Feyerlichkeit zu verschaffen.

Donnerstags den 12ten März 1699 verfügte sich endlich der Papst, nachdem er in aller Frühe das h. Mefsopfer verrichtet hatte, in die Kapelle seines Pallastes von Monte-Cavallo, wo schon alle Cardinäle von der Congregation des h. Officium versammelt waren. Man lafs hier nach den gewöhnlichen Formen das beschlofsene und ausgefertigte Decret, und

der

der Papst unterzeichnete es. Noch den nämlichen Tag wurde es abgedruckt, öffentlich bekannt gemacht, und herkömmlicher Weise auf den Hauptplätzen Roms angeheftet; der Cardinal Bouillon und der Abbé Bossuet schickten ausserordentliche Eilbothen ab, um den König und die drey Prälaten davon zu benachrichtigen.

Dieses Decret war in der blofsen Form eines Breve ausgestellt, es enthielt, in einer sehr einfachen und kurzen Darstellung alles, was in Frankreich auf Veranlassung der über die schlimme Lehre des Buches verbreiteten Gerüchte vorgefallen war, und wie es auf Befehl Seiner Heiligkeit von mehreren Cardinälen und Theologen ist untersúchet worden; dann erklärte der Papst: „dafs er, nach eingezogenem Gut„achten der nämlichen Cardinäle und Doctoren der „Theologie das obenbenannte Buch, in welcher Spra„che und Uebersetzung es erscheinen möge, *aus eig„ner Bewegung verdamme und verwerfe*, um so mehr, „da durch Lesung und Gebrauch dieses Buches die „Gläubigen unmerklicher Weise auf Irrthümer könn„ten verleitet werden, welche schon von der katholi„schen Kirche verdammet wären, und weil es auch „Sätze enthalte, welche nach dem Sinne der Worte, „wie er sich Anfangs darstelle, und nach dem Gange „und der Verbindung der Gedanken, verwegen, är„gernifsgebend, übellautend, für fromme Ohren be„leidigend, in der Ausübung gefährlich und verhält„nifsweise selbst irrig wären.“ — Das Breve führt

da-

darauf 23 aus dem Buche von den Maximen der Heiligen ausgezogenen Sätze an, welche alle der Papst als den nämlichen Qualificationen unterworfen erklärte. Der noch übrige Theil des Breve war so abgefafst, wie es bey Bücherverbothen herkömmlich ist. Doch hatten der Papst und der gröfste Theil der Cardinäle sich nicht nur geweigert, unter die qualificirenden Beyworte das Wort: *Ketzerisch*, oder auch nur, *der Ketzerey nahe kommend*, aufzunehmen, sondern sie hatten auch die in dergleichen Decreten übliche Clausel, welche die mit Censur belegten Bücher zum Feuer verdammt, verworfen.

In den ersten Augenblicken war Bossuet sehr zufrieden, dafs er das Verdammungsurtheil F. erhalten hatte, denn man begann zu Versailles, wie er nur zu deutlich bemerkte, dieser keinen Ausgang versprechenden Untersuchungen müde zu werden. Der Cardinal von Noailles und der Bischof von Chartres seufzten so sehr nach irgend einer Entscheidung; er selbst war seit dem vom Papste vorgelegten Plane mit den Lehrsätzen, wegen des Erfolges so unruhig, dafs es ihm Anfangs die aufrichtigste Freude gewähren mufste, endlich einmahl zu dem Ziele so vieler Anstrengungen und Sorgen gelanget zu seyn. Aber in der Folge lassen es seine Briefe merken, dafs ihn bey weiteren Nachdenken über das Decret das Schonende, welches der Papst in demselben für F. bewies, immer unzufriedener gemacht hatte. Endlich schrieb er den 10ten April 1699 seinem Neffen: „Es ist ver-

geb-

geblich, fernerhin von dem Decrete zu sprechen, man wird es annehmen, wie es ist, und es so gel-„tend machen, als man kann; man findet dieses Be-„nehmen weit vortheilhafter, als dafs man neue Un-„terhandlungen einleiten, und endlich wohl gar „sich der Gefahr aussetzen sollte, das Decret noch „mehr zu schwächen, indem man es will reformi-„ren lassen."

Aus einigen Ausdrücken des Pater Roslet, deren er sich in einem Schreiben an den Cardinal Noailles *) bey Uebersendung des Verdammungsbreve bediente, kann man sehen, was es den Gegnern F. für Mühe machte, um sich den Sieg zu verschaffen. „Monseigneur! Eurer Hoheit überschicke ich hiemit *die Haut des Löwen, der uns so viel zu schaf-„fen machte, und länger als zwanzig Monathe durch „sein unaufhörliches Gebrülle die ganze Welt in Stau-„nen gesetzt hat.* Von Mitleiden gerührt wollte der „Papst den Namen des Verfassers unterdrückt ha-„ben; man machte ihm aber begreiflich, dieſs lasse „sich nicht thun, indem sich ja der Verfasser selbst „genennt, und vor der ganzen Kirche geoffenbaret „habe. Mir kömmt der Erfolg in dieser Sache als „ein Wunder der göttlichen Vorsehung vor; denn „nach allen Regeln der menschlichen Weisheit hät-„te man einen so glücklichen Ausgang nicht sobald „er-

*) Vom 6ten April 1699.

„erwarten sollen. Mir thut es ein wenig leid, dafs „das Urtheil nicht die Form einer Bulle hat, ob„gleich eine Breve im Grunde das nämliche sagen „will. Es ist in Wahrheit viel, dafs man eine sol„che Entscheidung erhalten hat, attentis circumstan„;tiis.“

§. 15. *Der Abbé von Chanterac kündigt Fenelonen sein Verdammungsurtheil an.*

Der Abbé von Chanterac machte mit folgenden Ausdrücken F. sein Verdammungsurtheil bekannt: „Monseigneur! Nun ist der Zeitpunct da, um alles „das in Ausübung zu bringen, was Ihnen je die „Religion in der vollkommenen Uebereinstimmung „mit dem Willen Gottes hat heiliges erblicken las„sen: der Zeitpunct ist da, wenn ich so sagen darf, „sowohl für Sie, als für alle Ihre Verehrer, unserm „Heilande Jesus Christus bis zum Tode, ja bis zum „Tode des Kreuzes gehorsam zu seyn, dämit dieje„nigen, die leben, nicht mehr sich selbst leben. Sie „haben Ihrer ganzen Gottesfurcht, und der ganzen „Unterwerfung, welche Sie in Ihren Briefen dem „Papste selbst versprochen haben, nöthig, um Ihre „Seele in Geduld zu bewahren, wenn Sie das so „eben gegen Ihr Buch erlassene und öffentlich be„kannt gemachte Breve lesen. Zwecklos würde es „seyn, Ihnen von gewifsen Umständen hier zu „sprechen, welche mit dieser Entscheidung verbun„den waren, weil sie dadurch nur um so nie-

„der

„derschlagender für Sie werden dürfte. Einige Pri-
„vatleute trieben ihren Eifer so weit, dafs Sie Gott
„einen Dienst zn leisten wähnten, wenn sie noch
„weit beschimpfendere und auffallendere Dinge zu
„erhalten strebten; und der Papst glaubte viel für
„Sie zu thun, dafs er sich denselben hierin wider-
„setzte. Man hielt dafür, ich müfse mich zu ihm
„verfügen, nicht blos um ihn Ihrer Unterwerfung
„unter sein Urtheil zu versichern, sondern auch
„noch einiger anderer Dinge wegen, über welche
„ich Ihnen vielleicht am Ende dieses Schreibens
„Aufschlufs geben werde. Welcher Unterschied
„zwischen dem, was er für sich sagte, und dem,
„was sein Breve dem Publicum verkündet! Wir al-
„le zusammen könnten nicht so niedergeschlagen
„seyn, als er es darüber zu seyn schien, dafs in
„seinem eben erlassenen Urtheile etwas hartes für
„Sie könnte enthalten seyn. Er sah so verändert
„aus, dafs man ihn beynahe nicht mehr kannte.
„Mehrmalen hat er mir gesagt, Sie seyen in seinen
„Augen ein grofser, ein sehr frommer, sehr heili-
„ger, sehr gelehrter Erzbischof (piissimo, santissi-
„mo, dottissimo): diefs sind seine eignen Ausdrü-
„cke, denn er sprach italiänisch. Ich darf Ihnen
„hier dasjenige nicht sagen, was ich ihm geantwor-
„tet habe.

„Alle Ihre Freunde, Monseigneur, sind der
„Meinung, Sie sollten dieses Breve mit vollkomme-
„ner Unterwerfung, so wie Sie es versprochen ha-

 „ben,

„ben, aufrichtig und unbedingt annehmen; sie sind „sogar überzeugt, dafs je einfacher diese seyn wer„de, desto angenehmer werde sie vor Gott und der „Welt seyn: es scheint, unser Heiland bestimme Sie „dazu, dafs Sie die Kirche durch Ihre Unterwürfig„keit eben so sehr erbauen sollen, als Sie, wie man „es vorgiebt, durch Ihr Buch ist geärgert worden. „Dieses Beyspiel allein wird einen weit höheren „Begriff von der Vollkommenheit der christlichen „Tugenden aufstellen, als alles, was Sie je Heiliges „über die Religion würden vortragen können. Ich „nahm keinen Anstand, es zu sagen, dafs Sie alle „Ihre Versprechungen genau erfüllen würden, weil „in meinem Herzen stets jene so rührende Worte „lebten, welche ich Sie so oft habe aussprechen hö„ren: *ich mache weder aus mir, noch aus meinem Bu„che etwas.* Auch weifs ich, wie sehr Sie Sich im„mer beeiferten, in allen Ihren Handlungen auf den „Urheber und Vollender des Glaubens hinzubli„cken, der mit Freude sein Kreuz trug, und die „Schmach verachtete, um Gott die Ehre zu geben. „Jesus Christus am Kreutze hängend, den verschie„denen Urtheilen der Menschen ausgesetzt, und von „seinem Vater verlassen, scheint mir heute, Mon„seigneur, das wahre Muster zu seyn, welches Ih„nen die Religion zur Nachahmung vor Augen hält, „und nach welchem der h. Geist Sie bilden will. „Vorzüglich in solchen Lagen, wie die gegenwärti„ge ist, in welche Sie von der Vorsehung versetzt

„sind,

„sind, wird es offenbar, dafs der Gerechte seines „Glaubens lebet, und dafs wir auf der Liebe Jesu „Christi fest gegründet, und in ihr eingewurzelt „seyn müssen. Was sollte uns wohl von derselben „trennen können? Nie war ich mit Ihnen für die „Ewigkeit so enge vereiniget: ich verlasse Sie nicht, „und ich finde selbst einigen Trost darin, fest und „ruhig am Fufse Ihres Kreuzes stehen zu bleiben, „um so einen öffentlichen Beweis von dem Zutrau„en zu geben, das ich stets auf Ihre Frömmigkeit „setzte.“

§. 16. *Fenelon fügt sich in sein Schicksal, antwortet dem Abbé von Chanterac, dem Bischofe von Arras.*

Fenelon war schon von dem zu Rom gegen sein Buch ergangenen Urtheile unterrichtet, als die Briefe des Abbé von Chanterac bey ihm eintrafen. Sein Bruder, der Graf von Fenelon, war auf der Post von Paris abgereiset, um ihn die erste Nachricht davon zu überbringen, und er war zu Cambrai den 25ten März auf Mariä Verkündigung gerade in dem Augenblicke angelanget, wo der Erzbischof auf die Kanzel steigen wollte, um über dieses Fest zu predigen. So sehr ihn auch die ganz gegen seine Erwartung ausgefallene Entscheidung angriff, so hatten doch die Grundsätze der Religion eine solche Gewalt über diese tugendhafte Seele, dafs er sich

blos

blos einige Augenblicke sammelte, um die Anlage seiner zu haltenden Rede zu ändern; er richtete sie ganz darauf ein, um die dem Ansehen der rechtmäfsigen Obrigkeit vollkommen gebührende Unterwerfung einzuschärfen. Die Neuigkeit von dem Verdammungsurtheile seines Buches hatte sich schon schnell unter seine zahlreichen Zuhörer verbreitet. Diese bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes, diese erhabene Gemüthsstimmung, diese religiöse Ruhe, welche schon zum Voraus die Unterwerfung F. ankündigte, und feyerliche Gewähre darüber leistete, prefste aus allen Augen Thränen der Zärtlichkeit, des Schmerzes, der Ehrfurcht und der Bewunderung.

F. war nicht unschlüfsig, wie er es denn noch keinen Augenblick gewesen war; er kannte noch nicht die ganze Einrichtung des ihn verdammenden Urtheiles, und schon beschäftigte er sich damit, die öffentliche Acte seiner Unterwerfung in Ordnung zu bringen. Man sieht dieses aus einem Briefe, den er sogleich an den Abbé von Chanterac schrieb, als ihm von Paris aus die Nachricht ertheilet war, dafs er zu Rom sey verdammt worden.

„Ich warte auf die Bulle, um nach ihren Wor-
„ten die Ausdrücke meiner Unterwerfungsacte, die
„ich erlassen werde, einzurichten. Kann ich sie
„von Paris erhalten, so werde ich keinen Augen-
„blick versäumen, um diese Acte zu fertigen, und
„sie wird so einfach, und so kurz seyn, als immer

„mög-

„möglich ist. Die Gewohnheiten Frankreichs, wel-
„chen ich nicht, ohne mich eines unverzeihlichen
„Vergehens schuldig zu machen, entgegen handeln
„kann, gestatten mir nicht, die Acte meiner Unter-
„werfung unter die Bulle eher bekannt zu machen,
„als sie in die Parlamentsbücher eingetragen ist.
„In allem diesen, so wie in meinem ganzen Betra-
„gen wird man mich immer aufrichtig finden, das
„ist, von einem Herzen, das nichts von Rache weifs,
„sondern voll redlicher Ehrfurcht gegen den h.
„Stuhl, und voll unbedingter Unterwerfung gegen
„sein auch noch so strenges Urtheil ist. Mein Plan
„ist: 1) aus reinem Religionstriebe für Rom die
„aufrichtigste Unterwürfigkeit zu beweisen; 2) nicht
„daran zu denken, irgend einen Vortheil daraus für
„mich zu ziehen; 3) stets die heifseste Begierde in
„mir zu unterhalten, dem Könige nicht zu mifsfal-
„len, ja, gar keinen Schritt zu thun, der ihm mein
„Betragen verdächtig, und mich der Gnaden, mit
„denen er mich überhäufet hat, unwürdig machen
„könnte; 4) bey jeder Gelegenheit die deutlichsten
„Merkmahle eines Herzens zu äussern, welches
„nicht nur von allem trotzigen Hochmuthe, und von
„aller Rache gegen seine Gegner entfernet ist, son-
„dern vielmehr, um jeden Zweifel an der Reinheit
„meiner Gesinnung zu beseitigen, suchen wird,
„sie zu besänftigen, und in dieser Hinsicht nie ei-
„ne Unterhandlung dulden wird. Ungefähr so wer-

„de

„de ich auf die demüthigste und friedlichste Art „alle ihre Abneigung gegen mich überwinden.“

Da F. fürchtete, dafs der Hof sich wegen der gesetzlichen Annahme des päpstlichen Breve eine zu lange Zeit bedenken möge, so wollte er Rom, Frankreich, und ganz Europa über seine Unterwerfung unter das Decret des h. Stuhls nicht in Ungewifsheit lassen. Er war eben so ungeduldig, sie öffentlich bekannt zu machen, als Andere vielleicht geneigt gewesen wären, ihr auszuweichen. Dem Marquis von Barbezieux, damahligem Staatssecretär, überschickte er in einem Briefe eine Bittschrift an den König, in welcher er darum ansuchte, von der eigentlichen Willensmeinung Sr. Majestät unterrichtet zu werden, um so einmahl zu wissen, ob er in seinem Ausschreiben das Breve anerkennen dürfe, noch ehe es vom Parlemente in die Staatsbücher würde eingetragen seyn. Da aber das Breve in manchen Stücken unseren Gewohnheiten entgegen war, und der Hof über die Form, welche man für die Annahme desselben wählen wollte, noch unschlüfsig war, so erhielt der Erzbischof von Cambrai nicht sobald eine Antwort. Erst nach acht Tagen schrieb ihm Hr. von Barbezieux: „An„statt einer Antwort auf seine Bittschrift habe er „ihm auf Verordnung des Königs zu sagen, dafs er „nicht bald genug die verdrüssige Sache, von wel„cher in derselben die Rede wäre, endigen könne.“

Allein F. wollte nicht einmahl die Antwort des

Mi-

Ministers abwarten, um Rom seine aufrichtige Gesinnung zu erkennen zu geben: er hatte schon dem Abbé von Chanterac einen Brief (d. 4. Apr. 1699) an den Papst überschicket, und eine Abschrift von dem Ausschreiben, welches er öffentlich wollte bekannt machen, zugeschickt: nur empfahl er ihm dabey, denselben dem Papste officiell nicht eher zu überreichen, als er die Bestätigung vom Hofe erhalten hätte. Er hatte nämlich Grund zu befürchten, seine Gegner möchten ihn für einen üblen Franzosen verschreyen, wenn man erfahren sollte, dafs er ein Urtheil von dem römischen Hofe angenommen habe, ohne vorher von dem Könige dazu bevollmächtiget zu seyn. Der Abbé von Chanterac sollte also nur zu Rom die Stimmung seines Herzens ziemlich laut bekannt machen, damit der h. Stuhl und die römische Kirche von seiner Unterwürfigkeit vollkommen überzeugt würden. Er setzte hinzu: „den Entwurf meines Ausschreibens werden Sie, wie ich glaube, so einfach, so bestimmt, so unbedingt finden, dafs man billiger Weise von mir mehreres nicht wünschen kann: ich habe sogar alles weggelassen, was zur Rechtfertigung meiner Person dienen kann.“

F. benützte gleichfalls eine ziemlich natürliche Gelegenheit, die sich ihm darboth, um in Frankreich jeden auch den geringsten Zweifel über seine Absichten zu heben.

Der

Der Bischof von Arras *), sein Suffragan, hatte, sobald das Urtheil des Papstes bekannt geworden war, ihm in einem Schreiben voll der innigsten Theilnahme und Ehrfurcht, jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung eröffnet, er sey von seinem gänzlichen Gehorsam fest überzeugt. F. ertheilte ihm folgende Antwort:

„Monseigneur, erlauben Sie mir, Ihnen gerade „heraus zu sagen, dafs Sie durch Stillschweigen Ih„re Bescheidenheit ein wenig übertrieben haben. „Wer soll dann zu mir reden, wenn Sie es nicht „thun, Sie, der älteste in unserer Provinz? Sie „dürfen mir ohne alles Bedenken alles sagen. Ob „ich gleich dasjenige, was vorgefallen ist, empfinde, „so mufs ich Ihnen doch sagen, dafs ich vor 14. „Tagen lange nicht so ruhig war, als ich es jetzt „bin. Mein ganzes Benehmen ist fest beschlossen; „mein Oberer hat durch seine Entscheidung mein „Gewifsen erleichtert; mir bleibt nun nichts übrig, „als mich zu unterwerfen, zu schweigen, und in „der Stille mein Kreuz zu tragen. Brauche ich es „wohl Ihnen zu sagen, dafs eine solche Lage viel „tröstliches für einen geraden Mann hat, der im„mer nur auf Gott blickt, und nicht an der Welt „hängt? Mein Ausschreiben ist, Gott sey Dank, nun „das einzige, was mich beschäftiget, und es ist „schon fertig. Ich gab mir Mühe, die kürzesten, „einfachsten, und unbedingtesten Ausdrücke zu wäh-

„len,

*) Hr. Guy de Sève de Rochechouart.

„len. Es würde schon öffentlich erschienen seyn, „wenn ich nicht erst Verhaltungsbefehl vom Kö-„nige erwartete, um welche ich den Hrn v. Barbe-„zieux ersuchet habe: denn ich will nicht gegen „die im Königreiche in Hinsicht auf die Annahme „der Bullen und anderer rechtlichen Acten von „Rom eingeführte Gewohnheiten anstofsen. Diefs, „Monseigneur, ist die einzige Ursache, warum ich „noch mit der öffentlichen Bekanntmachung meines „Ausschreibens zurücke halte. Es kostet freylich „viel, sich zu demüthigen, aber noch weit mehr „würde meinem Herzen die geringste Widersetz-„lichkeit kosten; und ich gestehe es, ich kann nicht „begreifen, wie man in einer solchen Gelegenheit „unschlüssig seyn könne; man leidet, aber man be-„denkt sich nicht einen Augenblick.“

Tief gerührt über so viele Tugend und Aufrichtigkeit beeiferte sich der Bischof von Arras, mehrere Abschriften von diesem Schreiben unter das Publicum zu verbreiten. Es erregte die lebhafteste Empfindung, die endlich in allgemeine Bewunderung überging, als man das Ausschreiben F. zu lesen bekam. Gleich des anderen Tages, an dem F. die königliche Erlaubnifs durch den Minister Barbezieux erhalten hatte, nämlich den 9. Apr. 1699. hatte er es öffentlich erlassen.

§. 17.

§. 17. *Fenelon kündigt öffentlich an, daſs er sich seinem Verdammungsurtheile unterwerfe.*

„Euch, meine geliebtesten Brüder, sind wir „Uns ganz ohne Ausnahme schuldig, weil wir Uns „nicht mehr selbst, sondern der Heerde angehören, „die uns anvertraut ist. Auch betrachten wir Uns „aus Liebe zu Jesus Christus als eure Diener. Die„ser Gesinnung zu Folge fühlen wir uns verpflich„tet, Euch unser Herz zu öffnen, und alles ferner„hin mitzutheilen, was wegen des Buches mit dem „Titel — *Auslegung der Maximen der Heiligen* — Be„zug auf Uns hat. Endlich hat unser heiligster Va„ter, der Papst, dieses Buch sammt drey und zwan„zig aus demselben ausgezogenen Stellen verdam„met, und zwar durch ein vom 12ten März 1699 „datirtes Breve, welches gegenwärtig überall ver„breitet, und euch schon zu Gesichte gekommen „ist.

„Diesem Breve, meine lieben Brüder, sowohl „was den Text des Buches als die 23 Sätze betrifft, „pflichten wir bey, und *zwar einfach, unbedingt, „und ohne Schatten eines Vorbehalts. Wir verdam„men also sowohl das Buch, als die* 23 *Sätze ganz in „der nämlichen Form und mit den nämlichen Qualifi„cationen, einfach, unbedingt, und ohne irgend einen „Vorbehalt.* Noch mehr, Wir verbiethen unter der „nämlichen Strafe allen Gläubigen unseres Bisthums, „dieses Buch zu lesen oder zu behalten. Wir wer-

„den,

„den, meine geliebtesten Brüder, über das, was uns „demüthiget, getröstet seyn, wenn nur das Amt des „göttlichen Wortes, das wir von dem Herrn zu eu„rer Heiligung empfangen haben, dadurch nicht ge„schwächet wird, und ungeachtet der Demüthigung „des Hirten, die Heerde stets an Gnade vor Gott „zunimmt.

„Von ganzem unsern Herzen fodern wir Euch „defswegen auf zu *einer aufrichtigen Unterwerfung,* „*und zu einer Gelehrigkeit, die von keinem Vorbehalte* „*weifs, weil sonst zu befürchten steht, dafs die Ein*„*fachheit des dem h. Stuhle gebührenden Gehorsams* „*auf unmerkliche Weise ausarten möchte.* Wir wer„den *Euch* an Uns selbst hierüber *mit der Gnade* „*Gottes* ein Beyspiel bis zum letzten Hauche unsers „Lebens aufstellen.“

„*So oft man von Uns reden wird, so soll man* „*sich, ich hoffe es von Gott, erinnern, dafs ein Hirt* „*es für seine Pflicht gehalten hat, folgsamer als das* „*letzte seiner Schaafe zu seyn, und dafs er seiner Un*„*terwürfigkeit nie eine Gränze gesetzt hat.*“

Ich wünsche, meine theuersten Brüder, dafs die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes, und die Mittheilung des h. Geistes stets bey euch allen verbleiben möge. Amen!

Franz Erzbischof, Herzog von Cambrai.

Feneion hatte dem Papste, ehe er auf officiel-

len

lem Wege sein Ausschreiben ihm einhändigen liefs, folgendes Schreiben zugeschickt:

Heiligster Vater!

„Nachdem ich das Urtheil Eurer Heiligkeit über „mein Buch vernommen habe, so sind zwar meine „Worte voll des Schmerzens, aber meine Unter- „werfung und Folgsamkeit sind noch gröfser, als „mein Schmerz. Ich rede nicht mehr von meiner „Unschuld, von den mir zugefügten Beleidigungen „und so vieler zur Rechtfertigung meiner Lehre „gegebenen Auslegungen; ich rede gar nichts mehr „vom Vergangenen. Schon habe ich ein Ausschrei- „ben entworfen, das ich Willens bin, in meinem „ganzen Bisthume bekannt zu machen. *In demsel- „ben werde ich, indem ich demüthig der apostolischen „Censur beypflichte, mein Buch mit den* 23 *aus ihm „ausgezogenen Sätzen einfach unbedingt und ohne „Schatten eines Vorbehalts verdammen*, und unter den „im Breve verordneten Strafen allen Gläubigen die- „ses Bisthumes verbiethen, dieses Buch zu lesen „oder zu behalten.“

„Dieses Ausschreiben bin ich, Heiligster Vater, „entschlossen, öffentlich zu erlassen, sobald ich vom „Könige die Erlaubnifs dazu werde erhalten haben, „und ich werde nicht einen Augenblick zögern, *die- „ses Zeugnifs von meiner innigsten und vollkommenen „Unterwerfung in allen Kirchen, selbst unter den Ke- „tzern zu verbreiten; denn nie werde ich mich schä-*

„men

„*men, von dem Nachfolger des h. Petrus*, der sogar den „Auftrag hat, seine Brüder zu bestärken, *zurechtge-* „*wiesen zu werden.* Verworfen soll also das Buch „für immer werden, um ganz die Form der ortho- „doxen Sprache beyzubehalten; und in wenigen Ta- „gen werde ich dieses ausführen. *Nicht einen Schat-* „*ten von der leisesten Unterscheidung werde ich mir* „*dazu erlauben, um entweder dem Decrete auszuwei-* „*chen, oder auch auf die geringste Weise zu entschuldi-* „*gen.* Ich scheue mich, wie ich es auch schuldig „bin, Eurer Heiligkeit, Die ohnehin mit der Sorg- „falt über alle Kirchen genug beschäftigt sind, ir- „gend einige Verlegenheit zu verursachen. Allein „nachdem Dieselben mein Ausschreiben, welches ich „zum *Unterpfand meiner unbedingten Unterwerfung* „Ihnen zu Füfsen legen mufs, mit Güte werden „aufgenommen haben, so werde ich allen meinen „Kummer stillschweigend ertragen, und mein gan- „zes Leben hindurch mit der unbegränztesten Ehr- „furcht und der vollkommenen Unterwürfigkeit mei- „nes Herzens und Verstandes erharren.

§. 18. *Schiefe Beurtheilungen dieser Unterwerfungsacte. Urtheil des Kanzlers von Aguesseau darüber.*

Man wird es zuverlässig kaum glauben können, dafs bey so bestimmten Ausdrücken, bey so in die Augen fallenden Zeugnifsen von der innigsten, voll-

komm-

nen, und unbedingten Unterwerfung, der Mifsgunst noch der Schein eines Vorwandes hat übrig bleiben können, um F. Absichten zu verläumden. Unwillkührlich regt sich eine Art von Unwillen, wenn man vernimmt, dafs der Abbé Phelippeaux dieses Schreiben *als eine blos scheinbare und gezwungene Unterwerfung* erkläre; dieser verwundert sich darüber, dafs F. von *seinem Schmerze, von den ihm zugefügten Beleidigungen,* von der Reinheit seiner *Absichten, von seinen Bestrebungen, um seine Meinungen durch seine Auslegungen zu rechtfertigen,* spricht.

Der nämliche Abbé Phelippeaux fand in dem Ausschreiben F., in diesem Ausschreiben, das in allen seinen Ausdrücken zum Herzen und zur Seele spricht, nur *eine Sprache voll Trockenheit und zweydeutiger Worte, welche nichts als eine äufsere und gezwungene Unterwerfung andeuteten.* Doch mufs man ihm noch Gelafsenheit und Mäfsigung nachrühmen bey Vergleichung seines Styls mit jenem des Abbé Bossuet *).

„Ich habe mir von dem Briefe des Hrn v. Cam„brai an den Papst eine Abschrift verschaffet. Ich „gestehe Ihnen, dafs ich mich, statt Erbauung da„raus zu schöpfen, *vielmehr äufserst darüber geär„gert habe.* Es fiel mir nicht schwer, *den ganzen „Stolz und alles Gift desselben* zu entdecken, und es „dünkt mich, man dürfe ihn nur ohne Leidenschaft „lesen, *um in Unwillen versetzet zu werden.* Man be„dau-

*) Brief an seinen Oheim vom 5ten May 1699.

dauert es, dafs Bossuet selbst bis auf einen gewissen Punct diese vorgefafste Meinung getheilet hat. „Ueber das Schreiben des Erzbischofs von Cambrai an den Bischof von Arras denkt man hier verschieden: die Cabale erhebet ihn, aber unpartheyische Leute finden darin viel Zweydeutigkeit und Stolz.“ Noch strenger, als über den Brief an den Bischof von Arras, drückt sich Bossuet über das Ausschreiben F. aus. „Man erstaunt sehr darüber, dafs F. „vieles Leid über seine Demüthigung, aber keines „über seinen Irrthum blicken läfst; *dafs man nur sich „seiner erinnern soll, um an ihm eine Gelehrigkeit zu er- „kennen, welche jene des geringsten Schaafes aus seiner „Heerde weit übersteiget*, das heifst, dafs man alles „vergessen soll, nur das nicht, was zu seinem Vor- „theile ist: endlich findet man dieses Ausschreiben „sehr trocken, und man spricht, es verrathe einen „Mann, der sich nur gegen Rom zu decken sucht, „ohne im Geringsten auf Erbauung zu denken.“

Aber alle diese Anschuldigungen, welche sich auf eine sehr kleine Zahl von Leuten beschränkten, die den thätigsten Antheil an der Verdammung F. genommen hatten, verlohren sich unter der einhelligen Stimme von Rom, Frankreich, Europa und der ganzen Christenheit. Das Ausschreiben F. steht bey seinen Zeitgenossen und bey der Nachwelt als das ehrenvolleste Denkmal seines Ruhmes fest.

Den Kanzler von Aguesseau darf man für einen würdigen Dollmetscher der öffentlichen Mei-

nung annehmen. „Der Erzbischof von Cambrai, (so schreibt dieser grofse Mann) welcher wie ein Löwe für die Vertheidigung seines Werkes kämpfte, so lange er noch hoffte, zu siegen, oder wenigstens nicht besiegt zu werden, faſste als ein Mann von einem überlegenen Geiste den Entschluſs, sich gleich *wie das niedrigste Schaaf aus seiner Heerde* zu unterwerfen: dieses Ausdruckes bediente er sich in seiner Unterwerfungsacte. Er wartete nicht einmahl, bis der König den geringsten Schritt gethan hatte, um das Breve fur seine Staaten zu bestätigen, obgleich ohne seine Genehmigung in denselben kein Decret vom römischen Hofe darf angenommen werden. Indem er dieser Genehmigung zuvor kam, so machte er einen jener glücklichen Fehler, dergleichen nur grofse Männer wagen können; und da er von Seite aller seiner Mitbrüder der Verdammung nicht mehr entgehen konnte, so eilte er, sich wenigstens der Ehre zu versichern, daſs er von sich selbst zuerst sey verdammet worden. *Sein Ausschreiben, das kurz, aber rührend ist, tröstete seine Freunde, betrübte seine Feinde, und strafte die in der Hitze des Disputirens vom Bischofe von Meaux aufgestellte Voraussagung der Lüge, daſs man, wenn der Erzbischof von Cambrai würde verdammet werden, den Unterschied zwischen der Thatsache und dem Rechte,* und alle andere Spitzfindigkeiten, welche bey theologischen Untersuchungen nur zu gewöhnlich sind, *bald würde aufleben sehen.*“

§. 19.

§. 19. *Zweytes Schreiben Fenelons an den Bischof von Arras.*

F. hatte Grund dazu, sich selbst darüber Glück zu wünschen, dafs er seinen Beytritt zu dem ihn verdammenden Urtheile in den einfachsten und bestimmtesten Ausdrücken abgefafset hatte. Er liefs dieses in einem zweyten Briefe an den Bischof von Arras merken, welcher ihm vermuthlich von den kritischen Bemerkungen Bossuets Nachricht ertheilet hatte: „Wirklich, nichts liegt mir mehr am Herzen, als bis zum letzten Hauche meines Lebens „den geraden Weg zu gehen. Eben so fest, als ich „bis zum letzten Augenblicke der Controverse für „alles stand, was nach meinem Dafürhalten mein „Buch rechtfertigte, werde ich *gegen dasselbe* aus„harren. In meinem Ausschreiben wollte ich nur „das weglassen, was mir zur Entschuldigung vor „meiner Heerde hätte dienen können: meine Acte „schien mir durch diese Kürze einfacher, demüthi„ger, bestimmter und entscheidender zu werden. „Hätte ich mich mehr ausgedehnt, wie würde man „meine auch noch so einfachen, noch so unschul„digen, und noch so unterwürfig lautenden Ausdrü„cke durchgezogen haben!

§. 20. *Brief des Bischofs von Chartres an Fenelon. Fenelons Antwort.*

Sobald der Bischof von Chartres von dem Aus-

 schrei-

schreiben F. Nachricht erhalten hatte, eilte er, einem tugendhaften Mitbruder zuerst die Hand zu biethen, weil er ihn stets zärtlich geliebt, nur mit Bedauren gegen ihn gekämpft, und noch nie aufgehört hatte, ihn zu achten. Er schrieb ihm: „Mon„seigneur! Ihre vollkommene Unterwerfung unter „das Breve von Rom hat mich entzücket. Von je„her nahm ich an allem, was Sie betrifft, einen so „lebhaften Antheil, dafs ich es Ihnen jetzt nicht „auszudrücken im Stande bin, wie tief mein Herz „von dem eben so demüthigen, als grofsmüthigen „Schritt, den Sie so eben gethan haben, gerühret „ist. Ich habe ihn immer von Ihrer gottesfürchti„gen Denkart erwartet. Ich bitte Gott aus inner„stem Herzen, er möge das in Ihnen vollenden, „was er durch seine Gnade bewirket hat; Sie bis „an das Ende bey der Gesinnung bewahren, welche „Sie vor der ganzen Kirche in Hinsicht ihrer auf„richtigen Rückkehr laut geäussert haben, und Sie „mit allen Tröstungen, welche dieselbe verdienet, „überschütten.“

Fenelon antwortete ihm: „Monseigneur! So „eben erhalte ich den Brief, mit welchem Sie mich „beehren wollten, und ich eile, Ihnen dafür meinen „demüthigsten Dank abzustatten. Ob ich gleich bey „dem Schritt, den ich gethan habe, nur auf Gott „hinzublicken suchte, so gewähren mir doch die „Ausdrücke, mit welchen Sie Ihren Beyfall darüber „äufsern, vieles Vergnügen. Halten Sie mir es zu

„gut,

„gut, wenn es Ihnen gefällig ist, dafs ich mir die „Freyheit nehme, mich in Ihr Gebeth zu empfeh„len, und dafs ich Sie des aufrichtigen Respects „versichere, mit welchem ich mein ganzes Leben „hindurch seyn werde etc.“

Zu wünschen wäre es gewesen, dafs die zwey anderen Prälaten auf eine eben so offene und religiöse Weise Fenelonen entgegen gekommen wären. Sie hatten alle Ehre des Sieges vor sich, sie waren im Besitze des Credits und der Gunst des Hofes, und nach allen Regeln der Feinheit und Grofsmuth mufste es Ihnen wahrhaft Ehre machen, wenn sie den ersten Schritt thaten.

Der Cardinal von Noailles liefs sich wahrscheinlicher Weise durch ein gewifses furchtsames Wesen, das ihm von Natur aus anhing, zurückhalten; vielleicht auch durch das Andenken an gewifse Verfahrungsarten, die, wie er befürchtete, dem Gedächtnisse Fenelons zu tief möchten eingedrücket seyn.

§. 21. *Schreiben des Herzogs von Beauvilliers an Fenelon. Fenelons Antwort.*

Bossuet glaubte viel dadurch zu thun, dafs er einige Tage nachher, als das Breve von Rom angelanget war, sich zu dem Hrn v. Beauvilliers verfügte, und ihm erklärte: „Zu seinem Leidwesen sey ihm ein Brief des Erzbischofs von Cambrai an den Nuntius zu Gesicht gekommen, in welchem dieser

Prä-

lat sich über ihn beschwere, als verbreite er al lenthalben, seine Unterwerfung sey blos scheinbar und äufserlich. So etwas sey weit von seiner Denkart entfernet, und er wünsche, man möchte dieses F. wissen lafsen, um so denjenigen zuvorzukommen, welche denselben gegen ihn zu erbittern suchen möchten. Wie konnte B. glauben, dafs eine so wenig sagende Erklärung nach seinen so heftigen Schritten hinreichend dazu seyn dürfte, um die Wunde eines so empfindsamen und fein fühlenden Herzens, als es F. hatte, zu heilen?

Indessen glaubte doch der H. v. Beauvilliers seinem Freunde davon Nachricht geben zu müssen. Wir haben noch seinen eigenhändigen Brief, die uns mit dem Character und dem Geiste dieses achtungswürdigen Mannes vollends vertraut machen kann.

„Es ist ungefähr eine Stunde, so war der Hr. Bischof von Meaux bey mir. Er machte mir ein Compliment darüber, dafs ich mich dem Decrete des Papstes gegen Ihr Buch unterworfen, und ein Exemplar desselben, welches ich seit seinem Drucke besafs, der an alle Gläubigen ergangenen Verordnung zu Folge, schnell in die Hände des Hrn Erzbischofes von Paris abgeliefert hätte. Ich antwortete ihm, diefs wäre eine ganz natürliche Folge von der Bereitwilligkeit, mit welcher ich mich stets und vollkommen nach den Entscheidungen des h. Stuhls fügte, und ich hätte weiter nichts gethan, als wozu

jeder

jeder Gläubige verbunden sey. Ich hoffe, mein lieber Erzbischof, Sie werden eben so unterwürfig seyn, und diefs vor der ganzen Kirche zu erkennen geben. Verzeihen Sie mir das Wort — *hoffen*: es drückt zu wenig aus, und es muſs, wenn man Ihnen Gerechtigkeit will widerfahren lassen, dafür stehen — *man sey überzeugt.*

Doch in Betreffe der Unterwürfigkeit habe ich Ihnen aus Auftrag des Hrn Bischofes von Meaux vorzuhalten, Sie hätten in einem vor kurzen an den Hrn Nuntius geschriebenen Briefe sich über ihn beklagt, als habe er ausgestreuet, dafs Ihre Unterwerfung nur scheinbar, nicht aber aufrichtig sey, und Ihnen nicht vom Herzen gienge: er versichert, dafs ihm nie eine solche Aeusserung aus dem Munde gekommen sey; dafs er sich Vorwürfe machen, und vor Gott und den Menschen Unrecht haben würde, wenn er so etwas von Ihnen denken würde. Da ihn nichts zu einer solchen Erklärung verbindet, besonders jetzt, da die Sache entschieden ist, so kann blos Liebe zur Wahrheit die Ursache seyn, warum er so redet, und sich mit der Bitte an mich wendet, Ihnen diefs zu schreiben.

Ich wünsche, mein lieber Erzbischof, dafs Ihnen nach so vielen und so langen Stürmen, die Sie auszustehen hatten, die Ruhe wieder zu Theile werden möge, und bitte Gott, dafs er Ihre Stärke und Ihr Trost seyn möge.“ —

Fe-

Fenelons Antwort ist merkwürdig:

„Ihren Brief, mein lieber Herzog, habe ich mit dem gröfsten Troste erhalten: alles, was mir die Beweise Ihrer Freundschaft erneuert, lindert meinen Kummer. Dasjenige, was Sie, wie Sie mir melden, gethan haben, um dem Papste zu gehorchen, und wie Sie defswegen mein Buch abgegeben haben, erbauet mich, und fällt mir keinesweges auf. Mir ist Ihr Hingeben in einen einfachen Gehorsam bekannt, und wenn Sie Sich anders benähmen, würden Sie mir nicht mehr kenntlich seyn. Sie wissen, dafs ich eine Frömmigkeit, welche nicht auf diesen so festen Grund gebauet ist, nie leiden, vielweniger schätzen konnte."

„Was mich anbelangt, so suche ich mein Kreuz mit Demuth und Geduld zu tragen; durch die Gnade Gottes bin ich mitten in Bitterkeit und Schmerzen ruhig. Unter so vielen Bekümmernifsen geniefse ich eines Trostes, von dem die Welt freylich sich keinen Begriff machen kann, der aber gründlich für alle ist, die Gott redlich suchen. Mein Benehmen ist nämlich fest beschlofsen, und ich habe mich über nichts mehr zu bedenken; nichts ist mir übrig, als mich zu unterwerfen und zu schweigen. Diefs war immer mein Wunsch: nur habe ich noch die Ausdrücke für meine Unterwerfung zu wählen; die kürzesten, die einfachsten, die unbedingtesten, die von jedem Vorbehalte entferntesten sind es, die ich am meisten liebe. Mein Gewissen

wissen ist durch jenes meines Oberen erleichtert; bey allem diesen sehe ich weder auf meine Gegenparthey, noch auf irgend einen Menschen, ich habe nur Gott vor Augen, und bin mit allem, was er thut, zufrieden. Zuweilen möchte ich fast lachen, wenn einige eifrige Personen Besorgnifs darüber äufsern, dafs ich mich vielleicht niemahls zu einer Unterwerfung würde entschliefsen können. Ein andermahl wird mir die Zudringlichkeit derjenigen zur Last, die mir in langen Briefen die Pflicht der Unterwerfung einzuschärfen suchen; sie sprechen von dem Ruhme, der mit einer solchen Demüthigung verbunden ist, und von dem Heldengeiste, den ich dadurch würde blicken lassen: alles diefs ist mir ein wenig zuwider, und ich kann mich kaum enthalten, bey mir selbst zu sagen: „*Wodurch habe ich es dann an dergleichen Leuten verschuldet, dafs sie der Meinung sind, es falle mir so hart, dem Ansehen des h. Stuhls vor meinen schwachen Einsichten, und dem Frieden der Kirche vor meinem Buche den Vorzug zu geben?*“ Indessen sehe ich wohl, dafs sie nicht ohne Grund an mir viele Unvollkommenheit und starke Abneigung für einen so demüthigenden Schritt voraussetzen: ich verzeihe Ihnen daher gerne wieder, und glaube ihnen noch für ihre Besorgnisse und Ermahnungen Dank schuldig zu seyn. Was aber das Harte bey einer vollen und unbedingten Unterwerfung anbelangt, so mufs ich Ihnen gerade heraussagen, dafs ich gar nichts davon empfinde.

Die

Die Unterwerfungsacte war schon des andern Tages nach der erhaltenen Nachricht fertig; ich glaubte aber mit derselben so lange zurückhalten zu müssen, bis ich von der gesetzmäfsigen Form derselben unterrichtet bin. Keine Bulle wird in Frankreich anerkannt, wenn sie nicht erst vorher dem Parlamente vorgelegt ist. Ich weifs nicht, ob man sich auch an diese Förmlichkeit bey einem Breve halten mufs, welches nur eine Lehrentscheidung gegen einen Erzbischof enthält. Im Zweifel darüber schiebe ich die Erlafsung meines Ausschreibens auf, denn man mag sagen, was man will, ich bin ein so eifriger Franzose als irgend jemand. Sobald mir die Vorschrift bekannt seyn wird, so wird meine Acte erscheinen. Sie werden, wenn es Ihnen beliebt, von selbst die Bemerkung machen, dafs mir das Urtheil des Papstes weder aus Rom noch von dem Hrn Nuntius ist zugeschicket worden, und doch werde ich keinen Augenblick verlieren, so bald ich nur sicher seyn werde, dafs ich nicht gegen die Gewohnheiten Frankreichs anstofsen werde. Mein einziger Trost ist — Gehorsamen, und hätte man mich in dieser Hinsicht längstens so gekannt, wie ich wirklich bin, so hätte man sich alle nichtige Sorgen und Beunruhigungen ersparen können."

„Was den Hrn. Bischof von Meaux betrifft, so mufs ich gestehen, ich kann es unmöglich begreifen, wie er Ihnen hat sagen mögen, dafs er sich vor Gott und den Menschen Vorwürfe würde zu ma-

machen haben, wenn er die Geradheit meines Herzens, und die Aufrichtigkeit meiner Unterwerfung in Zweifel setzen wollte. Weifs er dann nichts mehr von all der gräfslichen Doppelzüngigkeit, welche er mir vor dem Angesichte der ganzen Kirche, sogar noch in seiner jüngsten Druckschrift vorgeworfen hat? Eine Zeit von vierzehen Tagen kann mich doch wahrhaft nicht zu einem ehrlichen Manne umgeschaffen haben. Doch mir ist es nicht darum zu thun, tiefer in seine Worte einzudringen, und ich überlasse es ihm selbst, darüber zwischen Gott und sich selbst nachzudenken. Wir haben nichts mehr miteinander auszumachen: ich bethe zu Gott für ihn mit dem besten Herzen, und wünsche ihm alles, was man denen wünschen kann, die man in Gott liebet."

Aus dem Briefwechsel B. mit seinen Neffen sieht man wirklich, dafs er ziemlich dazu geneigt war, die Streitigkeiten mit F. zu erneuern, ja defsen Ausschreiben sogar als unzulänglich anzugreifen, aber er sah sich durch den allgemeinen Beyfall, mit welchem dieses Ausschreiben in Paris, in Rom, in fremden Ländern, und selbst zu Versailles aufgenommen ward, daran gehindert. Ohnehin konnte er nicht auf die Mitwirkung des Cardinal von Noailles und des Bischofes von Chartres zählen; beyde waren schon froh, dafs sie sich mit Ehren eine Controverse vom Halse geschaffet hatten, an der sie mit einer so sichtbaren Abneigung Theil genommen

hat-

ten, und es war gar nicht zu erwarten, dafs sie ihren Credit und ihren Namen Bossueten fernerhin leihen würden, und die Frau von Maintenon selbst war schon lange dieses unabsehlichen Krieges äusserst müde.

Diese Aenderung der Lage läfst sich auch aus einem Briefe *) Bossuets an seinen Neffen abnehmen. „Ich glaube, Rom müsse sich mit dem Ausschreiben des Erzbischofs von Cambrai, ungeachtet aller seiner Fehler, begnügen : denn einmahl enthält es alles wesentliche sehr genau, und der Gehorsam ist mit prächtigen Worten zur Schau ausgestellet. Uebrigens mufs man auch dem Frieden zu Liebe nachzugeben wissen, mufs die Unterwerfung annehmen, und dem Streite ein Ende machen : folglich gehören diese Bemerkungen nur für Sie und den Hrn. Phelippeaux.“

Der Papst und die ganze römische Kirche warteten voll Ungeduld und Unruhe auf den Entschlufs, welchen F. wegen des ihn verdammenden Breve nehmen würde. Man verliefs sich zwar auf die so bekannte Frömmigkeit Fenelons, und auf die feyerlichen, so oft von ihm wiederholten Verheifsungen seines Gehorsams und seiner Unterwerfung; doch ward man nicht eher in Rom ganz ruhig und zufrieden, als bis der Abbé von Chanterac bevollmächtigt war, im Namen des Erzbischofes von Cambrai seinen einfachen und unbedingten Beytritt zu dem Ur-

*) Vom 19. Aprill 1699.

Urtheile des h. Stubles, und eine vollkommene Unterwerfung auszusprechen.

§. 22. *Beyfall über die Unterwerfung Fenelons.*

Der Papst läfst an ihn ein Breve ergehen.

Innocenz XII. hatte kaum den Brief an ihn mit dem Ausschreiben F. aus den Händen des Abbé von Chanterac erhalten, so eilte er, denselben der Congregation der Cardinäle zu übersenden. Er legte auch demselben ein Schreiben vom Könige bey, worin derselbe seinen Dank für das erlassene Verdammungsbreve ausdrückte. Bey Durchlesung dieser Actenstücke fühlten die Cardinäle einen sichtbaren Trost. Ihnen ward das in den Annalen der Kirche so seltene Glück, dafs sie ihr Urtheil durch den Beyfall eines mächtigen Monarchen, der so dringend um dasselbe angehalten hatte, und durch den Beytritt eines erlauchten Erzbischofes, welcher durch seine freywillige und demüthige Unterwerfung seinen Tugenden einen neuen Glanz verschafte, bestätiget sahen. Diejenigen unter ihnen, welche nur mit Schmerzen die Strenge ihres Amtes ausgeübt hatten, konnten wegen ihres Vertrauens auf die religiöse Denkart F. stolz seyn, indem sie immer voraussagten, er werde seine Privatmeinungen, welche über den gröfsten Theil der Menschen gewöhnlich eine so grofse Gewalt behaupten, dem Frieden der Kirche zum Opfer bringen.

Wegen des günstigen Eindruckes, den der Brief

und

und das Ausschreiben F. mit Rechte auf alle Cardinäle machte, stimmten sie einhellig dahin, dafs Seine Heiligkeit sollte eingeladen werden, diesem Prälaten eine ehrenvolle Antwort zu ertheilen. Der Papst machte sich das gröfste Vergnügen daraus, die Wünsche der Cardinäle zu erfüllen, und um Fenelonen den ehrenvollesten Beweis seiner Wohlgewogenheit und Zufriedenheit zu geben, so übertrug er die Ausführung dieser Sache dem Cardinal Albani. Nichts war diesem angenehmer, als ein Auftrag, der so ganz mit seinen persönlichen Wünschen und mit seiner innigen Hochachtung für F. übereinstimmte, und er arbeitete im Namen des Papstes an einem in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefafsten Breve.

Allein der Hafs des Abbé Bossuet war zu anhaltend, als dafs er F. diesen schwachen Trost hätte gönnen sollen. Sobald ihm der Beschluſs des Papstes bekannt geworden war, so gab er sich alle Mühe, ein Zeugnifs zu verhindern, welches Gerechtigkeit und Wohlanstand laut heischten: er erkühnte sich sogar, seinem Oheim den ungeziemenden Wunsch zu äussern, dafs man durch Dazwischenkunft des königlichen Ansehens dem Papste es verwehren müsse, einem gelehrigen und unterwürfigen Erzbischofe zu schreiben. Wäre alles, so wie er es wünschte, in seiner Gewalt gestanden, so hätte er dem Papste die Freyheit geraubet, nur einige allgemeine und nichtssagende Ausdrücke an F. gelangen zu

las-

lassen. Ohnehin brachte er seinem Oheim den Gedanken bey, ihn seines Erzbisthumes von Cambrai entsetzen zu lassen. Man kann gar nicht wissen, wozu ihn noch sein rachsüchtiger Character würde hingerissen haben, wenn seine Macht eben so grofs, als seine Bosheit, würde gewesen seyn. Indessen gelang es ihm wenigstens, bey dem Papste und den Cardinälen wegen der Furcht, dem Könige zu mifsfallen, Besorgnifse zu erregen, und es dahin zu bringen, dafs man mit den wesentlichsten Ausdrücken des Breve, welches man F. schicken wollte, und *welches schon beschlossen und ins Reine gebracht war*, Umänderungen vornahm. Freylich mangelte es auch dem Abbé Bossuet nicht ganz an Gründen für die Besorgnisse, es möchten in das Breve Ausdrücke eingeflossen seyn, welche dahin zielten, die persönlichen Absichten und Meinungen F. zu rechtfertigen; denn seit dem Urtheile vom 12ten März 1699 hatte der Papst bey mehreren Gelegenheiten laut erkläret: „*weder Er, noch die Cardinäle, wären Sinns gewesen, die Auslegungen zu verdammen, welche der Erzbischof von Cambrai über sein Buch gegeben hätte.*“

Während der Abbé Bossuet durch geheime Bewegungen und Kunstgriffe den Papst zu hindern strebte, F. Beweise seiner Zufriedenheit zu ertheilen, schrieb dieser *) dem Abbé von Chanterac: „Halten Sie für mich bey dem Papste weder um Lob-

*) Den 11ten Aprill 1699.

Lobsprüche noch um Verwendungen an. Wenn meine Geduld, meine Unterweisungen und mein Beyspiel mich nicht bey meiner Heerde aufrecht erhalten können, so werden es eitle Lobsprüche eben so wenig vermögen. Für meinen guten Namen wünsche ich kein Breve, er scheint mir bey unpartheyischen Leuten nichts gelitten haben: ich sehe sogar, dafs dieses ganze Bisthum durch mein Benehmen erbauet wird, und gut für mich gestimmt ist. Ferner glaube ich, man müsse sich ganz der Leitung der Vorsicht überlassen, sobald es ihr gefällig ist, uns zu demüthigen. Geben Sie Sich also ja nicht die geringste Mühe, um ein Breve mit einem unbestimmten Lobe für meine Unterwürfigkeit zu erhalten. Sollte man aber freywillig ein solches Schreiben an mich erlassen wollen, so wird es mir lieb seyn: denn diefs wird eine authentische Anerkennung meiner Unterwerfung seyn, nach welcher ich wieder ganz ruhig athmen werde."

Die einzige Angelegenheit F. in diesem Zeitpuncte war sein sehnliches Verlangen, mit dem tugendhaften Freunde, der so viel für ihn gelitten hatte, wieder vereinigt zu werden. In allen Briefen, welche er seit dem Urtheile vom 12ten März an den Abbé von Chanterac erlassen hatte, athmet jene rührende Zuneigung, jene zärtliche Sorgfalt, welche durch die Dankbarkeit noch einen weit höheren Grad von der innigsten Empfindsamkeit hatten. „Es dauert mir zu lange, bis Sie von Rom

ab-

abreisen, der Aufenthalt allda ist in den gegenwärtigen Umständen für Sie zu bitter. Das einzige, was mich über Ihr noch längeres Ausbleiben wird trösten können, würde seyn, wenn die Bäder zu Baja, in dem Königreiche Neapel, Ihren Füfsen Heilung gewähren könnten. Dieser einzige Grund überwiegt alles. Ueberlegen Sie dieses wohl, ich beschwöre Sie, mein lieber Abbé, und sparen Sie defswegen nichts. Ihre Wiederkehr wird mir zum innigsten Troste gereichen. Ich bin Ihnen nicht weniger Dank schuldig, als wenn Ihre Bemühungen mit dem besten Erfolge wären gekrönet worden. Ich sehe alles ein, was Sie gethan und gelitten haben, und weifs auch, dafs Sie mir nur den kleinsten Theil davon bekannt gemacht haben. Meine Erkenntlichkeit dafür, mein Zutrauen, meine Verehrung, und meine Zärtlichkeit für Sie sind ohne Gränzen. Kommen Sie, sobald als möglich, damit wir uns an dem Busen des einzigen wahren Trösters miteinander trösten können; wir werden miteinander leben und sterben, weil wir nur ein Herz und eine Seele sind. Meine Gesundheit behauptet sich, auch erhält sich mitten unter so vielen Widerwärtigkeiten mein innerer Friede; recht sehr wünsche ich, dafs mein Trost auch auf Sie übergehen möge. Erhalten Sie Sich, mein lieber Abbé! Wenn *Sie* mir entfallen sollten, so würde mein Kreuz für meine schwachen Kräfte zu drückend seyn. Gott weifs, welchen Dank ich ihm dafür schuldig zu

seyn glaube, dafs er mich an Ihnen einen solchen Schatz hat finden lassen. Sie haben tausendmahl mehr für mich gethan, als ich je zu erwarten wagte. Gott hat einen üblen Erfolg zugelassen, aber er wird gewifs denselben zu seiner Ehre zu wenden wissen, und können wir etwas anderes verlangen? Wir wollen miteinander uns bestreben, ihm zu dienen, und dieses Bisthum zu erbauen. Kommen Sie, kommen Sie, sobald es nur möglich seyn wird."

Indessen hatte der Cardinal Albani dem Papste vorgestellt, es verrathe an dem h. Stuhle zu vielen Sclavensinn für die Gesinnungen auswärtiger Höfe, wenn man übertriebene Furchtsamkeit wollte erblicken lassen: es sey ungeziemend, dafs ein Papst sich nicht einmahl sollte getrauen dürfen, einem Erzbischofe zu schreiben, wenn er nicht vorher mit den Prinzen über den Inhalt des Schreibens übereingekommen sey. Der Papst schien sich selbst seiner so grofsen Behutsamkeit zu schämen, und gab auf der Stelle den Befehl, dafs man dem Abbé von Chanterac das Breve übergeben sollte. Aber dieses Breve war sehr verstümmelt, sehr verschieden von demjenigen, welches zuerst in Vorschlag gekommen und angenommen war, so dafs die päpstlichen Minister selbst zugaben, man könne es F. nicht verübeln, wenn er keinen grofsen Werth darauf lege. Hier ist dieses Breve:

„Ehrwürdiger Bruder, Unsern Gruls zuvor. Wir

ha-

haben mit grofsem Vergnügen Ihren Brief an Uns vom letzten April nebst einer Abschrift des Ausschreibens erhalten, in welchem Sie Unser gegen Ihr herausgegebenes Buch und gegen 23 aus demselben ausgezogenen Sätze erlassenes Urtheil voll Demuth annehmen, und dasselbe mit einem schnellen Gehorsam und im Geiste der Unterwürfigkeit den Ihrer Obsorge untergebenen Gemeinden bekannt machen. Durch diesen neuen Beweis Ihrer aufrichtigen Ergebenheit und Ihres Uns und Unserer Kirche schuldigen Gehorsams haben Sie vollkommen die Meinung bestätiget, welche wir schon seit langer Zeit von Ihrer Bruderliebe hatten. Wir versprachen uns auch nichts geringeres von Ihnen, indem Sie Uns Ihre gute Gesinnung schon von der Zeit an deutlich zu erkennen gaben, als Sie mit Demuth bey dieser Kirche, der Mutter und Lehrerinn aller andern, um Zurechtweisung anhielten, und Ihre Bereitwilligkeit zeigten, die Sprache der Wahrheit von Uns zu vernehmen, und durch unsern Ausspruch dasjenige zu erlernen, was Sie und andere von Ihrem Buche und der in demselben enthaltenen Lehre zu denken hätten. Nachdem wir also Ihnen wegen Ihres Eifers, mit welchem Sie Sich so willig unsrer päpstlichen Entscheidung unterworfen haben, das gebührende Lob in dem Herrn ertheilet haben, so bitten wir Gott, er möge Ihnen seine Gnade verleihen, Sie bey den Arbeiten, welche Sie für die Leitung Ihrer Heerde unternehmen

werden, in seinen Schutz nehmen, und Ihre Wünsche erfüllen Mit vieler Gewogenheit ertheilen wir Ihnen, Ehrwürdiger Bruder, Unseren apostolischen Segen: den 12ten May im 8ten Jahre Unserer päpstlichen Regierung.“ —

So wenig sagend auch dieses Breve war, so brachte es doch, wie der Abbé von Chanterac meldete, bey den Feinden F. das gröfste Mifsvergnügen hervor. Schon dieses, dafs der Papst ihm geschrieben, dafs er ihn nicht als *Ketzer* behandelt hat, und dafs er zufrieden mit seiner Unterwerfung war, reichte hin, Sie zur Verzweiflung zu stimmen. Sie waren so aufgebracht und beschämet, als wäre ihnen der gröfste Schimpf widerfahren: sie hätten es gerne gesehen, wenn der Papst sein Ausschreiben verworfen hätte. Ein so empörendes Verfahren machte beynahe auf alle Cardinäle, die F. verurtheilt hatten, starken Eindruck, und sie sahen nun mehr als jemahls ein, dafs diesem ganzen Handel nichts anders zu Grunde gelegen sey, als die Begierde und der geheime Plan, denselben zu stürzen. Sie äusserten sich von nun an mit mehrerem Zutrauen gegen den Abbé von Chanterac, und trugen ihm auf, diesem Prälaten in ihren Namen, (doch ohne sie bis zu seiner Zurückkunft bey demselben zu nennen) zu sagen, sie gäben ihm den Rath, stets das tiefste Stillschweigen zu beobachten, was auch immer seine Gegner für einen Vorwand nehmen oder vorschlagen möchten, um ihn zu einer ferneren Erklä-

Erklärung zu nöthigen; denn es sey schwer, dafs ihm, sobald er seine Gedanken und seine wahre Gesinnung zu erklären versuche, nicht einige Ausdrücke entfallen sollten, welche sie dann mifsbrauchen, und ihnen einen schlimmen Sinn unterlegen könnten; der Papst sey mit seiner Unterwerfung zufrieden; und da er verdamme, was der Papst verdammt hatte, so sey Niemand dazu berechtiget, ihm einen Wiederruf oder irgend eine Erklärung abzufodern; eine solche Festigkeit, sie keiner Antwort mehr zu würdigen, würde sie aufser Fafsung eben so sehr bringen, als sie ihm Ehre machen würde. Alle Cardinäle, nur mit Ausnahme eines einzigen (des Cardinal Casanate) machten zur nämlichen Zeit den Auftrag an den Abbé Chanterac, er möchte den Erzbischof von Cambrai ihrer Hochschätzung, ihrer Ehrfurcht und Verehrung versichern, und ihm erklären, sie würden sich glücklich finden, wenn sie bey irgend einer Gelegenheit ihm Beweise davon geben könnten: „Man kann, schrieb der Abbé von Chanterac, Ihre Unterwerfung, Ihr Ausschreiben, Ihre Briefe an den Papst und Ihr ganzes Betragen nicht mehr loben, als sie es gethan haben. Nach ihrem Dafürhalten hätte Ihnen selbst die Gutheifsung Ihres Buches keinen so grofsen Ruhm und so hohe Achtung verschaffen können. Die Cardinäle haben mir hierüber so starke und ganz besondere Dinge gesagt, dafs ich sie mir bis zu unserer Unterredung vorbehalten mufs.“

Den

Den 15ten May 1699 verliefs der Abbé von Chanterac Rom, um nach Cambrai zurückzureisen.

§. 23. *Berathschlagung über die Art der Annahme des Verdammungsbreve.*

Indessen arbeitete man zu Versailles daran, die Form, in welcher man in Frankreich das Verdammungsbreve über das Buch von den *Maximen der Heiligen* annehmen wollte, fest zu setzen. Ueber diese Annahme äufserten sich ziemlich ernsthafte Schwierigkeiten in Betreffe beyder, des Inhaltes und der Form. Die Regierung sowohl als die Geistlichkeit in Frankreich wollten sich durchaus an die Ausübung der berühmten Verordnung vom J. 1682. halten. Eine nothwendige Folge dieser Verordnung ist es, dafs man keine Entscheidung des h. Stuhles als Lehrvorschrift anerkennt, so lange nicht die Annahme des ganzen Körpers der französischen Bischöfe entweder vor ihr hergegangen ist, oder mit derselben gleichzeitig eintritt, oder auf dieselbe gefolget ist. Diese Annahme mufs sich in der Form einer Untersuchung äussern, welcher zu Folge die Bischöfe bezeugen, dafs sie die Entscheidung des Papstes mit dem Glauben und der Erblehre ihrer Kirchen in Einstimmung gefunden haben. Auch an der Form des Breve entdeckten sich mehrere Fehler: die Clausel (motu proprio - *aus eigner Bewegung*) welche bey dem Parlamente stets so verhafst ist, schien der öffentlichen Einzeichnung in die Staats-

bücher

bücher ein unüberwindliches Hindernifs in den Weg zu legen. Doch es herrschte damahls zwischen der Regierung, der Geistlichkeit, und dem ganzen Körper der Gerichtspersonen eine vollkommene Einigkeit. Ludwig XIV. wufste sich seiner erhabenen Vorrechte und der Ausübung einer unumschränkten Gewalt, in deren Besitz er sich durch langen Gebrauch und durch die stillschweigende Einwilligung aller Stände des Reichs gesetzet hatte, mit so vieler Kunst und Weisheit zu bedienen, dafs man endlich mit eben so vieler Würde als Mäfsigung den dem heiligen Stuhle schuldigen Respect, die Freyheiten der französischen Kirche, und die Formen der Gesetzgebung miteinander zu vereinigen das Glück hatte.

Man kam Anfangs darin überein, dafs die Annahme der Bischöfe vor jedem Einschreiten des königlichen Ansehens hergehen müsse, weil dieses sich nur äufsern müsse, um die Ausführung des kanonischen Urtheils der Bischöfe sicher zu bewerkstelligen; darauf wurde beschlossen, der König sollte die Erzbischöfe bevollmächtigen, mit den Bischöfen ihres Erzsprengels sich zu vereinigen, um die Untersuchung und die Annahme des Breve vorzunehmen. Vielleicht wäre es regelmäfsiger und der Kirchenzucht angemessener gewesen, wenn man sie in Provincialconcilien zusammenberufen hätte; aber seit langer Zeit hatte die Regierung die Maxime angenommen, diese ächtkanonischen Versamm-

lun-

lungen aufser Gewohnheit kommen zu lassen. Eine gewifse Art von ministerieller Erblehre, die auf sehr kleinliche Besorgnifse und Betrachtungen sich gründete, widersetzte sich der Wiederherstellung derselben. Der Erzbischof von Rheims brachte zuerst in Vorschlag, statt der Provinzialconcilien dergleichen Metropolitan-Versammlungen einzuführen. Die Form dieser Versammlungen war ziemlich regelmäfsig, und sie hatten keinen von den wirklichen oder angeblichen Nachtheilen der Provinzialconcilien.

Die Geistlichkeit war auf eine kurze Zeit in Furcht, man würde königliche Commissäre auch für diese Kirchenversammlungen auftreten lassen. Wahrscheinlicher Weise borgte irgend ein Minister diesen Gedanken von den königlichen Abgesandten, (missis dominicis) welche die Kaiser zuweilen auf die ehemaligen Versammlungen der Bischöfe schickten; allein damahls war es noch Sitte, dafs man sich auf solchen Versammlungen über bürgerliche und politische Angelegenheiten berathschlagte, und es mufsten daher ganz natürlicher Weise die Minister des Souverain zu denselben Zutritt haben, um den gefafsten Beschlüfsen das Siegel des königlichen Ansehens aufzudrücken. Bossuet arbeitete hierüber einen schriftlichen Aufsatz aus, und überreichte ihn den 18ten April 1699 dem Könige; er zeigte darin, dafs es unregelmäfsig und wenig schicklich seyn würde, wenn zu den Metropolitan-Versamm-

lun-

lungen, welche seine Majestät wollte zusammenberufen lassen, königliche Commissäre sollten geschickt werden.

Was sollten dann, sagte B., diese Commissäre da thun? Sie werden sich nicht einfinden, um mit uns zu berathschlagen, oder uns mit ihren Einsichten an die Hand zu gehen. Man könnte sie also nur als Aufseher betrachten, die der König geschickt hätte, um uns, so zu sagen, in den Schranken unsrer Pflicht zu halten, gleichsam als wenn seine Majestät, wenn Höchstsie doch ein Mifstrauen auf Personen unseres Standes haben, gerade von Layen uns alle in Aufsicht nehmen lassen müfsten, und sich unserer Treue nicht anders zu versichern wüfsten, als durch eine Vorsichtsmaafsregel, welche uns in der Denkart des Volkes entehren, und unser Amt in unseren Bisthümern verächtlich machen müfste. Unseren Maximen zu Folge darf keine Entscheidung des Papstes in Glaubenssachen in Frankreich eher öffentlich bekannt gemacht werden, als bis sie von den Bischöfen und Erzbischöfen des Königreiches in kanonischer Form feyerlich ist angenommen worden; eine der wesentlichsten Bedingnisse bey dieser Annahme ist es, dafs sie vollkommen frey seyn mufs: würde sie ohne alles Bedenken wirklich dafür gelten, wenn das Volk königliche Commissäre in unsern Versammlungen erblickte?“

§. 24.

§. 24. *Der König läfst die sämmtlichen Erzbischöfe seines Reichs zur Annahme des Verdammungsbreve zusammenberufen.*

Ludwig XIV. liefs sich stets von einem ihm natürlichen Blicke des gesunden Verstandes und vorzüglich von jenem Gefühle und jener Achtung für Schicklichkeit und Wohlanstand leiten, welches keinen unbedeutenden Theil der Regierungskunst ausmacht; tief ergriff ihn der Aufsatz Bossuets, und man entsagte nun einem Vorhaben, das keinen vernünftigen Grund für sich hatte.

B. hatte den Vorschlag zu Metropolitan-Versammlungen um so begieriger ergriffen, weil diese nicht nur der Annahme des päpstlichen Breve eine regelmäfsige Form verschafften, sondern zugleich seinem persönlichen Triumphe eine Art von Glanz und Feyerlichkeit zu verschaffen schienen: *) diefs war ohne Zweifel der schneidendste Act dieser langwierigen Tragödie. Ganze Gesellschaften von Bischöfen, welche in allen Provinzen in Bewegung waren, mufsten natürlicher Weise dem Volke einen sehr gräfslichen Begriff von den Meinungen F. beybringen, und es zu dem Gedanken verleiten, als sey sein Buch die giftigste Schrift, die seit mehreren Jahrhunderten an das Licht getreten wäre.

Der König liefs Briefe an alle Erzbischöfe des Königreiches ausfertigen, dafs sie ihre Metropolitan-

*) Mem. chron. dn P. d'Avrigny, annéc 1699.

tan-Versammlungen zusammenrufen möchten, und jene von Paris hatte den 13ten May 1699 statt. Da diese die erste war, deren Berathschlagungen allgemein bekannt geworden sind, so diente sie dem gröfsten Theile des übrigen zum Muster. Vorzüglich in Hinsicht der zwey wichtigsten Puncte hatte sie den unverkennbarsten Einfluſs auf die Versammlungen in den Provinzen: ihr Gang, den sie über den ersten der zwey Puncte, über die Annehmungsform des päpstlichen Breve vorzeichnete, wurde allgemein angenommen. Dieſs war die erste Gelegenheit, die sich seit der berühmten Versammlung von 1682 darboth, die auf derselben feyerlich angenommenen Maximen in Ausübung zu bringen. „Es regte sich, sagt der Kanzler von Aguesseau, ein lobenswürdiger Wetteifer zwischen den verschiedenen Provinzen; jegliche wollte den Ruhm haben, daſs von ihr die mit dem bischöflichen Character verbundene Macht, entweder vor, oder mit, oder nach dem Papste zu entscheiden, so wie das Recht der Bischöfe, keine Verordnung der Päpste anders als nach vorgängiger Untersuchung in der Form eines Miturtheils anzunehmen, am besten sey behauptet worden. An diesem so feyerlichen Zeugnisse, welches die französische Kirche für ihre Lehre ausstellte, war noch dieſs sehr merkwürdig, daſs es gerade zu einer Zeit gegeben ward, wo wir in keinem Zwiste mit dem römischen Hofe befangen waren, und wo der König im vollkommensten Einverständ-

ständnisse mit dem Papste lebte, von dem er nichts fürchtete, und nichts zu befürchten hatte, so dafs man blos der Wahrheit, nicht aber der Nothwendigkeit der Umstände eine so authentische und einstimmige Erklärung der Gesinnungen der Geistlichkeit zu verdanken hatte.“ Nicht so einstimmig waren die Provinzen über einen andern Punct, der freylich kein so grofses Interesse hatte. Der Papst hatte, als er das Buch F. verdammte, nicht über die verschiedenen Schriften abgesprochen, welche derselbe zur Vertheidigung dieses Buches herausgegeben hatte. Dieses Stillschweigen konnte und mufste auf die Vermuthung führen, dafs der heilige Stuhl diese apologetischen Schriften nicht so tadelnswürdig, als das Buch selbst, gefunden habe. Man ermangelte nicht, zu bemerken, dafs die Metropolitan-Versammlungen von Paris aus 4 Prälaten (denen von Paris, Meaux, Chartres, und Blois *) bestand, von denen die 3 ersten sich als erklärte Gegner F. gezeigt hatten. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, dafs sie aus einem feinen Gefühl für Ehre sich enthalten hätten, auf eine noch strengere Maafsregel, als das schon an sich sehr strenge Urtheil war, zu dringen. Dadurch, dafs sie den König auffoderten, die gegen sie von dem Verfasser des Buchs von den Maximen herausgegebenen Schrif-

*) Der Cardinal von Coislin, Bischof von Orleans, wohnte wegen seines Ranges als Cardinal der Versammlung nicht bey.

ten zu unterdrücken, schienen sie sich zu Richtern über ihre eigne Sache aufzuwerfen, und sich vielleicht des Eindruckes zu erinnern, welchen diese Schriften auf das Publicum gemacht hatten.

Diese Betrachtungen hielten wirklich einen grofsen Theil der Bischöfe in den andern Metropolitan-Versammlungen zurück, indem sie glaubten, nicht über das Urtheil des h. Stuhles hinausgehen zu dürfen. Von 16 Versammlungen *) foderten nur 8 die Unterdrückung der zur Vertheidigung des Buchs *von den Maximen der Heiligen* öffentlich erschienenen Schriften.

Diesen einzigen Punct ausgenommen, bemerkte man übrigens an den Berathschlagungen der Versammlungen von Paris eine Mäfsigung, an welcher schon der Einfluſs der öffentlichen Meinung, und der günstige Eindruck, den F. Unterwerfung allgemein gemacht hatte, nicht zu verkennen war: vorzüglich fielen die Ausdrücke in dem öffentlichen Berichte dieser Versammlung auf: „Ohne aus der französischen Kirche hinauszutreten, haben wir in ihr ein berühmtes, und mit der Sache, von der jetzt die Rede ist, die gröfste Aehnlichkeit habendes Beyspiel

*) Der Metropolitan-Versammlungen waren wirklich 17, aber jene zu Aix kam, man weifs nicht warum, erst im Jäner 1700 zusammen, nachdem schon der König durch seine Verordnung vom 14. August 1699 die Unterdrückung der von F. zur Vertheidigung seines Buches herausgegebenen Schriften verhängt hatte.

spiel an dem Bischofe von Poitiers, Gilbert de la Porée, *einem Manne von eben so grofser Gelehrtheit als Frömmigkeit, den seine zu weit getriebenen Grübeleyen in Irrthümer verwickelten. Mit Freuden hat man an diesem Schriftsteller seine Unterwürfigkeit unter den heiligen Stuhl vor und nach dem über ihn ergangenen Urtheile gesehen:* der Hr. Erzbischof von Cambrai hat sich gleichfalls diesem Urtheile unterworfen *durch eine einfache, unbedingte, und jeden Schatten von Vorbehalt zurückweisende Erklärung.*" Alle diese so überlegte Ausdrücke stechen ein wenig gegen die Meinung ab, welche Bossuet Anfangs über das Ausschreiben F. geäussert hatte. Mit Rechte dürfen wir annehmen, dafs der Cardinal von Noailles und der Bischof von Chartres diesem Tone und Gefühle von Mäfsigung das Uebergewicht verschafft haben; denn Bossuet gestehet in einem Schreiben an seinen Neffen selbst ein, dafs der von ihm gefertigte Bericht über die Berathschlagungen einige Ausdrücke enthielte, welche seine Mitbrüder wegschneiden zu müssen glaubten: „*Unter uns*, *) sagt er dem Abbé Bossuet: *man hat in demselben vieles gemildert.* Auf den andern Metropolitan-Versammlungen benahm man sich, wie der oben angeführte P. d'Arrigny bemerkt, gegen F. wohl oder übel, je nachdem sich in demselben mehr oder weniger Bischöfe einfanden, die dem Hofe oder seinem Hauptgegner anhingen. Einige zogen mit Vorbedacht das Andenken an seine Irrthümer her-

bey.

*) Brief Bossuet vom 18. May 1699.

bey, andere aber (und diese machten die gröfste Zahl aus) schränkten sich darauf ein, seiner unbegränzten Unterwerfung das Lob zu sprechen.“ Wir müssen hinzusetzen, dafs sie *einstimmig* die Frömmigkeit, die Tugend und die Talente F. rühmten.

§. 25. *Beleidigendes Betragen des Bischofs von Saint-Omer gegen Fenelon.*

Allein F. war noch einem andern Widerspruche ausgesetzt, den er am wenigsten erwarten konnte, und der der ganzen Kirche gewifsermassen zum Aergernisse gereichte: freylich fiel dieses Aergernifs nur auf den zurück, welcher es mit so grofser Unanständigkeit veranlasset hatte, und für F. war es eine neue Gelegenheit, die Aufrichtigkeit seiner Unterwerfung zu beurkunden. In seinem eigenen Pallaste nämlich erkühnte sich einer von seinen Suffraganen, der Bischof von Saint-Omer, *) sich zum Inquisitor über das Gewissen seines Erzbischofes aufzuwerfen. Während alle Bischöfe Frankreichs der Unterwerfung F. einhelligen Beyfall ertheilten, gab er vor, F. drücke in den Worten seines Ausschreibens nicht den innern Beyfall seines Gewissens aus. Ohne Zweifel brauchte F. auf einen so gehäfsigen Vorwurf gar keine Antwort zu geben; die Bischöfe der Provinz waren

*) Ludwig Alphons von Valbelle, Anfangs zum Bisthume von Aleth ernennt, darauf zu jenem von Saint-Omer im J, 1684 übergesetzt, starb 68 Jahr alt im J. 1708.

ren nur defswegen gerufen, um ihr Urtheil über das Breve des Papstes auszusprechen, und die Form seiner Annahme fest zu setzen. Selbst das Schreiben des Königs, in welchem F. die Weisung erhielt, seine Suffraganen zusammenzurufen, begnügte sich mit der Einladung, *dasjenige gemeinschaftlich thun, was er schon für sich gethan hätte.* Aber F. erhob sich aus einem richtigen Ehrgefühle über alle die gemeinen Mittel, einen ungerechten Angriff abzuschlagen, und antwortete dem Bischofe von Saint-Omer mit Ruhe und Würde: „Er *) nehme recht gerne, ohne Folge jedoch und blos aus Gefälligkeit, Vorstellungen von einem Mitbruder an, den er aufrichtig schätze: er führte darauf die Ausdrücke seines Ausschreibens an, und fragte ganz unbefangen, ob man wohl eine Unterwerfung, die mehr als *äusserlich, und von dem blofsen Respect erzwungen* sey, mit kläreren Worten andeuten könne. Wer sagt, er *hange einem Urtheile* an, sagt, dafs er *ein innerliches Urtheil* fälle, wodurch er mit demjenigen, dem er *anhängt*, in Einstimmung ist: wer das Wort — *Verdammen* braucht, redet noch ausdrücklicher von *einem inneren Urtheile* gegen das *verdammte* Buch, besonders wenn er noch auf eine einfache und unbedingte Weise *jeden Schatten von Vorbehalt* ausschliefst. Er fügte hinzu: nie hätte er geglaubt, dafs man so bestimmte Worte für zweydeu-

*) Berichterstattung der Metropolitan-Versammlung von Cambrai.

deutig würde halten können; oder, dafs man Ursache habe, von ihm zu vermuthen, als *trete er* dem Urtheile des h. Stuhles durch *einen blos scheinbaren und folglich verstellten Beytritt* bey; oder, dafs er sein Buch blos mit dem Munde verdamme, ohne dafs er es innerlich durch eine aufrichtige Gelehrigkeit für den h. Stuhl verdamme, welches ein unwürdiger Mifsbrauch der Worte seyn würde, um mit der ganzen Kirche Spott zu treiben. Er endigte, indem er seinen Suffraganen *als seinen Mitbrüdern, nicht aber als seinen Richtern, im gegenwärtigen* Falle betheuerte, dafs er von dem innigsten Grunde seines Herzens allen Gedanken, sein Buch ferner zu erklären, entsagt habe; dafs er das Ansehen des h. Stuhles seinen schwachen Einsichten weit vorziehe; dafs er, Gott sey Dank, unfähig sey, je wieder auf dasselbe unter dem Vorwande irgend eines Doppelsinnes zurückzukommen, und so durch Umwege seiner Verdammung auszuweichen; dafs er zwar niemahls gegen sein Gewissen von sich eingestehen könne, als hätte er einen der Irrthümer, die man ihm zu Last gelegt habe, geglaubet; vielmehr habe er gedacht, sein Buch könne nach den Aenderungen, die er vornehmen zu müssen geglaubt habe, weder einen Irrthum andeuten, noch ihn begünstigen, aber dafs er seinem eignen Urtheile entsage, um sich nach jenem des h. Vaters zu richten; dafs er sich bestrebt habe, durch Ausdrücke voll Demuth und Unterwürfigkeit seine Demüthigung von dem h.

anzunehmen, und, wenn allenfalls Seine Heiligkeit seine Unterwerfung noch mangelhaft finden sollte, dafs er bereit sey, sie noch stärker, und so einzurichten, wie sie der h. Stuhl von ihm zu verlangen für gut finden würde."

Man wird eingestehen, dafs der innigste Freund F. ihm bey dieser Gelegenheit keinen nützlicheren Dienst hätte erweisen können, als es der Bischof von Saint-Omer aus feindseliger Gesinnung gethan hat. Der Bischof von Arras eilte, das Wort zu nehmen, „um seinem Erzbischofe den demüthigsten Dank für so viele Güte abzustatten, mit welcher er auf eine so bestimmte und herzliche Weise Ihnen mündlich seine Gesinnung vollkommen auseinander habe setzen wollen." Er fügte dieser respectvollen Aeusserung noch einige kritische Bemerkungen über das Benehmen des Bischofes von Saint-Omer bey. In der den Tag darauf gehaltenen Sitzung wollte letzterer, welcher mit dem üblen Erfolge seines den Tag vorher gegebenen unanständigen Auftrittes sehr unzufrieden war, sich dadurch rächen, dafs er nach dem Muster der Metropolitanversammlung von Paris darauf antrug, man sollte die zur Vertheidigung des Buches von den Maximen herausgekommenen Schriften unterdrücken lassen. F. stellte ganz bescheiden vor: „er könne nicht der Meinung seyn, dafs man auf die Unterdrückung seiner erst nach seinem Buche erschienenen Schriften antragen solle, ob er gleich das Buch

auf-

aufrichtig, unbedingt, und ohne Vorbehalt mit einer Gelehrigkeit ohne Ausnahme verdammet habe; man könne natürlicher Weise nicht weiter gehen, als das Breve des Papstes, in welchem seine Schriften, ob sie gleich dem h. Vater und den Cardinälen, die sein Buch verdammet hätten, bekannt gewesen seyen, weder verdammet, noch verworfen wären worden, — nicht weiter, als das Schreiben des Königs, das von ihm blos verlange, *das mit seinen Mitbrüdern zu thun, was er schon für sich gethan habe;* das heifst, die Entscheidung des h. Stuhles mit den ihm gebührenden Respecte an- und aufzunehmen: *ferner enthielten auch diese Schriften viele andere Dinge, die auf den verdammten Text und auf das in der Verordnung enthaltene Urtheil gar keinen Bezug hätten; unter anderen käme in einer dieser Schriften eine Auseinandersetzung persönlicher Thatsachen vor; er könne aber die Unterdrückung derselben um so weniger verlangen, weil sonst er sich selbst der einzigen Beweise berauben würde, die zur Ehre seines Amtes seine Unschuld deutlich bezeugen könnten.* Uebrigens nachdem er seine Privatmeinung erklärt habe, so sey er bereit, als Präsident nach der Stimmenmehrheit im Namen der Versammlung alles abzuschliefsen, was sie auch gegen seine Privatmeinung vornehmen würde."

Nachdem die Bischöfe von Arras und Tournai *) sich mit dem Gutachten des Bischof von Saint-

*) Franz von Caillebot von Lasalle ward zum Bischofe von

Saint-Omer darüber vereinigt hatten, dafs man nach dem Muster der Metropolitan-Versammlung von Paris (der einzigen, deren Berathschlagungen bis dahin bekannt geworden waren) darauf antragen sollte, dafs der König die zur Rechtfertigung des Buches von den Maximen herausgekommenen Schriften unterdrücken möchte, so schlofs der Erzbischof von Cambrai als Präsident *nach der Stimmenmehrheit obgleich gegen seine Meinung* den nämlichen Antrag ab. Wenn man sich einen Begriff davon machen will, was das Publicum über das Benehmen und Verfahren des Bischofes von Saint-Omer gegen F. dächte, so darf man nur die *Werke des Kanzlers von Aguesseau* *) lesen; wir begnügen uns hier folgende Worte von ihm anzuführen:

„Der Bischof von Saint-Omer, ein Mann von Kopf, aber hitzig, wie es Leute aus seinem Vaterlande, der Provençe, sind, und ein Procefskrämer wie ein Normanne, begnügte sich nicht, ihn den bittern Kelch gelassen austrinken zu sehen; er machte sich vielmehr ein Vergnügen daraus, ihm diesen Trank *durch die unwürdigen Händel*, welche er ihm in der Provinzialversammlung von Cambrai erregte, noch mehr zu verbittern; denn dieser Prälat sollte sich nicht nur seinem eignen Verdammungsurtheile unterwerfen, *wie er es dann auch schon so gutwillig gethan hatte,*

Tournai im J. 1690 ernennt, legte aber diese Stelle im J. 1705 nieder.

*) Oeuvres du Chancelier d'Aguesseau tom. XIII. p. 182.

te, sondern auch erst gestehen, er sey in die Irrthümer gefallen, welche der Papst verdammt habe. So kündigte er also *seinen Absichten sogar den Processs an*, und entrifs ihm den geringen Trost, sich selbst sagen zu können, dafs er *zwar gut gedacht, aber sich nur übel ausgedrücket habe.* Der Erzbischof von Cambrai setzte aber seinen zudringlichen und gehäfsigen Auffoderungen eine Weisheit und Mäfsigung entgegen, welche einer bessern Sache würdig gewesen wären: die anderen Bischöfe aus der nämlichen Provinz voll Unwillen über das Benehmen des Bischofes von Saint-Omer kamen ihrem Erzbischofe zu Hilfe, und begnügten sich mit der in ihrer Gegenwart wiederhohlten Betheurung, dafs er sich vollkommen dem h. Stuhle unterwerfe."

§. 26. *Schreiben F. an den Marquis von Barbezieux.*

F. konnte noch bey einer andern Gelegenheit bemerken, wie rasend seine Feinde darauf dachten, ihm Fehler aufzubürden. Der Staatssecretär, Marquis von Barbezieux, wahrscheinlicher Weise von seinem Oheim, dem Erzbischofe von Rheims, einem der stärksten Gegner des Erzbischofes von Cambrai aufgehetzet, warf es ihm ziemlich unüberlegt als eine Vergessenheit vor, dafs er nicht nach dem Beyspiele anderer Bischöfe bey dem Beschlusse seiner Metropolitan-Versammlung ein Ausschreiben habe ergehen lassen. F. antwortete diesem jungen Minister:

ster: „Es sey keineswegs aus Vergessenheit geschehen, wenn er nicht ein zweytes Ausschreiben zur Verdammung seines Buches erlassen habe; es könne gar keine Rede davon seyn, dafs man die nämliche Sache zweymahl thue; er habe schon zum voraus gethan, was dem Beschlufse der Versammlung zu Folge jeder Bischof durch ein eignes Ausschreiben thun sollte; sein Ausschreiben sey sogar weit stärker, als jenes der Andern, weil er ihrem Beschlusse, dem Wunsche aller Metropolitan-Versammlungen des Königreiches und den Verfügungen der königlichen Erklärung zuvorgekommen sey; er habe seinem Ausschreiben die gröfste Publicität verschaffet; er habe sogar auf seine eigene Kosten zwey Uebersetzungen, die eine in französischer, die andere in italienischer Sprache drucken und vertheilen lassen. Uebrigens sey es ihm schon genug, sich zu einer Wiederhohlung zu verstehen, weil Seine Majestät dieselbe wünschten; er wolle gerne zum zweytenmahle die Schuld bezahlen, die er voraus schon so gutwillig bezahlet hätte; dem zu Folge würde er die nöthigen Weisungen ertheilen, dafs man zum zweytenmahle in allen Kirchen seines Sprengels sein Ausschreiben sammt dem Breve vom 12ten März in französischer und lateinischer Sprache öffentlich bekannt machen solle.“

§. 26.

§. 27. *Ludwig XIV. läfst offene Briefe für die Einregistrirung des Breve ausfertigen.*

Nachdem alle Berichterstattungen der Metropolitan-Versammlungen dem Könige überschikt waren, war weiter nichts mehr zu thun, als die offenen Briefe auszufertigen, um so den Berathschlagungen der geistlichen Richter das Siegel des königlichen Ansehens aufzudrücken. Der Kanzler von Aguesseau führt in seinen Denkschriften über die Form, welche man diesen offenen Briefen gab, einige merkwürdige Umstände an; man sieht daraus, welch eine glückliche Zusammensicht die Weisheit der Regierung und die vortreffliche Denkart der vorzüglichsten Magistratspersonen zwischen den Inhabern der öffentlichen Gewalt und den Beamten der Rechtspflege zu bewirken wufste. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, dafs diese offenen Briefe in der Form einer Erklärung dahin gerichtet waren, dafs alle zur Vertheidigung des Buches von den *Maximen der Heiligen* verfertigte Schriften, so wie das Buch, selbst unterdrückt seyn und bleiben sollten. Indem man aber diese Verfügung ausdrückte, machte man keine Meldung davon, als sey sie auf Verlangen der Metropolitan-Versammlungen gemacht worden, weil wirklich ein grofser Theil derselben nicht um diese Unterdrückung angehalten hatte.

Diese Erklärung ward dem Parlamente den 14.

August

August 1699 überreichet, und bey dieser Gelegenheit hielt der Kanzler von Aguesseau, damalhs erster General-Advocat am Parlamente eine Rede, welcher der Präsident Henaut mit Recht das Lob spricht, dafs *sie ein unsterbliches Denkmal der auf festen Gründen beruhenden Maximen der französischen Kirche sey, und dem Andenken dieser grofsen Magistratsperson ewig Ehre machen müsse.* Wir wollen aus dieser Rede nur das anführen, was für F. wichtig ist.

„Die französische Kirche hat auf den Metropolitan-Versammlungen durch den Mund der Bischöfe als ihrer Repräsentanten ihre Stimme mit jener des h. Stuhles vereiniget. Aufgemuntert durch das Beyspiel und die gelehrten Schriften dieser erlauchten Prälaten, welche so laut und so eifrig die Vertheidigung der gesunden Lehre übernahmen, hat sie das glänzendste Zeugnifs von der Reinheit ihres Glaubens abgeleget. Noch nie hat die Wahrheit über den Irrthum einen so berühmten und vollständigen Sieg davon getragen; keine einzige Stimme hat durch ihren Mifslaut diese heilige Zusammenstimmung, diese glückliche Harmonie gestöret; und mit welch einer Freude sah sie, *dafs derjenige unter ihren Hirten, von dem sie, wenn sein Herz an dem Irrthume seines Verstandes Theil genommen hätte, Widerspruch hätte befürchten können, weit gelehriger und folgsamer, als das letzte Schaaf der Heerde, dem Urtheile der Bischöfe zuvorkam; dafs er eilte, gegen sich selbst eine zwar betrübte, aber heilsame Censur auszusprechen,*

und

und der über die Neuheit seiner Lehre erschrockenen Kirche durch eine eben so schnelle als feyerliche Betheuerung die beruhigende Versicherung gab, dafs seine Unterwerfung ohne Ausnahme, sein Gehorsam ohne Gränzen, und seine Beystimmnng ohne einen Schatten eines Vorbehaltes sey.“

Der Kanzler von Aguesseau, als er diese Rede an das Parlament hielt, hatte sich, wie er es selbst sagt, über das Lob F. noch etwas mehr verbreitet, und noch rührendere und schmeichelhaftere Farben gebraucht; ihn verleitete dazu ein Gefühl von Hochachtung für das Benehmen des Erzbischofes von Cambrai in dieser grofsen Krise; ein natürliches Wohlgefallen an dessen Geist und Character, und, wie er endlich ganz naiv zur Entwaffnung jeder Kritik dazu setzt, *der Hinblick auf die an Höfen so gewöhnlichen Umwälzungen, vermöge deren derjenige, dem man jetzt durch eine strenge Censur Schmach anthat, eines Tages wieder am Hofe auftreten könnte, um daselbst die erste Rolle zu spielen.“*

Wenn er uns die Gründe erzählt, wegen welcher er in seiner dem Drucke übergebenen Vorstellungsrede das Lob F. etwas schwächen zu müssen geglaubt hatte, so streuet er so merkwürdige Umstände ein, dafs man hier vielleicht gerne folgendes Bruchstück aus seiner Denkschrift lesen wird.

„Zur gänzlichen Beendigung der quietistischen Händel war nun weiter nichts mehr zu thun, als die offenen Briefe und den Befehl zur Einregistri-

rung

rung drucken zu lassen. Ich konnte mich nicht enthalten, auch meine Rede beyfügen zu lassen, besonders da mich der erste Präsident im Namen des Parlaments dazu aufgefodert hatte, sie zur Einzeichnung herzugeben; doch brauchte ich auf Rath meines Vaters vorher die Vorsicht, sie dem Könige sehen zu lassen, um wenigstens den boshaften Anmerkungen vorzukommen, welche sich allenfalls die verurtheilte oder siegreiche Parthey, wiewohl ich die eine geschont und die andere gelobt hatte, bey seiner Majestät erlauben könnten, wenn Höchstsie nicht schon vorläufige Kunde davon hätten; und der Erfolg hat den guten Rath meines Vaters, dem ich noch immer als meinem Orakel gehorchte, gerechtfertiget. Ich schickte also meine Rede dem Hrn von Pontchartrain, der sie dem Könige in Beysein der Frau von Maintenon vorlas. Seine Majestät machten zwey Ausstellungen. Die erste betraf einige Ausdrücke, welche Höchstsie *für F. zu schmeichelhaft fanden.* Diesen Prälaten hatte ich sehr geliebet, und war mit ihm noch, ehe er an Hof kam, schon ziemlich enge verbunden; wie ich dann auch gestehen mufs, dafs sein Umgang äusserst einnehmend war. Betrübt über seine Selbsttäuschung, die ich blos einer übertriebenen Grübeley seines Verstandes zuschrieb, hatte ich ihm durch meine Worte das bittere Loos seiner Ungnade zu versüfsen, und mich selbst einigermafsen darüber zu trösten gesucht, so wie es meine Pflicht gegen ihn erheisch-

heischte. Verhehlen kann ich es auch nicht, dafs mir dabey die an Höfen so gewöhnlichen Umwälzungen in Sinn kamen, und indem ich daran dachte, derjenige, den man jetzt durch eine strenge Censur beschimpfte, dürfte wieder eines Tages auftreten, um am Hofe eine der ersten Rollen zu spielen, so hat es mir der Klugheit gemäfs geschienen, das Uebel durch harte Ausdrücke nicht noch ärger zu machen, sondern vielmehr F. fühlen zu lassen, dafs, wenn ich gleich das fromme Uebermaafs seines Eifers nicht billigen könnte, ich doch nie aufgehöret habe, seine Talente zu bewundern, und seine Tugend zu ehren. *Der König fand also, dafs ich mich ein wenig zu günstig herauslasse.* Da aber seine Kritik stets so mäfsig, als sein Charakter war, so kostete sie mich nicht mehr, als die Ausstreichung einer einzigen Zeile in meiner Handschrift, und mir blieb also von meiner Rede noch genug übrig, um den mir vorgesetzten Zweck zu erreichen.

Die zweyte Ausstellung liefs mich sehen, wie weit der König selbst seine Gewissenhaftigkeit über die Religion, und über seine kirchlichen Angelegenheiten trieb. Schon die Eigenschaft *eines äusseren Bischofes*, die ich ihm gab, fiel ihm in meiner Rede auf; er glaubte, diefs sey zu viel, und liefs mir durch den Hrn v. Pontchartrain schreiben, ich möchte mich in Acht nehmen, ihm nicht mehr beyzulegen, als was ihm wahrhaft gebühre. Da aber diesen Titel die Bischöfe auf der Kirchenversammlung

zu Nicäa dem Constantin gaben, und denselben auch die Geistlichkeit in ihren Versammlungen öfters, wenn sie zu unsern Königen redete, wiederholte, so war meine Antwort an den Hrn v. Pontchrain: dafs, so sehr ich auch die Bedenklichkeit des Königs bewundere, ich doch in meiner Rede einen Ausdruck, der von der Kirche selbst gebilliget sey, stehen müssen zu lassen glaubte, und er blieb auch wirklich stehen. Uebrigens sprach der König dieser Rede weit mehr Lob, als sie verdiente, und der Fr. von Maintenon gefiel sie so wohl, dafs sie einige Tage nachher dem Erzbischofe von Paris, von dem ich es erfahren habe, sagte: sie fände in meinem Style etwas Höheres und gleichsam *Propheten-artiges*; eine Eigenschaft, von der mir freylich nie eingefallen war, dafs sie mir sollte beygeleget werden, auch hörte ich nicht, dafs sich die Anhänger des Quietismus darüber beklagt hätten; nur einige Kritiker von der Jansenistenparthey glaubten, ich hätte den König zu sehr gelobet."

Es war schon beynahe ein Jahr, dafs die Verdammung des Buches *von den Maximen der Heiligen* durch die glückliche Zusammenwirkung der geistlichen und weltlichen Macht vollbracht war. Und da das öffentliche und Privatbenehmen F. mit den so oft von ihm wiederholten Betheurungen seiner gänzlichen Unterwerfung unter das Urtheil des h. Stuhles vollkommen übereinstimmte, so war es ihm endlich gelungen, dem Hafse gegen seine Person

Still-

Stillschweigen zu gebiethen. Allein auf der im J. 1709 zu Saint-Germain en Laye gehaltenen Versammlung der Geistlichkeit schien man wieder auf einige Augenblicke diese Sache vornehmen zu wollen: doch diefs geschah nur, um sich nach der bey der Geistlichkeit eingeführten Gewohnheit zu richten, vermöge welcher man solchen Versammlungen über alles, was in der Zwischenzeit vorgefallen war, Bericht abstattete. Bossuet wurde ausersehen, um an der Spitze der Commission zu stehen, welche den Auftrag hatte, den *Bericht* über die Sache des Buches *von den Maximen der Heiligen* zu verfertigen. Durch die Mäfsigung, die er in der Berichtabstattung zeigte, rechtfertigte er die Weisheit einer Wahl, die sonst etwas partheylich hätte scheinen können. Vielleicht darf man zur Ehre B. annehmen, dafs, nachdem sich F. gegen alle seine Voraussagungen, zu welchen ihn hie und da eine vorgefafste Meinung verleitet hatte, so folgsam bewiesen, und durch ein so auferbauliches Betragen die allgemeine Achtung erworben hatte, er es vielleicht bedauert hat, dafs er sich von seinem übertrieben lebhaften Eifer in einigen Gelegenheiten zu weit hat fortreifsen lassen: seine erhabene und grofsmüthige Denkart spricht sich in der edlen Freymüthigkeit aus, mit welcher er vor den versammelten Bischöfen erklärt: wenn er gleich die Irrlehren seines Collegen mit Heftigkeit bekämpfet habe, so habe doch dabey seine Achtung für dessen Character

und

und persönliche Eigenschaften keine Aenderung erhalten.

„Sehr weise hatte man bemerkt, *) sagte B. in seinem Berichte, dafs der Hr Erzbischof von Cambrai sich zuerst durch eine ausdrückliche Acte seinem Verdammungsurtheile unterwarf, da ihm doch alles daran gelegen seyn mufste, dasselbe, wenn es nur einigermassen möglich war, zu schwächen. Mit Freuden hat man die erlauchten Namen grofser Bischöfe angeführt, denen er bey dieser Gelegenheit nachgefolget ist, und alle Provinzen haben sich nach dem Beyspiele des Königs darin vereinigt, diese Unterwerfung zu loben, wodurch sie es in das schönste Licht setzten, *dafs bey allem, was man nothwendiger Weise gegen dieses Buch hat sagen müssen, doch der Liebe nie der geringste Eintrag geschehen sey.*“

Für die Madame Guyon war es ein wirklicher Vortheil, dafs auf der Versammlung der Geislichkeit dem Hrn Bischofe von Meaux, welcher so sehr gegen sie eingenommen war, das Geschäft der Berichterstattung ist übertragen worden. Man liest in diesem Berichte wirklich diese merkwürdigen Worte, welche B. selbst vor der ganzen versammelten Geistlichkeit aussprach. „Was die Greuel anbelangt, die man als nothwendige Folgen ihrer (der Madame Guyon) Grundsätze betrachtete, so war ihrentwegen keine Rede darüber, denn sie hat stets den gröfsten Abscheu davor geäussert.“ — Auf ei-

ne

*) Prooès verbal de l'assemblée du Clergé de 1700.

ne so feyerliche und bestimmte Erklärung ihres unbescholtenen Wandels liefen also endlich alle jene gehäfsigen Bezüchtigungen hinaus, über welche man so viel und so laut geschryen hatte. Während indessen B. vor der versammelten Geistlichkeit die Unschuld der Madame Guyon öffentlich aussprach, safs sie noch gefangen in der Bastille: ihre Feinde waren allmächtig, und ihre Freunde in Ungnade.

§. 28. *Die Jansenisten und Protestanten sind mit Fenelons Unterwerfung unzufrieden. Schreiben Fenelons an den P. Gerberon.*

F. Unterwerfung unter dem h. Stühl, und sein unerschütterliches Ausharren bey dem Stillschweigen, das er sich auferlegt hatte, mifsfiel den Jansenisten wie den Protestanten; die einen, wie die anderen hatten sich geschmeichelt, dafs ein zwischen zwey grofsen Bischöfen so lebhaft geführter Streit irgend einen schismatischen Bruch herbeyführen würde, durch den das Ansehen des h. Stuhles könnte geschwächet werden. Fenelon erhielt auf einmahl durch einen Schleichweg von dem Pater Gerberon, einem damahls wegen seines Feuereifers für den Jansenismus berüchtigten Benedictiner, einen Brief. In diesem Briefe wurde er aufgefodert, zur Vertheidigung seiner mit Censur belegten Lehre verschiedene Schriften herauszugeben, wobey man versprach: *Niemand sollte es je erfahren, dafs er Antheil an denselben*

oder

oder nur einige Kenntniſs davon habe. Auf diesen sonderbaren Vorschlag antwortete er: „lieber wolle er sterben, als entweder offen oder versteckt ein Buch vertheidigen, welches er ohne Vorbehalt und mit ganzer Seele aus Gelehrigkeit für den h. Stuhl verdammet habe; es sey weder billig noch erbaulich, wenn ein Schrifsteller die Kirche mit seinen persönlichen Zänkereyen immer beschäftigen wolle; er für sich wisse kein anderes Mittel mehr, um zu erbauen, und seine Würde zu behaupten, als das tiefste Stillschweigen. Zur nämlichen Zeit verbreitete der berüchtigte protestantische Prediger Jurieu seine *historische Abhandlung über die mystische Theologie*, um damit, wie mit einer Brandfackel, die dem Auslöschen nahe Kriegsflamme neuerdings anzufachen. In diese Schrift hatte er alles zusammengedrängt, was nur immer Hafs oder Vorurtheil ersinnen konnten, um die innern Absichten B. zu verläumden. Noch hatte der Papst sein Urtheil nicht ausgesprochen, und Jurieu schmeichelte sich, Fenelon würde sich weigern, dasselbe zu unterschreiben; aber, als er eben seinem Werke die letzte Feile geben wollte, bekam er Nachricht von der grofsmüthigen Unterwerfung des Erzbischofes von Cambrai. Voller Aerger darüber stürmte er nun eben so auf F. ein, als er es gegen B. gethan hatte. Der bittere Tadel eines protestantischen Predigers, der den Sturz der römischen Kirche von

gan-

ganzer Seele wünschte, war der schönste Lobspruch für einen Bischof, wie F.

Nicht ohne Grund hat der Kanzler von Aguesseau gesagt, wenn er in seinen Denkschriften auf die Beendigung der quietistischen Streitigkeiten kömmt: „Die Unterwerfung F. sey vielleicht in der Kirche das einzige Beyspiel von einem Lehrstreite, der durch ein einziges Urtheil so ganz sey geendiget worden, dafs man hernach dieses weder zurücknehmen zu lassen, noch durch künstliche Unterscheidungen zu umgehen strebte. Der ganze Ruhm dieser Sache, setzt diese grofse Magistratsperson dazu, gebührt der Weisheit und dem hervorragenden Genie F., weil er es schnell einsah, dafs die zu grofse Sucht, sich zu rechtfertigen, oft weit mehr schadet als nützet; und dafs unter allen Mitteln, das uns aufgebürdete Unrecht abzuwälzen, keines sicherer und wirksamer ist, als es vergessen zu lassen, und sich, so zu sagen, in Stillschweigen ganz einzuhüllen. Nebst dem mufste ihm auch die Erfahrung, die er sich in dem Laufe der Streitigkeiten von den Urtheilen der Welt gesammelt hatte, es fühlbar machen, dafs unter allen, von denen er würde verdammet werden, mehr als drey Viertheile ihn gar nicht verstehen würden: er begnügte sich also damit, dafs er in seinem Schreiben an den Papst nur mit einigen Worten die Unschuld seines Gewissens und die Geradheit seiner Absichten betheuerte, und beobachtete hernach das strengste

Stillschweigen über seine Verdammung, das er nur durch die Erklärung, dafs er derselben beystimme, unterbrach.

Man wird uns sicher nicht in Verdacht haben, als suchten wir das Verdienstliche bey der Unterwerfung F. und ihren glücklichen Einflufs auf die Sicherstellung des Friedens und der Ruhe der Kirche herabzusetzen: aber sagen müssen wir es, dafs gerade in solchen Umständen die bewunderungswürdige Verfassung der katholischen Kirche sich zu erkennen gibt. Ihr göttlicher Stifter hat ihr einen unverrückbaren Mittelpunct der Einigkeit angewiesen, und legte dadurch seinen Willen an den Tag, dafs auf der ganzen Erde stets ein sichtbares Oberhaupt, ein Richter sich vorfinden sollte, der durch seine weisen Einsichten den von den menschlichen Leidenschaften gegen die Religion erregten Stürmen Stillstand gebiethen, alle Irrlehren und Neuerungen, welche der unruhige und schwache Geist des Menschen so gerne und oft ersinnet, ausrotten, und so die Festigkeit dieses geistlichen Gebäudes aufrecht erhalten sollte. Auf dieser geheiligten Hierarchie, welche in der vollkommenen Vereinigung der ersten Hirten mit dem von Jesus Christus an ihre Spitze gesetzten sichtbaren Oberhaupte besteht, *beruhet*, wie B. sagt, das Wohl und die Dauer der Kirche und der katholischen Lehren.

Diesem so richtigen und tiefgedachten Grundsatze B. wollen wir eine sehr merkwürdige Aeus-

serung

serung F. für die Untrüglichkeit der Kirchen-Urtheile hinzufügen; eine Aeusserung, welche man auch auf das ihn selbst verdammende Urtheil anwenden kann, ob er sie gleich bey einer demselben ganz fremden Sache machte: „Gott wacht immer dafür, dafs diejenigen, denen die Niederlage der wahren Lehre anvertrauet ist, sich nicht durch verdorbene Beweggründe auf entgegengesetzte Abwege fortreissen lassen. Es können sich freylich während des Untersuchungsgeschäftes einige nicht gar löbliche Absichten einfinden; allein Gott weifs sich derselben nach seinem Wohlgefallen zu bedienen; er leitet sie zu seinem Zwecke; und der letzte Schlufs erreicht seiner Verheifsung gemäfs unfehlbar gerade den Punct, den er einmahl bestimmet hat.“

Den von der römischen Kirche getrennten Secten mangelt dieser Mittelpunct der Einigkeit, diese Grundlage der Ordnung und des Ansehens, um ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnifs und die Form einer regelmäfsigen Kirchenzucht fest zu setzen. Hier liegt aber auch die wahre Ursache, warum sie am Ende fast immer in Gleichgiltigkeit gegen alle Religionen versinken, sobald nämlich durch Zeit und Umstände die erste Hitze und der Widerspruchsgeist, wodurch sie entstanden, allmählich erkaltet sind.

§. 29. *Aufrichtigkeit der Unterwerfung Fenelons.*

Der Unterwerfung F. lag keine politische Absicht, kein ihm von Ehrfurcht abgenöthigtes Stillschweigen zu Grunde, sondern *) „sie war die Aeusserung eines Gott allein geleisteten Gehorsams. Den katholischen Grundsätzen gemäfs, setzte F. hinzu, habe ich in der Entscheidung meiner Oberen gleichsam den Wiederhall des allerhöchsten Willens wahrgenommen. Ich hielt mich nicht mehr bey den Leidenschaften, Vorurtheilen, und den vor meiner Verdammung vorgefallenen Dispüten auf. Mir war es, als hörte ich, wie Hiob, Gott mitten aus den Sturmwolken zu mir sprechen und mir sagen: *Wer ist der, der da sich erkühnt, so viele unbesonnene Reden zu führen*? (Hiob. XXXVIII, 2.) Und ich antwortete ihm aus dem innersten Herzen: *weil ich unweise geredet habe, so lege ich nun die Hand auf meinen Mund und schweige.* (Hiob. XLII, 2.) Ich habe mein Verdammungsurtheil in seinem ganzen Umfange angenommen. Man findet freylich bey kanonisirten Schriftstellern dergleichen Sätze und Ausdrücke, deren ich mich bedient habe, ja sie drückten sich noch weit stärker und mit wenigerer Milderung aus, aber sie waren doch nicht für ein dogmatisches Werk geeignet. Die Schreibart mufs verschieden seyn, je nachdem es der Stoff und die Personen sind; es giebt

*) Dieses sagte F. selbst dem Hrn. von Ramsai.

giebt einen Styl des Herzens, und einen Styl des Verstandes; eine Sprache des Gefühls, und eine des tiefen Denkens. Die eine duldet die Kirche vermöge ihrer unbegränzten Weisheit an ihren einfältigen Kindern; aber die andere fodert sie von ihren Lehrern. Nach Verschiedenheit der Umstände kann sie also, ohne die Lehre der Heiligen zu verdammen, doch die fehlerhaften Ausdrücke, wenn man sie mifsbrauchet, verwerfen.“

Aus mehreren Briefen F. sieht man, dafs er dem unbescheidenen Eifer einiger gar zu gefälliger Schriftsteller stets Schranken zu setzen suchte. Einem derselben schrieb er *) „Ich kann meinen Willen nicht dazu geben, dafs man auch nur versteckter Weise mein Buch entschuldiget. Um Gottes Willen, reden Sie von mir nur mit Gott allein, und lassen Sie die Menschen denken, was sie wollen! Was mich betrifft, so suche ich, nachdem ich mich ohne Ausnahme unterworfen habe, nur Ruhe und Stille.“

Indem wir hier die betrübte Geschichte der Streitigkeiten zwischen diesen zwey grofsen Männern endigen, so würde es sehr tröstlich für uns seyn, wenn wir auch einige Belege darüber aufstellen könnten, dafs das alte Band des Zutrauens und der Freundschaft, welches so lange zwischen ihnen bestanden hatte, sich wieder erneuert habe. Allein, wenn gleich unsere Manuscripte uns kein ausdrück-

liches

*) Den 21ten Julius 1699

liches Zeugnifs dafür liefern, so enthalten sie doch wenigstens zuverläfsige Spuren davon, dafs sie immer eine wechselseitige Achtung und Ehrfurcht für einander hatten. So bezeuget der Hr. von Ramsai, der mehrere Jahre lang den vertrautesten Umgang mit F. genofs, dafs er ihn oft von dem erhabenen Genie und den unsterblichen Werken B. mit eben dem Grade von Bewunderung habe reden hören, als diese nur immer seine Zeitgenossen für ihn hätten äussern können. Ja, als man eines Tages Bedenken zu tragen schien, den Namen Bossuets in Gegenwart F. auszusprechen, so sah er diese Zurückhaltung als etwas für sich selbst schimpfliches an. „Was mufs man sich wohl für einen Begriff von mir machen, sagte er etwas unwillig, wenn man sich scheut, in meiner Gegenwart den Namen eines Mannes auszusprechen, der durch sein Genie und den weiten Umfang seiner Kenntnifse seinem Jahrhunderte, seinem Vaterlande, der Geistlichkeit und der Religion ewig Ehre machen wird?“

Wir können eben so wenig daran zweifeln, dafs Bossuet sehr bedauert habe, einen Freund, wie F. verlohren zu haben. In einem Manuscripte der Fr. von Maison-fort, kommen einige sehr schätzbare Zeilen vor, welche ein Beyden ehrebringendes Zeugnifs von der Aufrichtigkeit ihrer wechselseitigen Achtung enthalten. Diese alte Freundinn F. machte ihm nach dem Tode B. folgende rührende Umbekannt: „Einige Zeit nach dem Urtheile

des

des Papstes schien es dem Hrn. Bischofe von Meaux noch wehe zu thun, Monseigneur, dafs Sie ihm sein Buch von den *Zuständen des Gebethes* zurücke geschikt hatten, ohne ihm Ihre Meinung darüber zu sagen. Der Erzbischof von Cambrai, sagte er mir eines Tages mit Rührung, hätte es nur anzeigen dürfen, was er an meinem Werke mifsbillige; ich würde gerne mehreres daran geändert haben, um seinen Beyfall zu haben. Er dachte über Ihren *Witz* gerade so, wie das Publicum. Er sagte mir eines Tages: es ist sehr Mode, dafs man an F. vielen *Witz* findet; man hat recht, er funkelt von Witz, er ist ganz Witz, er hat dessen weit mehr als ich.'

Doch ein noch weit wichtigerer Umstand, den uns die Frau von Maison-fort, obgleich auf ziemlich dunkle Weise, zu erkennen giebt, ist der Schritt, welchen B. aus eigner Bewegung that, um sich F. zu nähern. „Oft bath ich Gott darum, schreibt sie, dafs sie vor dem Tode sich wieder mit einander aussöhnen möchten. Die Reise, welche der Herr Abbé von Saint-André nach Flandern that, und zwar auf Bitte B., zeigt auch dessen aufrichtiges Verlangen nach dieser Wiederversöhnung. Aber da widrige Zufälle den Erfolg davon hinderten, so hat vielleicht mein Gebeth nicht verdient, erhöret zu werden."

Alles, was B. von dem Betragen F. hörte, seitdem dieser selbst sein Buch verdammet hatte, von der erbauungsvollen Weisheit, mit welcher er sein

weit-

weitschichtiges Bisthum regierte, und von der zärtlichen Liebe, mit welcher ihm die glücklichen Bewohner Flanderns anhingen; das einstimmige Lob, welches alle Generale und Officiere bey ihrer Rückkunft von der Armee F. ertheilten, eine Art von allgemeinem Enthusiasmus, welcher damahls von dem *Telemach* erregt worden war, obgleich B. wenig Geschmak daran fand; endlich, um mich eines Ausdrucks *) von B. selbst zu bedienen, *etwas Vollendetes, welches Unglück über Tugend ausgieſset*; alles dieses wirkte zusammen, um es ihn bedauern zu lassen, dafs er einen solchen Freund verlohren hatte, der es nach ihm verdiente, das Orakel und der Führer der französischen Kirche zu seyn.

Uebrigens hatte um diese Zeit herum Bossuet von Ludwig XIV. eine abschlägige Antwort erhalten, welche ihn empfindlich kränkte. Wegen seines schon hohen Alters und mancher sehr schmerzhaften Gebrechlichkeiten war der Gedanke in ihm entstanden, sich seinen Neffen, den Abbé Bossuet, bey dem Könige zu seinem Coadjutor auszubitten. Er überreichte daher diesem Monarchen eine Bittschrift, in welcher er seine Schmerzen und Leiden, die ihn hinderten, fernerhin seinem Bisthume mit dem gewöhnlichen Eifer vorzustehen, auf die rührendste Weise schilderte. Wir wollen hier die Gründe nicht untersuchen, warum Ludwig XIV. einem Bischofe, den er so sehr schätzte und ehrte, eine

*) der in B. Oraison funebre du grand Condé vorkommt.

eine Gnade nicht zugestand, die nur die gerechte Belohnung seiner ruhmvollen Arbeiten für Kirche und Staat zu seyn schien; genug, Ludwig XIV. weigerte sich nicht nur stets, den Abbé Bossuet zum Coadjutor von Meaux zu ernennen, sondern er schien ihn auch von jedem Bisthume für allzeit ausgeschlossen zu haben. Erst unter der Regentschaft im J. 1717. ward er durch die Begünstigung des Cardinal von Noailles zum Bischofe von Troye im 55ten Jahre seines Alters ernennet.

§. 30. *Tod Bossuets, der Frau von Guyon, des Abbé von Chanterac.*

Bossuet starb den 12. April 1704 in seinem 77ten Lebensjahre. Man hatte die Sage verbreitet, F. habe einen feyerlichen Gottesdienst für ihn halten lassen, und die Leichenrede selbst dabey vorgetragen; ja er habe sogar in dieser Rede erklärt, er sey Bossueten sehr dafür verbunden, dafs er ihn aus dem Irrthume gezogen habe. Der Pater Lami, ein gelehrter Benedictiner, wendete sich unmittelbar an F. selbst, um zu erfahren, ob und wie fern diese Sagen Grund hätten. F. antwortete ihm: *) „Wahr ist es, mein ehrwürdiger Pater, dafs ich für den Bisthof von Meaux herzlich zu Gott gebethet habe; aber nie habe ich daran gedacht, für ihn in meinem Bisthume Gebethe anzuordnen; diefs ist nicht her-

*) Den 14. August 1704. Manuscr.

herkömmlich unter Bischöfen, und Sie wissen, dafs ich durch aufserordentliche Dinge nicht gerne Aufsehen errege. Noch weit weniger ist es mir eingefallen, diesem Prälaten eine Leichenrede zu halten, und ich würde nur gegen mein Gewissen so haben reden können, als man mich reden läfst. Nie war es vielleicht einem Manne mit seiner Unterwerfung und Gelehrigkeit für den h. Stuhl mehr Ernst. Aber ich habe ja schon alles in der Berichterstattung unserer Provincialversammlung gesagt. Diejenigen, die mit so vieler Geschäftigkeit diese Fabel verbreiten, und sie bey dem Publicum für wahr ausgeben, können ihre Gründe dazu haben; aber ich weifs nicht, ob ihre Absichten vor Gott ganz rein seyn werden."

Die Frau von Guyon mufste, nachdem Bossuet selbst vor der versammelten Geistlichkeit im J. 1700 ihre Unschuld erkläret hatte, doch noch länger als ein Jahr in der Bastille sitzen bleiben. Hierauf wurde sie nach einer siebenjährigen Gefangenschaft auf ein Landgut ihrer Tochter verwiesen, endlich zog sie sich nach erhaltener Erlaubnifs nach Blois zurücke. Hier brachte sie den Rest ihrer Tage in der Stille, Einsamkeit, und Uebung aller Werke der Liebe und Gottseligkeit zu, ohne sich die leiseste Klage über die Verfolgungen, welche sie hatte ausstehen müssen, oder den geringsten Vorwurf gegen die Urheber oder Werkzeuge derselben entfallen zu lassen. Ueber Materien von dem ganz

gei-

geistigen Leben der Seele, die ihr so viele Uebel verursachet hatte, hatte sie sich das unverbrüchlichste Stillschweigen aufgelegt. Am besten wäre es gewesen, wenn man gleich Anfangs, dem von Fenelon gemachten Vorschlage gemäfs, sie in irgend ein entferntes Kloster verwiesen hätte, in welchem sie ruhig und unbekannt hätte leben können: sie starb zu Blois im 69ten Jahre ihres Lebens den 9ten Junius 1717. Kurz vor ihrem Tode machte sie ein Testament. Gleich am Anfange desselben schrieb sie ihr Glaubensbekenntnifs nieder, welches für ihre gute Denkart in *Religionssachen*, und für die Unschuld ihrer Sitten Gewähr leistet, trotz aller Verläumdungen, deren Schlachtopfer sie gewesen war.

Von dem tugendhaften Abbé Chanterac haben wir nur einige Worte noch zu melden. Dieser treue Freund F., der mit ihm seine Amtssorgen theilte, der die innersten Gesinnungen seines Herzens wufste, der der stete Zeuge aller seiner Gott gefälligen Werke, und der Arbeiten seines apostolischen Eifers war, genofs mit dem Abbé von Langeron das ganze Zutrauen eines Freundes, eines Verwandten, eines Prälaten, für welchen er die nämliche kindliche Ehrfurcht hatte, als nur immer die Priester der ersten Kirche für ihren Bischof hatten. Bruchstücke aus seinen Briefen, die wir angeführt haben, lassen uns die Tugenden seines sanft, ruhig und bescheiden gestimmten Characters erblicken: seine Uneigennützigkeit leuchtet aus einer

merk-

merkwürdigen Stelle heraus *). Bey einer solchen Denkart mufste freylich der Abbé von Chanterac wenig Werth auf Gnaden und Ehrenstellen legen, zu welchen ihn sein Herkommen und seine Talente zu bestimmen schienen; er starb kurze Zeit nach Fenelon im J. 1715. Im 8ten Buche werden wir bey Gelegenheit des Todes des letzteren noch einiges zum ehrenvollen Andenken Chanterac's einrücken.

§. 31. *Allgemeine Bemerkungen über das Resultat der quietistischen Controverse.*

Die Geschichte F. liefs sich unmöglich anders schreiben, als dafs man dabey eine Controverse umständlich auseinandersetzte, welche so vielen Einflufs auf sein ganzes Leben hatte. Nach unserer Meinung soll die Geschichte weder Satyre noch Lobrede seyn; wir haben uns daher darauf eingeschränket, allgemein anerkannte, bewährte, und öffentliche Thatsachen darzulegen; wir gründeten sie auf Zeugnisse, welche die gröfste Glaubwürdigkeit verdienen, und keinen Verdacht von Partheylichkeit zulassen.

Man kann das Resultat daraus ziehen, dafs weder B. noch F. ganz tadelfrey sind. Es ist zu bedauren, dafs F. nicht gleich Anfangs sein übertriebenes feines Ehrgefühl dem Kirchenfrieden und der Ueberzeugung von denjenigen seiner Collegen, die er

*) Band I. S. 521.

er am meisten schätzte und liebte, zum Opfer gebracht hat. Aber nicht ohne Wehmuth sieht man es auch, dafs B. in einen Lehrstreit, bey dem man sich blos innerhalb der Schranken einer dogmatischen Untersuchung halten sollte, Thatsachen und persönliche Beschuldigungen eingemischet hat. *Kann man sich aber darüber verwundern, wenn Menschen menschliche Fehler haben*? der ist der tugendhafteste, welcher der Unvollkommenheiten, und der der stärkeste, welcher der Schwachheiten am wenigsten hat. Vernunft und Religion beherrschten ganz den Geist B., und bey dem natürlichen Ernste seines Characters hatte er wenig Gefühl für jene Rücksichten und Schonungen, welche er, sobald ihm das Interesse der Religion gefährdet zu seyn schien, vielleicht als Schwachheiten ansah. Aber sieht man auf den Verein der seltensten Tugenden, auf die Erhabenheit der Charactere, auf die Reinheit der Beweggründe, auf die Ueberlegenheit des Genies und der Talente, welchen Glanz wirft alles dieses auf das Gemälde von dem grofsen Streite zweyer solcher Männer, und wie sehr schwinden dadurch einige kleine Schatten, die sich unter die Strahlen ihres Ruhmes mischen? Die Kirche, Frankreich, ganz Europa waren auf den ganzen Gang dieser merkwürdigen Controverse genau aufmerksam; alle Zeitgenossen B. und F. hatten die heftigen Schriften gelesen, die sie in der Hitze ihres Streites gegeneinander herausgaben; und doch schätzten sie diese

bey-

beyden Männer so sehr, dafs durch ihr Zeugnifs der Ruhm B. und F. sich bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Geschichte der quietistischen Streitigkeiten ertheilt allen Männern, welche bey derselben eine Hauptrolle spielten, den nämlichen Character von Gröfse, welchen ihnen ihr Zeitalter und die Nachwelt zugestanden haben. F., von seiner tugendhaften Denkart auf Abwege gerifsen, sieht nichts in Gott, als Gott selbst: er glaubt, die letzte Stufe von Vollkommenheit, zu welcher der Mensch sich emporschwingen könne, bestehe darin, dafs er sich durch eine von jeder Rücksicht auf sich selbst ganz freye Liebe mit der Schönheit der göttlichen Vollkommenheiten innigst vereinige. Zu sehr auf die Reinheit seines Herzens vertrauend, glaubt er sich nicht zu täuschen, weil er sich nicht täuschen will. In seinen Vertheidigungsschriften sucht er dasjenige, was in seinem Buche *von den Maximen der Heiligen* nicht genau genug, oder zweydeutig ausgedrückt war, zu berichtigen: durch die Stärke, durch die Beredsamkeit, durch die Klarheit, durch den Muth und vorzüglich durch die Unverstelltheit seiner edlen Apologien setzt er ganz Europa in Erstaunen. B. selbst ist darüber erstaunet, an ihm das erstemahl einen seiner würdigen Gegner gefunden zu haben. Nie hatte der h. Stuhl zwischen solchen Männern und solchen Bischöfen einen Ausspruch zu geben. Nie sah man so viel Tugend, Genie und Talent in

Thä-

Thätigkeit und im Kampfe miteinander. B. erscheint vor jenem erhabenen Richterstuhle umgeben von dem hohen Ruhme, den ihm fünfzigjährige Arbeiten und Triumphe erworben hatten. Doch ist sein Vertrauen noch gröfser auf die Kraft der Wahrheit, deren unerschrockener Vertheidiger er von jeher war. F. hat für sich den lauten Ruf seiner Tugenden, die Hilfsquellen seines Genies, und das Bewufstseyn seiner reinen Absichten; die ganze Kirche wartet stillschweigend auf den Ausspruch des obersten Kirchenhauptes; F. wird verdammt, F. unterwirft sich, und sein Ruhm und seine Tugenden leiden keine Kränkung. B. behauptet seinen Platz, und ist stets das Orakel der französischen Kirche.

Ludwig XIV. benimmt sich so, wie es seyn mufs. Er weifs, dafs er nicht Richter über die Lehre ist, doch mufs er dafür sorgen, dafs sie keinen Anstofs leidet. Er schreibt der Kirche keine Entscheidung vor, aber er verlanget, dafs sie klar und bestimmt möchte gefafset werden, um allen fernern Streitigkeiten, welche sonst die Ruhe des Staats stören könnten, vorzukommen; er übernimmt hier das Amt eines *äusseren Bischofes*: er thut alles, was die religiösesten und der Kirche gehorsamsten Kaiser stets gethan haben. Sobald die Kirche gesprochen hat, läfst er ihr Urtheil ganz in den von den kanonischen Gesetzen und den Maximen seines Königreiches vorgeschriebenen Formen vollziehen.

Er-

Erhebt man sich von diesen blos persönlichen Betrachtungen zu einem Standpunct von einem allgemeinen und wichtigern Interesse, so wird man gewahr werden, dafs die quietistischen Streitigkeiten, welche auf eine kurze Zeit die Freunde der Religion und der Kirche beunruhigen und betrüben konnten, durch ihre Folgen ein Gegenstand des Triumphs und des Trostes für die ganze Kirche geworden sind, und wir werden noch einmahl mit dem Kanzler von Aguesseau sagen, „dafs die Wahrheit nie einen so berühmten und vollständigen Sieg über den Irrthum davon getragen habe; dafs keine einzige Stimme durch ihren Mifslaut diese heilige Uebereinstimmung, diese glückliche Harmonie der Kirche gestöret habe; dafs die Unterwerfung F. vielleicht in der Kirche das einzige Beyspiel von einem Lehrstreite sey, der durch ein einziges Urtheil so ganz sey geendiget worden, dafs man hernach es weder zurücknehmen zu lassen, noch durch künstliche Unterscheidungen zu umgehen strebte, und dafs der hohe Ruhm einer solchen Sache Fenelonen gebühre.„

Man werde also nicht ungehalten darüber, hier die Geschichte von einer Controverse wiederhohlet zu sehen, welche in ihren Folgen so ehrenvoll und glücklich war. Sollte die Kirche, welches Gott verhüten wolle, noch einmahl das Unglück haben, über

puncte Streitigkeiten unter ihren ersten Hirten

chen zu sehen, so wünschen wir, dafs diese

nur

nur zwischen einem so tugendhaften Bischofe wie F., und einem so würdigen Nachfolger der Kirchenväter wie B., und endlich unter einem Monarchen, der so ganz König zu seyn wuſste, wie Ludwig XIV., sich ereignen möge, und dann werden Religion, Kirche und Staat ihrer Ehre und Ruhe wegen vollkommen gesichert seyn.

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch.

§. 1. *Stimmung des Hofes gegen Fenelon.*

Fenelon, von dem römischen Stuhle verdammt, hatte sich demselben unterworfen: die Kirche hatte ihm defswegen ihren lauten Beyfall ertheilet; in der Entscheidung des Papstes hatte die Wahrheit, in dem Gehorsam F. hatte die Tugend triumphirt.

Bey dieser Art von allgemeinem Enthusiasmus, welcher durch diese glückliche Entwickelung eines zwischen den zwey gröfsten französischen Bischöfen nur zu lebhaft und feurig geführten Streites war rege geworden, überliefs man sich vielleicht ein wenig zu leicht der Hoffnung, dafs F. wieder an den Hof zu seinen Verrichtungen, und zu der alten Gnade zurück kehren dürfte. Dieser Täuschung konnten wohl eine grofse Menge jener Leute fähig seyn, welche nur nach einem innern Gefühle und einer Vorliebe für alles, was gerecht, edel und grofsmüthig scheint, zu urtheilen gewohnt sind; aber Leute, die den Hof und die an ihm herrschen-

den

den Leidenschaften und Interessen kannten, liefsen sich nicht blenden.

Wir haben es schon gesagt: Ludwig XIV. hatte eher Abneigung als Zuneigung für F., er konnte zufrieden mit seiner Unterwerfung seyn, ohne eben einzusehen, dafs sie ihm so viele Ueberwindung und so grofse Opfer kostete. Dieser Monarch war von dem dem Urtheile der Kirche in Lehrpuncten gebührenden Gehorsam so tief überzeugt, dafs ihn eine Widersetzlichkeit F. eben so sehr in Erstaunen gesetzt, als empört haben würde; seine Gelehrigkeit war in seinen Augen nichts weiter, als bloſse Pflichterfüllung, und eine Handlung von Gerechtigkeit: sie konnte sogar in dem Gemüthe dieses für Religion so fein fühlenden Prinzen nie eine völlige Vergessenheit des Unrechts oder des Unglücks bewirken, dafs er sich zu einer Lehre bekannt hatte, welche ihm ein feyerliches Verdammungsurtheil zugezogen hatte.

Die Frau von Maintenon war mehr im Stande, das verdienstvolle Benehmen F., und seine so schweren Opfer zu würdigen: aber sie hatte ihm zu viel Leids gethan, sie hatte sich zu sehr gegen die Rechte der Freundschaft vergangen, als dafs sie sich selbst das Unrecht, zu welchem sie durch Schwäche sich verleiten liefs, hätte vergeben können. Wenn gleich F. sich über ihren Verstofs gegen feines Ehrgefühl hätte hinaussetzen können, so konnte sie doch selbst desselben nicht vergefsen, und es

mufste ihr daher zuwider seyn, einen alten Freund wieder um sich her zu sehen, dessen Blicke oder Stillschweigen stete Vorwürfe für ihren Character oder für ihr Herz hätten seyn müssen. B. mufste es sich selbst gestehen, dafs *sein Bericht über den Quietismus* dem guten Rufe F. in den wichtigsten Puncten äusserst hätte schaden können, wenn derselbe nicht gegen Vorwürfe solcher Art vollkommen wäre gedeckt gewesen. Zeit und Religion konnten allein die Wunden eines so tief gekränkten Herzens heilen.

Der Cardinal von Noailles wufste es, mit wie vielem Rechte ihm F. Vorwürfe über seinen Wankelmuth hätte machen können, und er hielt es defswegen für leichter, lieber jeder Erklärung auszuweichen, als dieselbe zu versuchen: er entgieng der Schwierigkeit, sein Verfahren zu rechtfertigen, wenn F. stets ferne von Versailles und Paris gehalten wurde. Auch seine Familie fürchtete für ihn, wenn ein Mann, wie F. wieder in der Nähe der Fr. von Maintenon seyn würde. Doch würde er sehr gern sich F. wieder genähert haben, wenn nur dieser den ersten Schritt hätte thun wollen: er bediente sich sogar zu diesem Zwecke eines Mittels, welches seinem Character wenig angemessen, und dazu geeignet war, F. mehr in der Abneigung zu erhalten, als ihn zu gewinnen. *) „Er wollte F. bereden, blos

aus

*) Aus einem manuscripten (wahrscheinlich des Abbé von Chanterac) Briefe an den Cardinal Gabriel.

aus Noth habe er gegen seine natürliche Neigung, sich wider ihn erkläret; er schmeichelte sich sogar, dieser würde aus Begierde, seinen Glanz und seine ehemahlige Gnade am Hofe wieder zu erhalten, um seine Unterstützung anhalten, und, so zu sagen, ihn um Nachsicht bitten; endlich wollte er ihn durch gewisse kleine Neckereyen ermüden, die oft weit lästiger und empfindlicher fallen, als offenbare Verfolgungen. F. hatte auf seine Kosten einen Geistlichen von Paris die ganze Theologie studieren lassen, und wollte ihn an die Spitze seines Seminars von Cambrai stellen; der Cardinal von Noailles schlug aber diesem Manne die nöthige Erlaubnifs ab, um sich in Diensten des Bisthums Cambrai gebrauchen zu lassen. Durch diesen unter so angesehenen Prälaten sehr ungewöhnlichen Kunstgriff sollte F. genöthigt werden, zuerst an ihn zu schreiben, damit er die diesem Geistlichen versagte Vollmacht möchte ausfertigen lassen. Allein F. wollte lieber auf die nützlichen Dienste, die er von diesem Geistlichen erwartete, Verzicht thun, als einen Schritt thun, welcher ihm selbst wegen der Form, die man ihm gab, nur noch unschicklicher vorkam.“

Der Bischof von Chartres war vielleicht der einzige unter allen Gegnern F., dem seine Rückkunft an den Hof am wenigsten zuwider gewesen wäre; er geizte weder nach hohem Ruhme, noch nach glänzendem Range und Ehrenstellen. Streng seinen Pflichten ergeben, ruhig wegen der Kloster-

Gemeinde von Saint-Cyr, welche er vor dem Gifte der Neuerungen verwahret hatte, zufrieden damit, dafs seine Meinung über das Buch von den Maximen durch das Urtheil des h. Stuhles war bestätiget worden, hegte er noch immer in seinem Herzen Achtung und Freundschaft für F. Er hatte aufrichtige Verehrung für seine Frömmigkeit; er schien sogar Anfangs den ersten Schritt dazu thun zu wollen, um sich wieder mit ihm zu vereinigen. Er liefs ihm diesen seinen Wunsch durch den Mund eines gemeinschaftlichen Freundes ausdrücken, der es auch unter der Hand nicht daran fehlen liefs, F. Winke darüber zu geben, wie vortheilhaft für ihn die Freundschaft des Bischofes von Chartres seyn könnte. Hätte dieser Prälat sich gerade an F. gewendet, und ihm jene Offenheit bewiesen, die dieser, wie er versichert seyn konnte, aufser allem Zweifel erwiedert hätte, so würden die vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnisse, welche so lange zwischen ihnen bestanden waren, natürlicher Weise sich wieder eingefunden haben. Allein, da er Verlegenheit darüber fühlte, sein Verfahren auf eine genugthuende Weise zu erklären, so nahm er seine Zuflucht zu einem Vermittler, der aber vermöge seines wetterwendigen Characters dazu gemacht war, Zurückhaltung, nicht Zutrauen einzuflöfsen *). Der Pfarrer von Versailles, (Hebert) schrieb F.: „Er hätte von dem Bischofe

*) Aus Manuscripten.

se von Chartres den Auftrag erhalten, ihn in seinem Namen zu versichern, dafs er stets für ihn die innigste Verehrung gehabt habe. Er sey Willens, ihm in einigen Tagen eigenhändige Versicherung darüber zu geben, nur wünsche er vorher zu wissen, ob seine Anerbiethungen und Zusicherungen so gütig würden aufgenommen werden, als er es erwartete, indem er angelegentlich sich darnach sehne, die Bande der vorigen Zuneigung wieder anzuknüpfen. Ich bitte, Monseigneur, sonst um nichts, fuhr der Pfarrer von Versailles fort, als eine so günstige und aufmunternde Antwort zu erhalten, dafs ich sie dem Hrn Bischofe von Chartres mittheilen kann.“ F. schrieb ihm auf der Stelle zurücke: „Seyen Sie wegen meiner Antwort ausser aller Sorge. Wenn mir der Hr. Bischof von Chartres schreiben will, so würden Sie mir durch den Gedanken unrecht thun, als sey meine alte Achtung für diesen Prälaten geschwächet oder verschwunden: ich versichere Sie vielmehr, dafs er gewifs Ursache haben wird, mit meiner Antwort zufrieden zu seyn, und dafs sie zur Erbauung dienen werde. F. war zu der Hoffnung berechtigt, dafs ein so gemüthliches Anerbiethen von seiner Seite den Absichten des Hrn. Bischofes von Chartres vollkommen entsprechen würde; allein dieser Prälat fand vermuthlich die Antwort etwas zu trocken, und seinem vorhabenden Zwecke nicht ganz angemessen. Er liefs also die ganze Sache liegen, und der Brief,

wel-

welchen er F. so zuvorkommend und deutlich versprochen hatte, ward nicht geschrieben. Nach der eben nicht unwahrscheinlichen Vermuthung F. war es darauf abgesehen, ihm einige Ausdrücke abzulocken, die man für ein Geständnifs seines Unrechts hätte nehmen können, und ihn vielleicht gar dahin zu stimmen, dafs er sich die Verwendung eines so mächtigen Prälaten erbetteln sollte, um wieder an den Hof versetzt zu werden.

Indessen werden wir doch in der Folge mit Vergnügen zwischen diesen zweyen Prälaten einige Spuren von den vormahligen Verhältnifsen und den Beweisen jener gegenseitigen Achtung gewahr, welche selbst ihre Zwistigkeiten nie vertilgen konnten. Aus dem Entwurfe eines kleinen Handbriefchens F. an diesen Prälaten vom 2ten August 1704 sieht man, dafs der Bischof von Chartres ihn um sein Urtheil über einen Geistlichen seines Bisthums ersuchet hat; es schliefst sich mit folgenden Worten, bey welchen ohne Zweifel in dem Herzen dieses Prälaten ein reuiges Gefühl lebendig werden mufste: „Ich bin, Monseigneur, so wie ich es schuldig bin, gerührt über die Güte, mit welcher es Ihnen gefällig war, mich an unsere vormahlige, länger als dreifsigjährige innige Freundschaft zu erinnern. Gott weifs es, dafs sich die Gesinnungen der Ihnen gebührenden Verehrung nie aus meinem Herzen verlohren hatten: ich bitte ihn, dafs er Ihnen die Fülle seiner Gnaden zum Besten der Kirche ertheilen

theilen, und Sie wegen des Verlustes trösten möge, den Sie, wie man mich versichert, an Ihrem Herrn Neffen erlitten haben. Sie werden bey dieser Gelegenheit kein Compliment erhalten, das so wahr ist, als das meinige, und mit dem aufrichtigsten Herzen werde ich Zeitlebens in tiefer Ehrfurcht seyn etc.“

Man kann sich kaum von dem Erstaunen darüber erhohlen, wie Männer, wie B. und der Cardinal von Noailles sich noch immer schmeicheln konnten, dafs F., dessen hohe Denkart und Character sie schon seit so langer Zeit kennen mufsten, und der erst kürzlich mit einem so edlen Stolze gegen alle Hofgunst kämpfte, sich doch noch so weit vergessen würde, sich vor ihnen wegen ihres Credits zu beugen, und diefs in einem Zeitpuncte, wo er seinem Ruhme durch seine Vertheidigung sowohl als durch seine Unterwerfung einen neuen Glanz verschaffet hatte.

Mit Ausnahme des Hrn. von Beauvilliers hatten sich alle Minister gegen F. erklärt, seitdem er von Hofe entfernet war, und es war ihnen daher viel daran gelegen, einen Mann, der sich ihres Verfahrens zu sehr hätte erinnern können, nie mehr zum Herzoge von Burgund kommen zu lassen.

§. 2. *Vom Telemach.*

Ein unvermuthetes Ereignifs vereinigte sich mit so vielen Leidenschaften und eigennützigen Absich-

ten

ten, und überhob die Feinde und Nebenbuhler F. auf immer der beschwerlichen Sorge, seine Ungnade dauerhaft zu machen: diese war in dem Herzen Ludwigs XIV. seit der Erscheinung *Telemachs* unwiederruflich beschlossen. Die Treulosigkeit eines Bedienten, den F. sein Manuscript hatte abschreiben lassen, hat, wie man allgemein weifs, das Publicum mit einem Werke bekannt gemacht, welches seinem Verfasser so viel unbeabsichtigten Ruhm, aber auch viele unverdiente Leiden zugezogen hat. Der unredliche Abschreiber hatte zwar Geschmack genug, um die Schönheiten eines solchen Werkes zu würdigen, aber zu wenig Ehrgefühl, um dem Reize, Vortheile aus demselben zu ziehen, zu widerstehen. Im Monathe October 1698 liefs er in einigen Gesellschaften eine Abschrift von dem Werke F. in Umlauf kommen, doch mit vieler Heimlichkeit, und ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Der Zauber des Styls, die Annehmlichkeit der Beschreibungen, und das Interesse, welches ein Werk zu versprechen schien, in welchem sich Anmuth mit Weisheit und Vernunft vereinigte, reizten die Neugierde zu sehr, als dafs man es nicht zu lesen eifrigst suchen sollte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg verkaufte dieser Mensch sein Manuscript der Wittwe des Claudius Barbin, eines Buchdruckers am Pallaste; doch hütete er sich, wie es sich ohnehin versteht, ihr die Art, wie er zu diesem Werke gekommen war, und, dafs der Erzbischof von

Cam-

Cambrai der Verfasser desselben sey, zu entdecken. Der Drucker war ohne Zweifel der Meinung, dafs, wer auch immer der Verfafser seyn möchte, er weder die Absicht noch den Stolz habe, seinen Namen anzugeben: er suchte defswegen unter seinem eignen Namen um ein Druckrecht an, und erhielt es auch leicht, weil man, ohne erst genaue Untersuchungen anzustellen, für Werke der Literatur, die für die Religion und gute Sitten nichts Anstöfsiges enthielten, bekannten Verlegern keine Schwierigkeiten zu machen gewohnt war. Man machte also mit dem Drucke Telemachs den Anfang, unter dem Titel: *Fortsetzung des vierten Buches der Odyssée, oder Begebenheiten Telemachs, des Sohns des Ulysses; zu Paris bey der Wittwe des Claudius Barbin am Pallaste. Mit königlichem Privilegium vom 6ten April* 1699. Der Druck war schon bis zur 208ten Seite des ersten Bandes vorgerücket, als der Hof Nachricht erhielt, F. sey der Verfasser Telemachs. Gerade zu dieser Zeit war aber sein Buch *von den Maximen der Heiligen* durch den Papst Innocenz XII. verdammt, und man wachte über alle seine Schritte und Schriften mit der gröfsten Strenge. Demnach wurden alle Exemplare der schon gedruckten Bogen eingezogen, die Drucker selbst hart behandelt, und im Namen Ludwigs XIV. wurden die schärfsten Maafsregeln ergriffen, ein Werk zu zernichten, welches dem Jahrhunderte dieses Monarchen so viel Ehre machen sollte. Allein es war schon zu spät: einige Exemplare

plare waren der Wachsamkeit der Policey entwischet. Diese Ausgabe, so unvollkommen sie auch war, vergriff sich äusserst schnell. Durch eignen Vortheil gereitzt, aber dabey voller Furcht wegen der Regierung, verkaufte der Buchdrucker in der tiefsten Stille einige Abschriften von dem noch ungedruckten Theile des Werkes: man theilte sich dieselben einander eben so begierig als geheim mit, und dieses Geheimthun war für die Neugierde und den Eigennutz nur eine desto gröfsere Lockspeise. „Nach einer dieser Abschriften liefs Adrian Möetjens, *) ein Buchführer zu Haag, mit aller nur erdenklichen Eilfertigkeit das ganze Werk für das erstemahl drucken im Monathe Junius 1699. Anfangs gab er nicht mehr heraus, als in Frankreich davon erschienen war; aber nach einer kurzen Zeit lieferte er das ganze Werk in 4 Bänden. Die Pressen, sagen die *Herausgeber der brittischen Bibliothek*, reichten kaum hin, die Neugierde des Publicums zu befriedigen, und wie sehr auch diese Ausgaben von Fehlern entstellet sind, so konnte man doch leicht hinter allen diesen Mängeln eine Meisterhand entdecken. Dieses Urtheil fällten darüber Bernard und Beauval, die zwey berühmtesten Kritiker, welche damahls in auswärtigen Staaten sich vorfanden.“

Aber gerade dieser aufserordentliche Erfolg des Telemachs in Frankreich und Europa war die Ursa-

*) Bibliotheque britannique, année 1743.

sache, warum Ludwig XIV. gegen dessen Verfasser so erbittert ward. Man hatte sich beeifert, ihm dieses Werk als die auffallendste Satyre über die Grundsätze seiner Regierung und alle Begebenheiten derselben anzugeben. Man strengte sich an, um in dem Benehmen und dem Character der in diesem Gedichte vorkommenden Personen beissende Anspielungen auf den Hof und die Minister Ludwigs XIV. zu finden', und, darf man dem Hrn Saint-Simon glauben, „so sagte der Marschall von Noailles, welcher gern alle Stellen des H. von Beauvilliers für sich gehabt hätte, dem Könige, und jedem, der es hören wollte: nur ein Feind seiner Person könne den Telemach verfertigt haben.“

Selbst diejenigen, die weiter kein besonderes Interesse dabey hatten, F. zu schaden, schienen überzeugt zu seyn, er habe in diesem Werke nur die Muster, die er bey seinem Aufenthalte zu Versailles vor Augen hatte, getreu nachgezeichnet. Nichts ist der menschlichen Unart so leicht und natürlich, als Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zu finden; die nämlichen Leidenschaften und Interessen bringen auf dem Theater der Welt und vorzüglich an den Höfen immer wieder die nämlichen Charactere und Intriguen hervor. Nicht minder natürlich war die Voraussetzung, dafs F., mifsvergnügt über Ludwig XIV. und alle seine Umgebungen, bei seinen Schilderungen von den Leidenschaften und Schwachheiten der Könige, von den Lastern und

dem

dem Verderben der Höfe, unfreywillig, und, ohne es sich selbst bewufst zu seyn, sich von den schmerzlichen Gefühlen seines durch Ungerechtigkeit gekränkten, und durch Unglück erbitterten Herzens habe können leiten lassen.

Es ist schwer zu bestimmen, in wie ferne Ludwig XIV. den Absichten, welche die Verläumdung F. bey der Zeichnung seiner Gemälde unterschob, Glauben beymafs; aber zuverläfsig mufste er den tiefsten Unwillen gegen den Verfasser eines Werks empfinden, dessen Maximen mit den Grundsätzen seiner Regierung, mit den herrschenden Eigenschaften seines Charakters und mit allen den glänzenden Trugbildern, durch welche er sich so lange irre führen liefs, in wirklichem Widerspruche standen. Höheres Alter und Frömmigkeit hatten ihm wohl Kraft und Muth gegeben, seinem übertriebenen Hange zur Pracht und zum äusseren Glanze Schranken zu setzen; aber ganz vermochten sie doch nicht seine Begriffe von Gröfse und Ruhm umzuändern. Als der Telemach erschien, hatte ihn das Unglück noch nicht die Gränzen seiner Macht kennen gelehrt; es fiel ihm damahls bey weitem nicht ein, dafs er sich bald würde genöthigt sehen, von den nämlichen Feinden, über die er so oft gesieget hatte, sich Gesetze vorschreiben zu lassen. Natürlicher Weise mufste er also an dem Verfasser des *Telemachs* jenen schimärischen Kopf erkennen, den er an ihm und zwar mit Unwillen schon wahrgenom-

hommen zu haben glaubte. Aber vor allem bedauerte er es, die Erziehung seines Enkels einem Manne anvertraut zu haben, dessen Grundsätze ihm gefährlich schienen, weil sie nach seinem Dafürhalten dem Begriffe, den er sich von der einst dem jungen Prinzen zu beherrschenden Nation gemacht hatte, ganz entgegen waren, und sich nicht mit der nöthigen Festigkeit, um die flatterhaften Franzosen zu zügeln, vertrügen. Alle jene Maximen von Mäfsigung und Volksbeliebtheit (Popularität) jene so lachende Gemählde vom Schäferleben, und dem Glücke der ländlichen Arbeiten, jener Abscheu gegen Eroberungen, jenes einfache und bescheidene Wesen der Könige und Grofsen, jene Offenheit und Redlichkeit bey auswärtigen Unterhandlungen hielt er für Kinderspiele eines Phantasten, dem es an Menschenkenntnifs, und an der wahren Regierungs-Weisheit fehle.

Es ist daher auch leicht zu begreifen, wie Ludwig XIV., da er schon die Aussage der achtungswürdigsten Bischöfe seines Hofes dafür hatte, dafs F. nur *romanenhafte Ideen von der Frömmigkeit* habe, auch nach eignen Einsichten das Urtheil fällen konnte, dafs er gleichfalls *nur romanenhafte Ideen in der Politik* aufstelle.

Doch am meisten erbitterte ihn noch der Undank, den er an dem Betragen des Erzbischofes von Cambrai wahrgenommen zu haben glaubte. Dieser Prinz, der seit so langer Zeit nur an Worte voll

des

des Lobes und Beyfalles, welche alle Männer von Genie und alle Classen seiner Unterthanen stets um seinen Thron ertönen liefsen, gewöhnet war, vernahm das erstemahl eine ernste Stimme, die ihm alle Verirrungen seiner Regierung vorzuhalten schien, und diese Stimme kam von einem Manne, den er mit Wohlthaten überhäuft, den er an seinen Hof gerufen, und dem er den gröfsten Beweis von Zutrauen und Achtung gegeben hatte, mit welchem ein König einen Unterthanen nur immer beehren kann.

Hätte er sich überreden können, dafs die Maximen F. die richtigsten und wahresten seyen, so hatte er in seiner Denkart und seinem Character Gröfse genug, um denselben dafür zu belohnen, nicht aber zu strafen. Ludwig XIV. hatte immer an den Dienern der Religion einen Eifer voll Ernst und Strenge gebilliget, und sogar aufgemuntert, wenn sie ihm auch die stärksten Religionswahrheiten mit der seinem Range gebührenden Ehrfurcht an das Herz legten. Aber die Wahrheiten der Religion, wenn sie auf die Moral bezogen werden, sind einfach, klar, und unwiderleglich, und dieser Prinz war sehr religiös gesinnt. Diefs ist aber nicht der Fall mit den Grundsätzen der Regierung und den Maximen der Politik; sie sind so veränderlich und so beweglich in ihrer Anwendung; in der Theorie haben sie oft so viel Anziehendes, in der Ausübung aber so viel Schwieriges und Kritisches, dafs

man

man sich nicht so sehr darüber verwundern mufs, wenn Ludwig XIV., der seit 40 Jahren mit Ruhme herrschte, sich in der Regierungskunst für geschickter hielt, als F., der keine gleiche Kenntnifs der Menschen, und keine gleiche Erfahrung in Geschäften haben konnte. Er würde sich vielleicht damit begnüget haben, den Verfasser des Telemach nur für *einen schimärischen Kopf* zu halten, wenn dieser nicht der Lehrer seines Enkels gewesen wäre; aber nun ward er in seinen Augen ein *undankbarer und gefährlicher* Mann, weil er seine Wohlthaten vergessen, und die wahren Grundsätze der Regierung verkennet hatte.

Zum Unglücke wurde er in dieser vorgefafsten Meinung von allen bestärket, die Zutritt zu seiner Person und Theil an seinem Vertrauen hatten. An einem Privataufsatze, den die Fr. v. Maintenon kurz hernach, als der Telemach öffentlich erschienen war, für den Hrn von Chamillard niedergeschrieben hatte, kann man sehen, dafs sie nur zu sehr dieses ungünstige Vorurtheil gegen Fenelon theilte. Durch ihren Einfluſs war Chamillard in das Ministerium gekommen; er hatte sie defswegen als seine Wohlthäterinn gebethen, sie möchte ihm auf einem für ihn so neuen und unbekannten Gebiethe Führerinn seyn, und ihm ihr Urtheil über die verschiedenen Minister, aus welchen damahls der Staatsrath Ludwigs XIV. gebildet war, zu erkennen geben. In ihrem Aufsatze kommen Ausdrücke

vor, welche wegen der Gerechtigkeit, die sie dem Hrn v. Beauvilliers wiederfahren läfst, sehr merkwürdig sind, und zugleich den Beweis liefern, dafs, wenn sie gleich ihm noch nicht die vorige Freundschaft und ihr Zutrauen ganz wieder geschenkt hatte, sie doch stets im Herzen Achtung gegen ihn, und Ehrfurcht für seine Tugenden hegte: „Die Rathschläge des Hrn v. Beauvilliers können Ihnen nie nachtheilig werden; er denkt aufserordentlich gerade, liebt wahrhaft den Staat, und ist ein Feind aller gewaltsamen Maafsregeln. Der König, ob ihn gleich die letzteren Händel (wegen des Quietismus) etwas kalt gemacht haben, ist noch voller Achtung für ihn; *aber er*, ich meine den Hrn. v. Beauvilliers, *hat gefährliche Freunde.*“ Diese gefährlichen Freunde, auf welche die Fr. v. Maintenon, ohne sie zu nennen, hindeutet, sind leicht zu errathen, sobald man weifs, dafs Hr. v. Beauvilliers mit Niemanden am Hofe umging, sondern sein Vertrauen und seine Neigungen auf den engen Kreis seiner Familie, und auf seine innigsten Verhältnisse mit F. einschränkte.

Die Fr. von Maintenon suchte sogar mit Fleifse, es recht laut zu machen, dafs sie F. die Verfertigung des Telemachs nie verzeihen werde, und nun ergriffen seine besonderen Freunde mit Begierde diesen Vorwand, um sich dadurch zu rechtfertigen, wenn sie sich keine Mühe für seine Zurückberu-

den

fung an den Hof gaben. Im J. 1701 schrieb F. an den Herzog von Chevreuse: *)

„Ich weifs, dafs der Erzbischof von Paris (der Cardinal von Noailles) dem Pfarrer von Versailles (Hebert) gesagt hat, er habe alles gethan, um mich an den Hof zurück zu bringen, und es würde ihm auch dieses gelungen seyn ohne den *Telemach*. *Dieser aber habe die Fr. von Maintenon aufgebracht, so dafs sie nun dem Könige zurede, fest bey seiner Weigerung zu beharren.* Sie sehen wohl ein, dafs diese Aeufserung, durch welche er sich gerne einen Schein von Grofsmuth für mich geben möchte, mit seinem persönlichen Verfahren eben nicht übereinstimmt; er kann mich nur fürchten, und wünschen, mich stets entfernt zu halten: nur möchte er gerne den doppelten Vortheil erreichen, erstlich, den Grofsmüthigen spielen, um sich vor den Augen des Publicums wegen meiner Sache zu rechtfertigen, und durch diese Rechtfertigung selbst mich verhafst zu machen; zweytens, diese Ehre von Grofsmuth recht wohlfeilen Kaufs erhalten, und doch dabey nichts versäumen, um meine Ungnade bleibend zu machen."

Sollte man sich nicht den Gedanken erlauben dürfen, dafs die Fr. von Maintenon selbst ihre Abneigung dafür, sich je wieder in Versailles mit F. zusammen zu finden, hinter den ehrenvollen Schleier ihres tiefen Respects gegen den König zu verstecken suchte? Je aufgebrachter sie sich gegen den Verfasser eines Werkes stellte, in welchem nach ih-

*) Manuscripte.

 rer

rer Voraussetzung Ludwig XIV. mifshandelt wurde, desto weniger konnte man dem Gedanken Platz geben, als sey sie in Verlegenheit, einen Mann in ihrer Nähe wieder zu sehen, den sie selbst aufgeopfert hatte. Doch dem sey, wie ihm wolle, sie behielt, wie es scheint, dieses Vorurtheil gegen den Telemach bis zum letzten Augenblicke bey, und eine Art von widrigem Gefühle gegen dieses Werk überlebte in ihr den Tod des Verfassers sowohl, als jenen Ludwigs XIV. selbst. Als der Urneffe des Erzbischofes von Cambrai, der Marquis von Fenelon, im J. 1717. die erste correcte Ausgabe von Telemach erscheinen liefs, so eilte die Fr. von Caylas, ihrer Tante, der Fr. v. Maintenon, vor welcher sie niemahls ihre Bewunderuug für F. verhehlet hatte, diese von allen Fehlern, welche Eile und Unwissenheit der ersten Drucker verursacht hatten, gereinigte Ausgabe zum Lesen anzubiethen; erhielt aber von ihr die ziemlich trockne Antwort: „*Ich bekümmere mich nicht darum, den Telemach zu lesen.*“

Ludwig XIV. konnte sich des Gedankens, dafs er in seiner Person angegriffen sey, um so weniger erwehren, weil alle, die ihm am theuersten waren, und den gröfsten Antheil an seinem Zutrauen hatten, über eine solche Beleidigung noch weit aufgebrachter zu seyn schienen, als er selbst. Verschiedene Umstände trugen noch dazu bey, seinen gegen F. und dessen Maximen gefafsten Unwillen zu vergröfsern. Die allgemeine Bewunderung von ganz

Europa für den Telemach, der in allen Nationen rege Eifer, ihn in ihre Sprache zu übersetzen, die Ueberzeugung, welche die auf Ludwig XIV. eifersüchtigen Mächte entweder wirklich hatten, oder sie zu haben sich stellten, und auch mit sichtbarem Streben zu verbreiten suchten, dafs F. wirklich diesen Prinzen habe scharf tadeln wollen, vollendeten bey ihm die Gewifsheit, dafs der Verfasser des Telemachs ein Feind seines Ruhmes und seiner Person sey. Als gegen das Ende seiner Regierung die feindlichen Armeen ganz Flandern weggenommen hatten, und nur die Landgüter F. zu schonen schienen; als sie mitten unter den Greueln des Krieges auf ihrem triumphirenden Zuge Halt machten, um den Erzbischof von Cambrai bey seinen friedlichen und religiösen Amtsbeschäftigungen in Schutz zu nehmen, so war vielleicht Ludwig XIV. schwach genug, in dieser glänzenden Huldigung für die Tugend eines seiner Unterthanen einen frechen Hohn auf seinen Ruhm zu erblicken.

§. 3. *Brief des Herzogs von Burgund an Fenelon vom* 20. *Dec.* 1701.

Wie allgemein man von dem Unwillen Ludwigs XIV. gegen den Verfasser Telemachs überzeugt war, läfst sich unter andern auch daraus abnehmen, dafs der Herzog von Burgund, der Zögling F, die gröfste Behutsamkeit brauchen mufste, um mit ihm

einen,

einen, wiewohl oft unterbrochenen und sehr zwangvollen Briefwechsel zu führen. Wir haben den ersten Brief, den er ihm nach seiner Entfernung vom Hofe und nach einer Abwesenheit und Stille von 4 Jahren geschrieben hat: er ist zu gleicher Zeit ein lebhaftes Gemälde von dem zärtlichen Dankgefühle des jungen Prinzen für seinen Lehrer, von der seltenen Gewalt des Lehrers über seinen Lehrling, obgleich dieser noch sehr jung seinem Unterrichte entzogen wurde; von der religiösen Denkart, die tief in das Herz des H. Herzogs von Burgund eingeprägt war, und von der aufserordentlichen Abhängigkeit, in welcher Ludwig XIV, blos durch den Respect für seinen Namen, und durch die Furcht, ihm zu mifsfallen; seine ganze Familie zu erhalten wufste.

„Endlich, mein lieber Erzbischof, biethet sich mir eine Gelegenheit dar, das *Stillschweigen zu brechen, das schon 4 Jahre andauerte.* Ich habe zeither viel gelitten, *doch am schwersten fiel mir dieses, dafs ich Ihnen nicht sagen konnte, was ich seit dieser Zeit für Sie fühlte, und dafs meine Freundschaft durch Ihr Unglück nur zugenommen, nicht aber kalt geworden ist. Mit wahrem Vergnügen denke ich an den Zeitpunct, wo ich Sie wieder einmahl werde sehen können; nur fürchte ich, er dürfte noch weit entfernet seyn.* Man mufs sich hier in den Willen Gottes ergeben, von dessen Barmherzigkeit ich stets neue Gnaden erhalte. Ich brach ihm mehrere Mahle die Treue, seit dem ich Sie

nicht

nicht mehr gesehen habe; aber er erwies mir immer die Gnade, mich wieder zu sich zu rufen, und, Dank sey Ihm dafür, ich war nicht taub gegen seine Stimme. Seit einiger Zeit dünkt es mir, ich behauptete mich besser auf der Bahn der Tugend. Bethen Sie für mich zu dem Herrn, dafs er mich in meinen guten Entschlüssen durch seine Gnade stärken, und nie zulassen möge, dafs ich wieder sein Feind werde, sondern dafs er mich selbst lehren möge, in allem seinen heiligen Willen zu befolgen. Ich fahre stets fort, für mich allein zu studieren, ob ich gleich es seit zwey Jahren nicht mehr so methodisch thue; aber es macht mir mehr Vergnügen, als jemahls. Die meiste Freude habe ich an der Moral und Metaphysik, und ich kann gar nicht müde werden, mich mit diesen zu beschäftigen. Ich habe einige kleine Aufsätze darüber gefertiget, und ich wünschte, sie Ihnen zuschicken zu können, damit Sie dieselben so verbesserten, wie Sie es vormahls mit meinen Aufgaben machten. Alles, was ich Ihnen sage, hängt nicht recht zusammen, aber daran liegt nichts. Davon will ich Ihnen nichts melden, wie sehr mich selbst alles, was man in Hinsicht Ihrer vorgenommen hat, empöret hat; aber man mufs sich dem Willen Gottes unterwerfen, und glauben, dafs alles zu unserem Besten geschehen ist. *Lassen Sie diesen Brief keinen Menschen in der Welt sehen, nur den Abbé Langeron ausgenommen, wenn er wirklich zu Cambrai ist; denn auf seine*

Ver-

Verschwiegenheit baue ich. Machen Sie ihm mein Compliment, und versichern Sie ihn, dafs meine Freundschaft für ihn durch die Abwesenheit nichts gelitten hat. Schreiben Sie mir auch keine Antwort zurücke, aufser auf einem recht sichern Wege, und legen Sie Ihren Brief in das Packet des Hrn v. Beauvilliers, so wie ich es mit dem meinigen thue; denn er ist der einzige, dem ich mich anvertraue, indem er wohl weifs, dafs, wenn etwas herauskäme, er sich selbst am meisten schaden würde. — Adieu, mein lieber Erzbischof, ich umarme Sie von ganzem Herzen, und werde vielleicht lange Zeit keine Gelegenheit mehr haben, an Sie zu schreiben: ich bitte Sie um Ihr Gebeth, und Ihren Segen.“ — Ludwig.

Wir haben den Originalentwurf von der Antwort F. in Händen. Er enthält die zärtlichsten Ermahnungen für den jungen Prinzen, um ihn in der Liebe zur Religion immer mehr zu befestigen; aber es kömmt darin keine Bemerkung weder über das, was seit 4 Jahren vorgefallen war, noch über alle die Ungerechtigkeiten vor, die er erduldet hatte, und von denen er noch ein Opfer war: nur am Schlufse folgende Stelle: „Ich spreche mit Ihnen nur von Gott und von Ihrer eignen Person; von mir darf gar keine Rede seyn. Mein Herz ist, dem Himmel sey Dank dafür gesagt, ruhig: mein gröfstes Kreuz ist, dafs ich Sie nicht sehe. Aber vor Gott sind Sie mir ohne Unterlafs weit näher und

in-

inniger, als wenn Sie mir vor Augen ständen; tausend Leben wollte ich wie einen Wassertropfen hingeben, wenn ich Sie so sehen könnte, wie Sie Gott haben will.“

So war der Briefwechsel beschaffen, welchen der Herzog von Burgund und sein tugendhafter Erzieher aus Achtung für die Vorurtheile Ludwigs XIV. in den Schleyer des tiefsten Geheimnisses hüllen mufsten. Vielleicht würde er aber, wenn er denselben ganz gekannt hätte, allen den schlimmen Begriffen entsagt haben, welche man ihm gegen den Verfasser des Telemach beygebracht hatte.

Der Unwille Ludwigs XIV. gegen dieses Buch war so allgemein bekannt; man fürchtete sich so sehr, blos durch Aussprechung des Namens *Telemach* sein Ohr zu beleidigen, dafs sechszehen Jahre nach der Herausgabe Telemachs, als schon F. todt war, und dieses Buch in ganz Europa verbreitet, ja in alle Sprachen übersetzt war, der Nachfolger F. an der französischen Akademie Hr. von Boze sich nicht getraute, in seiner Dankrede an die Akademie und in seinem Lobe des Erzbischofes von Cambrai von dem Telemach zu sprechen, so wie es auch der Director der Akademie Hr. Dacier in seiner Antwort an den Hrn. Boze nicht wagte. Damahls im Monathe März 1715 war nämlich Ludwig XIV. noch an der Regierung.

§. 4. *Gesinnung Fenelons über Ludwig XIV.*

Man wird es gewifs nicht von uns erwarten, dafs wir F. gegen eine so gehässige Bezüchtigung rechtfertigen sollen, als ob er wirklich auf diesen grofsen König in seinem für dessen Enkel geschriebenen Werke habe eine Satyre verfertigen wollen. Der Character und die Tugenden F. würden schon zur Widerlegung eines solchen Verdachts hinreichend seyn, wenn wir auch nicht die zuverläfsigsten Beweise dafür hätten, dafs er nie weder die Absicht, noch einen Gedanken dazu hatte; die Thatsachen widersprechen sogar dieser Voraussetzung. Nach der richtigen Bemerkung der Herausgeber der brittischen Bibliothek verfertigte er seinen Telemach zu einer Zeit, wo er noch im Glücke war, und die ehrenvolleste Stelle am Hofe einnahm; zu einer Zeit, wo Ludwig XIV. ihn durch die schmeichelhaftesten Beweise von Achtung auszuzeichnen schien, und ihn zu den ersten Kirchenwürden erhob. Nie hörte auch F. auf, seine Anhänglichkeit an diesen Prinzen bey jeder Gelegenheit laut zu äussern. Noch auf seinem Sterbebette stellte er in einem Schreiben, welches der Ausdruck seiner letzten Gesinnungen war, die feyerliche Betheuerung auf, „dafs er immer für die Person und Tugenden Ludwigs XIV, eine tiefe Achtung und Ehrfurcht gehabt habe.“ Ohne Zweifel, setzen hier die Herausgeber der brittischen Bibliothek hinzu, mufs man nach einer solchen Erklä-

rung

rung einem Bischofe, einem solchen Bischofe, wie es F. war, und noch dazu einem sterbenden Bischofe Glauben beymessen."

Es scheint auch wirklich, dafs eine so feyerliche Erklärung, ausgestellt in den letzten Augenblicken, zu einer Zeit also, wo weder Furcht noch Hoffnung mehr auf den Menschen wirken kann, wo man nichts mehr von den Königen der Erde zu erwarten oder zu besorgen hat, wo man bereit ist, vor dem einzigen Richter zu erscheinen, der in dem Herzen liest, immer für einen Ausspruch der Wahrheit selbst gelten sollte. Allein die Menschen sind in ihren Urtheilen so wenig folgerichtig, dafs sie in Augenblicken, wo die Leidenschaften rege sind, und der Eigennutz in Thätigkeit ist, der Wahrheit leichter auf die Spur zu kommen sich schmeicheln; vorzüglich glauben sie den wahren Ausdruck des Hasses, der Achtung oder der Zuneigung in dem geheimen und vertraulichen Briefwechsel der Freundschaft am sichersten entdecken zu können.

Eben dieses nun, dafs wir F. in seinen vertrautesten Briefen stets seine Dankbarkeit gegen Ludwig XIV. haben äussern gesehen, hat uns überzeuget, dafs es ihm nie in den Sinn gekommen ist, den Ruhm eines Prinzen herab zu setzen, dessen grofse Eigenschaften er aufrichtig ehrte. Selbst zu der Zeit, wo jeder Andere als F. sich für berechtigt gehalten hätte, sich über die schlimmen Eindrücke zu beklagen, welche seinen Feinden auf den König

zu machen gelungen war, redet er mit seinen innigsten Freunden nur von der Huldigung, welche den besten Absichten desselben und seinem Eifer für die Religion gebührte.

Man darf auch diese Aeufserungen nicht einer gewifsen affectirten Grofsmuth zuschreiben, von welcher man zuweilen im Unglücke die Miene annimmt, um sich als einen Mann zu zeigen, der über Ungerechtigkeit und den Mifsbrauch der Macht erhaben sey: denn wir finden in allen, auch den geheimsten Briefen F. stets die nämliche Sprache, die nämliche Offenheit. Wir könnten zum Belege eine grofse Menge derselben anführen, allein wir wollen uns auf den einzigen einschränken, den er den 26. August 1698 an den Hrn v. Beauvilliers schrieb: nur bemerke man vorher, dafs er einige Wochen nachher, als Ludwig XIV. von seinem Hofe die Freunde und Anverwandte F. entfernt hatte, geschrieben ist worden.

„Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen, mein lieber Herzog, zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Gestern, an dem Feste des heiligen Ludwig, wartete ich der Andacht ab, um für den König zu bethen. War mein Gebete gut, so wird es gute Folgen für ihn haben, denn ich betete aus bestem Herzen: ich flehte für ihn nicht um zeitliches Glück, denn er hat dessen genug, sondern ich betete blos, dafs er einen guten Gebrauch von demselben machen, und unter so glänzenden Erfolgen so demü-

thig

thig seyn möchte, als ob er wirklich tief gedemüthiget wäre. Ich wünschte ihm, dafs er nicht nur Vater seiner Unterthanen, sondern der Schiedrichter seiner Nachbarn, der Lenker von ganz Europa, um ihm allgemeine Ruhe zu versichern, und der Schutzherr der Kirche seyn möchte. Ich betete nicht blos darum, dafs er fortfahren wolle, Gott zu fürchten, und die Religion zu ehren, sondern dafs er auch Gott lieben, und fühlen möge, wie sanft sein Joch, und wie leicht seine Bürde für diejenigen ist, welche sie nicht sowohl aus Furcht als aus Liebe tragen. Nie empfand ich so viele Wärme, nie, wenn ich es sagen darf, so viele Zärtlichkeit für seine Person. Ob ich gleich voll Dankes bin, so war es doch nicht das von ihm empfangene Gute, das mich jetzt rührte. Ferne davon, über meine gegenwärtige Lage verdrüfsig zu seyn, würde ich mich vielmehr mit Freuden Gott zum Opfer hingegeben haben, um dem Könige Genugthuung zu verdienen. Ich betrachtete sogar seinen Eifer gegen mein Buch als eine lobenswürdige Wirkung seiner Religionsliebe, und seines gerechten Abscheues gegen alles, was ihm als Neuerung vorkam. Ich betrachtete ihn als einen der göttlichen Gnaden würdigen Gegenstand; ich dachte an seine Erziehung ohne Unterricht; an die Schmeicheleyen, die ihn umlagerten; an die Fallstricke, die man ihm geleget hat, um in seiner Jugend alle seine Leidenschaften rege zu machen; an die nicht erbaulichen Rathschläge, die

man

man ihm gegeben hat; an das Mifstrauen, welches man ihm gegen die Ueberspannungen gewisser Andächtler und gegen die Heucheley Anderer eingeflöfset hat; endlich an die Gefahren irdischer Gröfse und so vieler bedenklichen Geschäfte. Ich gestehe Ihnen, dafs ich, ungeachtet des tiefsten ihm gebührenden Respects, doch bey dem Anblicke alles des eben gesagten starkes Mitleiden für eine so bedenkliche Lage seiner Seele fühlte. Ich fand ihn bedaurungswürdig, und wünschte ihm die Fülle der göttlichen Erbarmungen, damit er sich unter einem so furchtbaren Glücke aufrecht erhalten möge. Ich rief aus innigstem Herzen den h. Ludwig an, damit er für seinen Urenkel die Gnade, ihm nachzufolgen, erhalten möchte. Ich stellte mir mit Vergnügen den König voller Demuth und innerer Sammlung des Geistes vor, wie er von allen Dingen losgerissen, von der Liebe Gottes ganz durchdrungen, seinen wahren Trost nur in der Hoffnung einer die seinige unendlich übertreffenden Krone und Herrlichkeit findet; kurz, ich stellte mir ihn wie den zweyten h. Ludwig vor. Bey allem diesen hatte ich, wie es mich dünket, nicht den geringsten eigennützigen Zweck, denn ich war bereit, wenn sich nur der König in einem solchen Zustande befinden würde, für mein ganzes Leben auf den Trost Verzicht zu thun, ihn je wieder zu sehen. Ich willigte in eine immer daurende Ungnade ein, wenn ich nur wüfste, dafs das Herz des Königes ganz nach dem Willen

Got-

Gottes gestimmt sey; ich verlange an ihm nur eine gesetzte und seinen Pflichten angemessene Tugend. Mit solchen Gedanken, mein lieber Herzog, beschäftigte ich mich am gestrigen Feste; ich betete auch sehr viel für unsern kleinen Prinzen, für dessen wahres Wohl ich mein Leben mit Freuden hingeben würde. Endlich betete ich auch für die vorzüglichsten Personen, die um den König sind, und Ihnen wünschte ich für die harte Lage, in welcher Sie Sich befinden, die Erneuerung der göttlichen Gnade. Was mich betrifft, so bin ich ruhig unter fast unaufhörlichen Schmerzen."

Dieses waren die Gesinnungen und Wünsche Fenelons für Ludwig XIV. Er legte dieselbe ganz geheim in den Schoofs des unter allen seinen Freunden ihm theuersten, treuesten und ehrwürdigsten Mannes nieder; es geschah nicht, dafs sie durch letztern dem Publicum sollten bekannt gemacht werden, oder, dafs er sich damit ein Verdienst bey dem Könige hätte machen wollen. Nie erfuhr Jemand etwas von diesen Briefen, so lange sie alle drey am Leben blieben, und doch hatte F. schon seinen *Telemach* verfertiget, als er sich so über Ludwig XIV. ausdrückte. Kann man vermuthen, dafs ein Mann, wie Fenelon, in dessen Herzen eine so wahre und innige Anhänglichkeit lebte, der zu seinem Freunde in so rührenden Worten und mit so reiner Theilnahme sprach, auf den Gedanken sollte gekommen seyn, gerade auf diesen König eine Satyre zu schreiben,

ben, und diese Satyre noch dazu seinem Enkel zuzueignen, den man zu dem tiefsten Respecte und dem unbegränztesten Gehorsam gegen einen mit Rechte so geehrten Monarchen gewöhnet und erzogen hatte? F. konnte über Staatsregierung andere Maximen haben, als Ludwig XIV.; er konnte sich zu leicht von gewissen Theorien blenden lassen, welche für eine lebhafte Einbildungskraft und ein tugendliebendes Herz so viel bezauberndes haben. Tief gerührt bey dem Anblicke des Elends, welches als Folge der langwierigen Kriege auf der Volksclasse schwer lastete, konnte er die bey allen Staatsverfassungen unvermeidlichen Mifsbräuche der zu weit ausgedehnten königlichen Macht zuschreiben. Es ist sogar gewifs, dafs er gerne zwischen dem Throne und dem Volke die Einführung einiger jener Zwischengewalten gesehen hätte, welche in gewöhnlichen Zeiten viel Nützliches haben, aber unter entschlossenen und kraftvollen Regenten so leicht durchbrochen werden, und immer zu schwach sind, um in Zeiten der Empörung und Anarchie den gewaltsamen Ausbrüchen Widerstand zu leisten. Fenelons Wünsche zeigen vielleicht, dafs er die Menschen mehr liebte, als er sie kannte, und ihnen mehr Ehre wiederfahren liefs, als sie verdienten. Nur durch die schrecklichste Erfahrung mufste die Welt belehrt werden, wie eitel und nichtig alle jene schöne Träumereyen waren, durch welche sich seit 50 Jahren viele der rechtschaffen-

sten Männer, ja selbst einige gute Köpfe haben irre führen lassen. Allein es ist nicht minder gewifs, dafs man F. nicht auf einen Augenblick in Verdacht haben kann, als sey er an der Ludwig XIV. gebührenden Dankbarkeit zum Verräther geworden. Die schneidendste Satyre für diesen Prinzen kam aus dem Munde jener Leute, welche ihm einen strengen Tadel seiner Regierung an jenen grofsen Grundsätzen von Gerechtigkeit, Ordnung, Oekonomie und Mäfsigung erblicken liefsen, mit welchen der Verfasser des Telemachs seinen Zögling gänzlich vertraut machen wollte.

§. 5. *Zu welcher Zeit Telemach geschrieben ward. Urtheile über den Werth dieses Gedichtes.*

Es ist schwer auszumachen, zu welcher Zeit eigentlich F. seinen Telemach verfertiget hat. Wir haben von ihm eine Menge von Briefen und Aufsätzen, welche er an seine Freunde lange Zeit nach der Herausgabe dieses Werkes geschrieben hat; er spricht in denselben ganz offen und frey über seine theuersten Gegenstände, und über allgemeine und besondere Angelegenheiten jeder Art; und doch ist vom Telemach nie eine Rede. In einem seiner Briefe an den Hrn v. Chevreuse vom J. 1701, aus welchem wir ein Bruchstück angeführt haben, kömmt ein Wort davon vor, aber auch dieses Wort giebt

uns keinen Aufschluſs über den eigentlichen Zeitpunct, in welchem er dieses Werk auszuarbeiten anfing.

Unter unsern Manuscripten findet sich der Anfang eines lateinischen Briefes des Abbé von Chanterac an den Cardinal Gabrieli, der unter den Augen Fenelons geschrieben, vielleicht gar von ihm dictirt war. Dieser Brief hätte uns über den Telemach vieles Licht geben können, aber die noch davon aufbewahrten Bruchstücke enden gerade da, wo man sich von der Geschichte dieses Werkes, und von der Zeit, wann es geschrieben ward, genaue Kenntniſs hätte schaffen können. Nach einer umständlichen Erzählung alles dessen, was auf einer Reise des Hrn Herzogs von Burgund nach Cambrai im J. 1702 vorgefallen war, fährt der Abbé von Chanterac so fort: „Ich muſs nun Eurer Eminenz auch einige Worte vom *Telemach* sagen. Dieses Werk hat *vormahls* unser Prälat geschrieben, und fast nach dem nämlichen Plane, wie Homer seine Iliade oder Odyssée, Virgil aber seine Aeneide gefertiget haben. Dieses Buch kann für ein Gedicht gelten, nur der Versbau mangelt ihm. Der Verfasser wählte den Zauber und die Harmonie der dichterischen Schreibart, um dem Herzen des jungen Prinzen, seines Zöglings, die reinsten und ernsthaften Lehren der Regierungskunst durch den Wohllaut des Styls selbst desto tiefer einzuprägen. Gott bewahre! wie kann der Verdacht statt finden, daſs er

in

in der Form eines Gedichtes eine Satyre habe schreiben wollen —“ (das Uebrige fehlet).

In einem eigenhändigen Aufsatze von Fenelon selbst kommen noch schätzbarere Umstände über Telemach vor. Dieser Aufsatz scheint im J. 1710 oder 1711 geschrieben zu seyn. Zu einer Zeit also, wo seine Freunde, die er noch am Hofe hatte, sich schmeichelten, ihn wieder an denselben zurück bringen zu können; da Bossuet und der Bischof von Chartres todt waren, und der Einfluſs des Cardinals von Noailles sehr geschwächt war, waren nach ihrer Meinung die gröſsten Hindernisse für seine Rückkehr aus dem Wege geräumt. Man muſs erstaunen, wie sie es übersehen konnten, daſs der stärkste Widerstand sich auf Seite der Fr. v. Maintenon finde, welche immer allmächtig bey dem Könige blieb. Allein F. beschwor in diesem Aufsatze seine Freunde dringendst, sie möchten doch alle dergleichen vergebliche Sorgen und unbescheidene Versuche aufgeben, von denen sie weiter nichts, als Nachtheil für sich selbst erwarten könnten. „Was mich betrifft, fuhr er fort, so fühle ich weder Bedürfniſs noch Lust, meine Lage zu ändern; ich fange an, alt zu werden, und bin schwächlich; meinetwegen müssen sich also meine Freunde nicht einer Gefahr aussetzen, oder irgend einen bedenklichen Schritt thun. Nie habe ich gesucht, an den Hof zu kommen; man hat mich an denselben gerufen; ich habe mich beynahe 10 Jahre an demselben aufgehal-

ten, ohne mich vorzudrängen, ohne für mich einen einzigen Schritt zu thun, ohne um die geringste Gnade für mich anzuhalten, ohne mich in irgend eine Sache zu mischen, und ich schränkte mich stets darauf ein, über Dinge, von welchen man mit mir redete, nach meinem besten Wissen und Gewissen Antwort zu geben. Man hat mich wieder fortgeschickt, und nun habe ich weiter nichts zu thun, als dafs ich ruhig meinem Amte abwarte. Ohne Zweifel hat man nebst der Sache meines verdammten Buches auch die politischen Maximen des *Telemachs* dazu benützet, um den König gegen mich einzunehmen. Aber ich mufs dulden und schweigen. Einerseits ist Gott mein Zeuge, dafs ich das verdammte Buch defswegen schrieb, um die Irrlehren und Blendwerke des Quietismus zu verwerfen.“ (Fenelon läfst sich nun etwas umständlich über sein Buch *von den Maximen der Heiligen* heraus, aber wir haben schon alles bey den quietistischen Händeln erschöpfet; er fährt darauf fort) „Was den *Telemach* anbelangt, so ist dieser eine fabelhafte Erzählung in der Form eines Heldengedichts, so wie es Homers und Virgils Werke sind. Ich lasse darin die vorzüglichsten Handlungen vorkommen, welche für einen durch seine Geburt zum Throne bestimmten Prinzen wichtig sind; ich verfertigte *das Buch zu einer Zeit, wo mich die Beweise von Zutrauen und Gnade, mit denen mich der König überhäufte, ganz entzücket hatten. Ich müfste nicht nur der undankbarste,*

sondern auch der unbesonnenste Mensch von der Welt gewesen seyn, wenn ich satyrische und ungezogene Schilderungen in demselben hätte aufstellen wollen; mir schaudert vor dem bloſsen Gedanken an einen solchen Plan. Wahr ist es, ich flocht in die Begebenheiten alle wahren Grundsätze der Regierungskunst ein, so wie auch alle Fehler, die man bey der höchsten Gewalt begehen kann; *aber nie hatte ich den Gedanken, durch eine Schilderung auf irgend eine Person oder einen Character hin zu zielen.* Je mehr man dieses Werk lesen wird, *desto mehr wird es in das Auge leuchten, daſs kein einziges zusammenhängendes Gemälde auf irgend Jemand vorkömmt.* Die Erzählung ist sogar sehr eilig aus abgerissenen Bruchstücken, und nach verschiedenen Unterbrechungen gefertiget worden; *es wäre viel daran zu verbessern. Noch mehr: das Gedruckte stimmt nicht mit meinem Original ein; ich wollte es aber lieber so unförmlich und entstellet lassen, als es so liefern, wie ich es gearbeitet habe.* Ich hatte dabey nie einen anderen Gedanken, als dem Hrn Herzoge von Burgund einen Zeitvertreib zu machen, und durch diesen Zeitvertreib ihn zu unterrichten. *Das Werk öffentlich herauszugeben war mir nie in den Sinn gekommen,* und es ist allgemein bekannt, daſs es mir nur durch die Treulosigkeit eines Abschreibers entrissen ward. Endlich wissen die besten Diener des Königes, welche mich kennen, was für Grundsätze von Ehre und Religion ich über den König, den Staat und das Vaterland habe; sie wissen, welch ein inni-

ges Dankgefühl für alle die Gnaden, womit mich der König überhäuft hat, in mir lebendig ist. Es kann zwar Leute geben, die mehr Fähigkeiten, als ich, besitzen, aber an redlichem Eifer stehe ich Niemanden nach. Diese Vorurtheile gegen meine zwey Bücher, welche man, wie es scheint, dem Könige zu meinem Nachtheile mag beygebracht haben, könnten meinen Freunden gefährlich werden, wenn sie für mich sprechen wollten. Ich beschwöre sie also, nichts zu wagen, und durch ihre Verwendung für einen Mann, der ungeachtet der Demüthigung, in welche ihn Gott hat sinken lassen, ruhig und zufrieden ist, die Kirche nicht um die nützlichen Dienste zu bringen, die sie ihr leisten können."

Man hat es gesagt, und scheint es auch durchgehends geglaubt zu haben, der *Telemach* habe dem Hrn Herzog von Burgund während seiner Erziehungsperiode zu Aufgaben gedient, und aus der Zusammensetzung dieser Aufgaben habe sich endlich dieses Werk, so wie es herauskam, gebildet. Diese Vermuthung hat aber nach unserer Meinung keinen Grund für sich. Wir besitzen eine beträchtliche Sammlung solcher Aufgaben, die von der Hand F. und des Hrn Herzogs von Burgund geschrieben sind; aber in keiner einzigen kömmt eine Beziehung auf die *Abentheuer des Telemach* vor. Uebrigens darf man auch nur den *Telemach* lesen, um das Urtheil zu fällen, dafs er ein zusammenhängendes Werk, und das Resultat eines in allen seinen

Thei-

Theilen wohl berechneten Planes ist, ob er gleich nur stückweise, je nachdem nämlich F. wegen seiner Pflichten und unerläfslichen Beschäftigungen freye Muse dazu fand, ist gearbeitet worden. Eben so leicht sieht man auch ein, dafs er dem jungen Prinzen, für den er bestimmt war, nicht eher konnte in die Hände gegeben werden, als zu einer Zeit, wo er schon im Alter genug vorgerücket war, um die Gefahren jener den Königen so gewöhnlichen' und ihrer Tugend und ihrem Wohle so verderblichen Leidenschaften zu fühlen und zu erkennen. Der Hr. Herzog von Burgund war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als ihm F. für allzeit von der Seite gerissen wurde. Wahrscheinlicher Weise hatte er den Telemach in der Absicht verfertigt, um ihn dem Hrn Herzoge von Burgund im Zeitpuncte seiner Vermählung und am Schlufse seiner ganz vollendeten Erziehung zu reichen; diefs war sicher die herrlichste Lehre, und das schönste Geschenk, welches ein Erzieher einem jungen zum Throne bestimmten Prinzen machen konnte.

Die zahlreichen Manuscripte, welche sich noch vom Telemach vorfinden, und deren mehrere von der Hand F. geschrieben sind, oder doch Verbesserungen von derselben haben, zeigen es unwidersprechlich, dafs er ein zusammenhängendes Werk verfertigen wollte, ein Werk dazu geeignet, um dem Hrn Herzoge von Burgund die den Prinzen angemessensten Grundsätze der Moral, so wie die für das Völker-

kerglück günstigsten Maximen der Regierungskunst einzuschärfen.

Darf ich eine Vermuthung über den eigentlichen Zeitpunct wagen, in welchem F. seinen Telemach verfertigte, so mufs dieses zwischen den Jahren 1693 und 1694 geschehen seyn. Bey den aufserordentlichen Fortschritten des Hrn Herzogs von Burgund, und bey den grofsmüthigen und leidenschaftlichen Gefühlen, welche schon seinen Character bildeten, konnte F. voraussehen, dafs der junge Prinz, der Geist und Einbildungskraft genug an den Tag legte, um den Zauber des Styls, und die sinnreichen Dichtungen der Mythologie zu empfinden, auch der grofsen Wahrheiten empfänglich seyn würde, wenn sie ihm in einer so reizenden Form vorgetragen würden.

Zu der Voraussetzung, dafs F. an seinen Telemach in den Jahren 1697, und 1698 gearbeitet habe, ist kein vernünftiger Grund vorhanden, denn zu dieser Zeit mufste er wegen seiner langen Streitigkeiten mit Bossuet, und wegen der Vorbereitung seines Processes sich mit andern Studien, mit Untersuchungen anderer Art abgeben; mufste einen sehr lebhaften und weit ausgedehnten Briefwechsel führen, und jene grofse Anzahl von Schriften verfertigen, zu deren öffentlicher Herausgabe ihn seine Vertheidigung nöthigte. Und wirklich, wenn man die ungeheure Sammlung von Briefen überschaut, welche er auf Veranlassung dieser Controverse schrieb,

und

und von denen man doch vielleicht nur den kleinsten Theil hat aufbewahren können; wenn man die zahlreichen Manuscripte durchgeht, die er zur Rechtfertigung seiner Maximen und zur Auseinandersetzung seines Systems verfertiget hat, und von welchen seine Antworten an Bossuet nur einen schwachen Auszug enthalten; wenn man bedenket, dafs er mitten unter diesen ihm abgedrungenen Arbeiten sich mit dem feurigsten Eifer und der exemplarischen Unverdrossenheit allen Pflichten seiner Stelle, und allen Verrichtungen seines heiligen Amtes gewidmet hat, so kann man es kaum begreifen, wie er, aller seiner so natürlichen und aufserordentlichen Leichtigkeit ungeachtet, doch noch die nöthige Zeit und Freyheit des Geistes finden konnte, um einer so grofsen Menge der verschiedensten Gegenstände gewachsen zu seyn. Dabey mufs man sich noch erinnern, dafs, wie er es oft in seinen Briefen erwähnt, sein Herz bey dem Unglücke seiner Freunde zu tief verwundet war, als dafs er sich damit hätte beschäftigen können, in jenen sanften und lachenden Gemälden von Frieden, Glück und Unschuld, die so oft im Telemach vorkommen, sich Trost und Zerstreuung zu verschaffen.

Fodern wird man von uns sicher nicht, dafs wir hier von dem Werthe eines Buches reden sollen, über welches sich schon über ein Jahrhundert die Bewunderung scheint erschöpft zu haben, und von dem alles schon gesagt ist, was gesagt werden könn-

te.

te. Was könnte man dem Urtheile hinzufügen, welches man gleich bey seiner ersten Erscheinung über dieses fällte? *Wenn das Glück der Menschheit durch ein Gedicht könnte bewerkstelliget werden, so würde es durch den Telemach geschehen*, sagte der Abbé Terrasson. *Glücklich würde die Nation seyn, für welche sich einstens aus diesem Werke ein Telemach und ein Mentor bilden könnten*, so schrieb Hr. von Sacy, als er 1716 die Bestätigung der ersten correcten Ausgabe des Telemachs unterzeichnete. Wie könnte man einen herrlichern Lobspruch für ein Buch finden, welches sein Verfasser den Königen zum Unterricht, und den Völkern zum Glücke geschrieben hatte? Wir wollen über den allgemeinen Enthusiasmus, den der Telemach erregte, nur eine einzige Bemerkung anführen, welche uns vielleicht auch die Ursachen desselben entdecken dürfte.

Als im Anfange des 16ten Jahrhundertes die Urheber der Reformation das Ansehen der römischen Kirche über den Haufen werfen wollten, so geriethen sie durch den Erfolg ihrer religiösen Neuerungen dahin, dafs sie die Thronen der Könige und alle bestehenden Staatsverfassungen zu zertrümmern suchten; ihr politisches System hing mit ihren theologischen Meinungen zusammen. Man sah daher zu dieser Zeit alle jene stürmischen Theorien von Volks-Souveränität aufleben, welche man einigen kleinen Städten Griechenlands abgeborgt hatte. Die Geschichte des langwierigen Elendes,

wel-

welches diese anarchischen Lehren über ganz Europa verbreiteten, ist allgemein bekannt. Durch eine blutige Erfahrung klug gemacht, hatten die Völker so verderblichen Träumereyen entsagt, und theils stillschweigend, theils ausdrücklich eingestanden, dafs es keinen schlimmeren und gefährlichern Souverän giebt, als den Pöbel. Sie wufsten, nachdem sie von ihrem langen Rausche wieder zur Besonnenheit gekommen waren, nirgends Ruhe und sicheres Glück zu finden, als unter dem schützenden Schatten eines mächtigen und geachteten Thrones. So hatte das königliche Ansehen, selbst durch die Anstrengungen, es zu zernichten, gröfsere Stärke erhalten, und in Frankreich haben die Protestanten, wie man ohne Scheu sagen kann, durch ihre aufrührische Bewegungen viel dazu beygetragen, um die Macht Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. auf jene Höhe zu treiben, auf welcher sie uns die Geschichte erblicken läfst. Diefs ist das nothwendige und untrügliche Resultat aller politischen Krämpfe; alle Regierungen von Europa athmeten wieder friedlich seit 50 Jahren, und keine innere Empörungen störten die Harmonie ihrer Glieder. Es liegt in der Natur aller menschlichen Einrichtungen, dafs, weil sie von Menschen gehandhabt werden, sie stets Mifsbräuchen ausgesetzt sind; und eben so natürlich ist es für die Menschen, dafs diese Mifsbräuche ihnen immer mehr auffallen, als die Unmöglichkeit, eine von denselben gänzlich befreyte Staatsverfassung

zu schaffen, oder als die Gefahren, mit welchen die dagegen zu ergreifenden Maafsregeln verbunden sind.

Niemand hatte Lust, die aufrührischen Maximen, welche von den Glaubens-Verbesserern des 16ten Jahrhundert über ganz Europa waren ausgestreuet worden, neuerdings hervorzurufen; die derbe Warnung war noch zu frisch; Fenelon war zu weise und zu aufgeklärt, als dafs er dem Pöbel die Sorge für sein eignes Wohl hätte überlassen sollen; dem Herzen der Könige glaubte er die Sache der Völker anempfehlen zu müssen. Er suchte das öffentliche Wohl auf die volleste und unbegränzteste Gewalt der Monarchen dadurch zu bauen, dafs er ihnen zeigte, wie unzertrennlich ihr Ruhm und eigner Vortheil mit dem Glücke ihrer Unterthanen verbunden sey. Nach F. Dafürhalten sollten sogar dem Volke seine Lehren für die Könige verborgen bleiben; denn er fürchtete, es möchte der Unterthanenpflicht vergessen, wenn es von den Pflichten der Könige würde sprechen hören. Die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts hatten dadurch den rohen Haufen zum Aufruhr gereizet, dafs sie ihm in ihren mordbrennerischen Schriften schimärische Rechte beylegten, und es über Gehorsam zu vernünfteln lehrten. Blos dem Ohre der Könige ver- E seine Wünsche und Maximen an: die Un- ten nach ihm ihre Könige als Bilder nd die Könige sich als Väter ihrer

Un-

Unterthanen ansehen; darauf läuft wirklich die ganze Politik Telemachs hinaus.

Diese Politik, welche den aufrührischen, für ganz Europa fünfzig Jahre lang so verderblichen Maximen entgegengesetzt war, diese für Könige und Unterthanen gleich günstige Politik wurde mit gröfstem Entzücken von allen Nationen aufgenommen; die Freunde der Tugend erblickten zu ihrer Verwunderung hier das erstemahl die glückliche Uebereinstimmung der Politik mit der Moral; tiefdenkende Köpfe fanden in den von F. dargelegten ganz einfachen Ansichten und Mitteln jenes richtige Maafs von Vernunft und Mäfsigung, vermöge dessen es den Regierungen möglich wird, das Glück der Menschheit zu befördern, ohne ihr Ansehen oder die öffentliche Ruhe gefährden zu müssen. Den Königen konnte eine Lehre keine Bedenklichkeiten machen, die ihnen alle ihre Gewalt liefs, und sich nur darauf beschränkte, die Sache der Völker ihrer Tugend und Gerechtigkeit zu empfehlen. Gerühret, voll Dankes und froher Hoffnungen blickten die Franzosen auf jene ruhigen und seligen Tage hin, welche sie einst unter dem glücklichen Zepter des Zöglings von Fenelon leben würden.

Dieses waren wirklich die allgemeinen Eindrücke, welche Telemach bey seiner Erscheinung hervorgebracht hat. Hätte man Ludwigen XIV. aus Hinderlist oder Eigennutz nicht die Meinung beygebracht, dafs F. in diesem Werke seine Regie-

rung scharf und bitter habe tadeln wollen, so würde es wahrscheinlicher Weise Niemanden eingefallen seyn, in denselben Anspielungen zu suchen, an die der Verfasser nie dachte. Bemerken mufs man noch, dafs F. den Telemach weder für seine Zeitgenossen, noch für die Nachwelt bestimmt hatte; er war über den eiteln Durst nach literärischem Ruhme erhaben; leidenschaftlich war seine Liebe für Tugend und öffentliches Wohl, ohne sie eben zur Schau auszustellen. Dieses Werk, eine Quelle so vieles Ruhmes und so grofser Leiden für ihn, sollte als ein Geheimnifs mit dem Herzoge von Burgund und seinem Lehrer absterben. Hätte der unredliche Abschreiber nicht das Zutrauen des Erzbischofes von Cambrai verrathen, so ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, dafs man erst beym Tode des jungen Prinzen den Telemach in dessen Schatulle würde entdecket, und ihn Ludwig XIV. eben so, wie eine grofse Menge anderer dergleichen Papiere, würde verbrennet haben.

Der Verfasser des Telemach dachte auf keine andere Anspielungen, als auf solche, welche sich beym ersten Blicke dem Hrn Herzoge von Burgund ungezwungen darstellen, und ihm die natürlichen Fehler seines Characters entdecken sollten. Der Lehrer kannte ganz den durchdringenden Geistesblick seines Zöglinges, und nöthigte ihn, in dem Bilde der unklugen Schritte, über welche Mentor dem Telemach so oft Vorwürfe machte, sich selbst

ken-

kennen zu lernen; auch wuſste er, wie anziehend und reizend für ihn jene sanften und schimmernden Dichtungen waren, mit welchen die Einbildungskraft der Alten die Moral zu verschönern verstand.

Durch diesen glücklichen Kunstgriff, die strengsten Wahrheiten in den Zauber und Wohlklang eines dichterischen Styls einzukleiden, gelang es ihm, dieselben einem empfindsamen und leidenschaftlichen Herzen desto leichter einzuflöſsen. Da F. seinen jungen Helden sogar in Augenblicken, wo er sich durch Unerfahrenheit des Alters, und durch das Aufbrausen der Leidenschaft zu erheblichen Fehlern hinreissen läſst, auf einer liebenswürdigen und interessanten Seite darzustellen weiſs, so bewirkte er dadurch, daſs das Auge des Hrn Herzogs von Burgund auf diesem treuen Gemälde seiner Schwachheiten und Verirrungen mit weniger Widerwillen weilte. Wir haben uns bey diesen Bemerkungen nur deſswegen aufgehalten, um zu zeigen, wie wenig Grund man zu der Voraussetzung habe, als habe F. die Absicht gehabt, Ludwig XIV. scharf zu tadeln, oder als habe er sich aus einem lächerlichen Ehrgeize den Königen zum Lehrer vor den Augen des Publicums aufdringen wollen.

Als aber bey dem Kriege über die spanische Thronfolge das Glück Ludwigen XIV. abhold geworden war, und Frankreich in der äuſsersten Gefahr schwebte, eine Beute seiner Feinde zu werden,

so brachen bey dem allgemeinen Mifsvergnügen und Elende die lauten Klagen aus, dafs dieser Monarch eine solche lange Reihe von Drangsalen durch den Mifsbrauch seiner Macht und seine despotischen Regierungsgrundsätze herbeygeführet habe. Mit einer bitteren Freude stellte man dann die bejammerungswürdigen Erfolge so vieler Gröfse und Herrlichkeit neben den Maximen von Sanftmuth, Mäfsigung und Oekonomie, welche Mentor seinem Telemach so oft anempfohlen hat. Die feindlichen Mächte suchten selbst durch ihre Bewunderung für Telemach diese gramvolle Stimmung der Franzosen zu nähren; man kann sogar annehmen, ohne sich einer Ungerechtigkeit oder zu grofsen Strenge verdächtig zu machen, dafs an den aufserordentlichen Ehren, welche sie mit so sichtbaren Zwange F. erwiesen, ihr Hafs gegen die Person Ludwigs XIV. mehr Antheil hatte, als ihre Achtung für den Erzbischof von Cambrai. Dieser Prinz hatte die Schwachheit, den Telemach als eine für seine Person beleidigende Schrift anzusehen; und seine Feinde glaubten, wegen seiner Abneigung gegen dieses Buch berechtigt zu seyn, ihm bittere Vorwürfe zu machen, Vorwürfe, deren Gerechtigkeit er etwas unbesonnen durch seinen langwierigen Unwillen gegen den Verfasser anerkannt zu haben schien.

Vielleicht ist man noch weit mehr zu dem Gedanken befugt, dafs F. dadurch, dafs er die Politik auf Religion, Gerechtigkeit und Mäfsigung gründe-

te,

te, sich ein Verdienst um die ganze Menschheit erworben zu haben schmeichelte, besonders nach dem durch ein Zusammenwirken von Umständen, welches er weder vorhersehen, noch aufhalten konnte, der Telemach öffentlich erschienen, und in ganz Europa verbreitet war. Der allgemeine Beyfall, mit welchem man die Grundsätze und Politik Mentors in allen Ländern und Regierungen aufgenommen hatte, schien ihm die Weisheit und Nützlichkeit derselben zu verbürgen, und mufste einen für ein tugendliebendes Herz stets theuren Wahn in ihm unterhalten. Da er das lebhafte Interesse bemerkte, welches Leute aus allen Classen an der Moral des Telemach zu nehmen schienen, so bereicherte er seine erste Arbeit noch mit einigen wenigen Zusätzen, die aber erst nach seinem Tode erschienen, und sich zuerst in der vom Marquis von Fenelon Ludwigen XV. zugeeigneten Ausgabe vom J. 1717 vorfinden. Man weifs, dafs die unzähligen Ausgaben, die seit dieser Zeit herausgekommen sind, treu nach jener von 1717 abgedruckt sind: keinen dieser Zusätze findet man aber in einer jener Ausgaben, die zwischen 1699 und 1717 veranstaltet wurden; sie befinden sich nicht einmahl in dem Original-Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek. Diese schätzbaren Zusätze, geschrieben von der Hand Fenelons, mit zahlreichen Verbesserungen gleichfalls von seiner Hand, haben wir im Original.

Unter denselben kömmt Anfangs derjenige vor,

der sich auf die bedenkliche Frage von dem Einflusse der Fürsten in die Religionsgegenstände bezieht. Wir wollen ihn hier ganz hersetzen, weil er sich durch Bestimmtheit, und die weisen, lichtvollen und fruchtbaren Maximen, welche F. in wenigen Worten aufstellt, so sehr auszeichnet.

„Idomenes, der die Abreise Telemachs und Mentors befürchtete, suchte sie nur zu verzögern; er stellte dem Mentor vor, zwischen Diophanes, dem Priester des Jupiter-Erhalter, und Heliodor, einem Priester von Apollo habe sich über die Vorbedeutungen, die man aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Thiere ziehe, ein Zwist erhoben, den er ohne ihn nicht zu schlichten im Stande sey. Warum, gab ihm Mentor zur Antwort, mischten Sie Sich dann in heilige Dinge? Ueberlassen Sie die Entscheidung den Hetruskern, welche die beständige Uebergabe der alten Orakelsprüche besitzen, und von oben herab erleuchtet werden, um die Dollmetscher des Willens der Götter zu seyn. Brauchen Sie Ihr Ansehen blos dazu, um solche Streitigkeiten in ihrer Geburt zu ersticken! Lassen Sie an Sich weder Partheylichkeit noch eine vorgefafste Meinung erblicken! Befriedigen Sie Sich damit, dafs Sie die Entscheidung, sobald sie ertheilet ist, kräftig unterstützen! Erinnern Sie Sich, dafs ein König der Religion unterworfen seyn, sich aber nicht herausnehmen soll, Einrichtungen in derselben zu treffen: die Religion kömmt von den Göttern. Wenn sich

die

die Könige, statt sie in Schutz zu nehmen, in dieselbe einmischen, so werden sie sie zur Sclavinn machen. Die Könige sind so mächtig, und die anderen Menschen so schwach, dafs alles in Gefahr kömmt, nach der Laune der Könige gedrehet zu werden, wenn man sie an Fragen, die sich auf heilige Dinge beziehen, Antheil nehmen läfst. Lassen Sie also den Freunden der Götter die volle Freyheit zur Entscheidung, und schränken Sie Sich darauf ein, diejenigen im Zaume zu halten, die sich dem von denselben gegebenen Ausspruche nicht unterwerfen wollten.“

Die folgenden in unserem Original-Manuscripte befindlichen Zusätze, welche in dem Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek, so wie in allen vor 1717 gedruckten Ausgaben fehlen, handeln: 1) Von dem Mifsbrauche der Appellation in bürgerlichen Streitigkeiten. 2) Von der grofsen Leichtigkeit der Fürsten, ihre Macht dazu eintreten zu lassen, dafs den von ihnen begünstigten Höflingen die Hand reicher Erbinnen zu Theil werde. 3) Von der Ungerechtigkeit der Prinzen, wenn sie ihre Macht dazu mifsbrauchen, dafs sie sich wirkliche oder erdichtete Rechte über die Länder ihrer königlichen Gränznachbarn beylegen, und mit den Waffen in der Hand sich zu Richtern in ihrer eignen Sache aufwerfen.

Die zwey folgende Zusätze enthalten den reizenden Auftritt, wo Idomenes die Antiope nöthigt, vor Telemach zu singen, und die Erzählung von je-

 ner

ner Jagd, auf welcher Telemach der Antiope das Leben rettet.

Eine rührende Episode, die gleichfalls dem Manuscript der kaiserlichen Bibliothek und allen Ausgaben vor 1717 mangelt, ist die Geschichte, welche ein phaeazischer Greis dem Telemach von Kleomenes dem Phrygier erzählt, der durch ein trauriges Verhängnifs von einem Königreiche zu dem andern flüchtig gehen mufs. Dieser Kleomenes ist Ulysses selbst, dem die weise Minerva den Trost versagt, sich seinem Sohne zu erkennen zu geben. Diese Episode, welche ein so sanftes Gefühl von Wehmuth und Mitleiden erreget, scheint defswegen von F. ersonnen worden zu seyn, um in der Seele des Lesers jene Art von zärtlicher Rührung zu hinterlassen, durch welche das Gedicht bis zu seiner glücklichen Entwickelung stets anziehend bleibt.

Noch wollen wir auch bemerken, dafs F., als er seinem Werke die letzte Feile gab, dem religiösen Character seines weisen Mentors dadurch Vollendung gab, dafs er voraussetzte, Minerva habe nicht eher darein gewilliget, sich vor dem Auge eines Sterblichen in dem ganzen Glanze ihrer Gottheit sehen zu lassen, als nachdem ein Opfer vorhergegangen war. Die kurze Beschreibung dieses Opfers findet sich in keiner Ausgabe vor 1717; nicht einmahl unter den Originalzusätzen, die wir in Händen haben, und auch nicht in dem Manuscript der

kai-

kaiserlichen Bibliothek; sie kömmt nur in einer Abschrift vor, die wir *ein Original* nennen können, und über welche wir Auskunft zu geben haben. Es ist vielleicht nicht uninteressant, wenn man bemerket, wie F. noch lange Zeit nachher, als schon die Erziehung des Hrn Herzogs von Burgund vollendet war, sich mit der Vervollkommnung des Telemachs beschäftigte.

Gleich am Titel dieser Original-Abschrift liest man, dafs sie von Fenelonen durchgesehen und verbessert ward. Wirklich kann man auch die zahlreich angebrachten Verbesserungen nicht als blofse Berichtigungen der Fehler des Abschreibers ansehen, sondern sie müssen die Arbeit des Verfassers selbst seyn, denn es sind veränderte Ausdrücke, Ausstreichungen von wiederholten Worten, frisch angefangene Zeilen, zuweilen ganze Perioden, die besser in das Ohr fallen, als die weggestrichenen.

Nach dieser *Abschrift*, welche in 24 Bücher abgetheilet ist, hat vermuthlich der Marquis von Fenelon seine Ausgabe von 1717 veranstaltet, weil in ihr Telemach zuerst in 24 Büchern bestehend vorkömmt. Er giebt auch selbst im Vorberichte zu dieser Ausgabe von 1717 die Nachricht, dafs der Erzbischof von Cambrai den Telemach nach dem Muster der Iliade in 24 Bücher eingetheilet habe.

Wir haben schon gesagt, dafs das Original-Manuscript der kaiserlichen Bibliothek, welches ganz von

der

der Hand F. ist, keine Abtheilung in Bücher, Gesänge, oder Theile habe.

Aeusserst schätzbar wird unsere *Original*-Abschrift durch einen wichtigen Zusatz, den wir sonst nirgends gefunden haben, und der für das Andenken Fenelons sehr ehrenvoll ist: er befindet sich im 12ten Buch dieser Abschrift, und beginnt mit folgenden Worten: „Alsdann konnte sich Telemach nicht enthalten, dem Mentor einige Verwunderung, ja sogar einige Verachtung für das Betragen des Idomenes zu bezeigen“ und endigt so: „Mentor machte durch dieses Gespräch dem Telemach begreiflich, wie leicht man sich der Gefahr, ungerecht zu werden, aussetze, wenn man sich zu einem strengen Tadel gegen andere Menschen, und vorzüglich gegen solche hinreifsen lafse, welchen das so schwere und verwickelte Regierungsgeschäft obliege; darauf sagte er ihm, es ist nun Zeit, dafs wir abreisen. — Behüte Sie Gott.“

Dieser ganze Zusatz nimmt sechs Seiten in unserer Original-Abschrift ein, und ist von einer anderen Hand, als der übrige Theil der Abschrift. Am Rande desselben liest man die merkwürdige Note: „Der Hr. Erzbischof von Cambrai hatte diesem von ihm durchgesehenen und verbesserten Exemplar eigenhändig dasjenige beygefüget, was man hier auf verschiedenem Papier, und von einer fremden Hand geschrieben sieht; nachdem man aber das von Hrn von Cambrai ganz und eigenhändig geschriebene

Ori-

Original wieder bekommen hat, so hat man aus demselben dieser Abschrift diesen ihr fehlenden Zusatz beygesetzet.“

Bemerken müssen wir ferner, dafs F. diesen Zusatz erst lange Zeit nach jenen, von denen wir schon gesprochen haben, gemacht hat; denn die Zusätze zu dem XXIII. und XXIV. Buche finden sich in unserer *Original*-Abschrift, und zwar von der nämlichen Hand, als der Ueberrest der Abschrift. Allein zu Folge der Note, die wir eben so abgeschrieben haben, hat Fenelon unserer Original-Abschrift den so wichtigen Zusatz zum XII. Buche mit eigner Hand beygefüget.

Wir gaben oben diesen Zusatz zum XII. Buch für äusserst merkwürdig aus; er vertritt wirklich die Stelle der stärksten und prächtigsten Schutzschrift für F. gegen die niedrigen Verläumder, welche sich herausnahmen, den Telemach in eine Satyre auf Ludwig XIV. umzuwandeln. F. übernimmt in demselben die Vertheidigung der Könige, die man so oft eben so ungerecht als bitter verdammt, er hebt hier mit den rührendsten Farben die grofsen Eigenschaften Ludwigs XIV. unter dem Namen von Idomenes hervor; er entschuldigt hier mit eben so vieler Mäfsigung als Billigkeit die Verirrungen und Schwachheiten, welche das Loos der Menschheit sind, und von denen Könige eben so wenig, als die andern Sterblichen befreyet sind.

„Können Sie dann, sagt Mentor zum Telemach,

da-

darüber staunen, dafs auch die achtungswürdigsten Menschen noch Menschen sind, und dafs sie unter den unzähligen Versuchungen des königlichen Glanzes noch einige Ueberreste der menschlichen Gebrechlichkeiten an sich erblicken lassen? Wahr ist es, Idomenes hat dem Prachtaufwande und einem hochfahrenden Wesen zu sehr nachgehängt, *aber welcher Philosoph hätte sich der Schmeicheley erwehren können, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre*? Wahr ist's, er hat sich von denjenigen, die sein Vertrauen hatten, zu viel einnehmen lassen: aber die weisesten Könige werden oft betrogen, wenn sie auch noch so sehr dagegen auf ihrer Huth sind. Ein König kennt die Menschen, die um ihn herum sind, weit weniger, als die Privatleute; man verstellt sich stets in seiner Gegenwart; man erschöpft alle ersinnliche Kunstgriffe, um ihn zu hintergehen. *Leute, welche heute die Könige so unbarmherzig tadeln, würden morgen lange nicht so gut regieren, als sie; ja die nämlichen und noch unendlich gröfsere Fehler machen, wenn man ihnen die nämliche Gewalt einräumen würde.* Die ganze Welt hat zu jeder Stunde auf einen einzigen Menschen ihr Auge gerichtet, und beurtheilet jeden seiner Schritte mit Strenge; allein, die ihn richten, haben keine Erfahrung von der Lage, in der er sich befindet; sie kennen die Schwierigkeiten derselben nicht; sie wollen, er soll kein Mensch mehr seyn, so viele Vollkommenheit fodern sie von ihm. Ein König, mag er noch so gut und

wei-

weise seyn, bleibt immer ein Mensch, sein Verstand hat Gränzen, wie seine Tugend. *Dieses* ist das Loos der aufgeklärtesten und tugendhaftesten Könige; die längsten und besten Regierungen sind zu kurz und zu unvollkommen, um das am Ende wieder gut zu machen, was man, ohne es zu wollen, am Anfange verdorben hat. Der königliche Stand ist allem diesen Elende unterworfen. Man muſs die Könige bedauern und entschuldigen. Um es nur frey herauszusagen, die Menschen sind zu beklagen, daſs sie sich von einem Könige müssen regieren lassen, der ein Mensch, wie sie, ist: *Götter würden dazu erfoderlich seyn, um die Menschen wieder zurecht zu bringen. Ich gestehe es, Idomenes hat groſse Fehler gemacht; aber Sie werden in ganz Griechenland und in allen auch am besten eingerichteten Staaten keinen König finden, der richt auch in unverzeihliche Versehen gesunken wäre. Ungeachtet aller Ausstellungen, die ich an ihm gemacht habe, ist Idomenes von Natur aus aufrichtig, gerade, billig, groſsmüthig, wohlthätig. Persönlichen Muth besitzt er in höchstem Grade; jeden Betrug verabscheut er, wenn er ihn kennen lernt, und sich frey der natürlichen Wahrheitsliebe seines Herzens überläſst: alle seine äusseren Gaben haben etwas groſses, und stehen mit seiner Stelle in richtigem Verhältnisse.*“

So drückte sich F. über Idomenes oder vielmehr über Ludwig XIV. in der Stille seines Studierzimmers, ja innerhalb seines Herzens aus. Es lag nur

an ihm, dieser Schutzschrift für Ludwig XIV. eine Publicität zu geben, durch welche alle Betrügereyen und Verläumdungen der Ankläger Telemachs öffentlich wären aufgedecket worden. Die unzähligen Ausgaben dieses Buches, welche noch zur Lebenszeit seines Verfassers über ganz Europa verbreitet waren, bothen ihm das leichteste Mittel dazu dar: aber ein richtiges und feines Ehrgefühl, vielleicht sogar ein edler Stolz erlaubten es ihm nicht, sich zu seiner Rechtfertigung herabzulassen; er scheute sich, auch da, wo er vollkommen Recht hatte, den Schein eines Schmeichlers zu haben; er wollte sich dem Verdachte nicht blos geben, als strebte er wieder der vorigen Hofgunst nach, wenn er gleich nur die Wahrheit sagte; Fenelon schrieb diesen Zusatz blos für diejenigen, welche ihn und Ludwig XIV. überleben würden, und er erreichte seine Absicht.

Vielleicht ist man begierig, das Urtheil Bossuets über den Telemach zu erfahren. Dieses Werk ist, wie wir es schon oben gesagt haben, im J. 1699 erschienen, und also zu einer Zeit, wo B. wenig dazu aufgeleget war, Schriften, die von F. kamen, günstig zu beurtheilen; nur einige wenige Worte sagt er von Telemach in einem Schreiben an seinen Neffen vom 18ten May 1699. Er meldet ihm: „der Telemach des Hrn von Cambrai ist unter dem Namen des Sohnes vom Ulysses ein belehrender Roman für den Hrn Herzog von Burgund. Ueber dieses Werk sind die Köpfe getheilet: bewundert wird

es

es von der Cabale; aber der übrige Theil der Menschen findet es nicht ernsthaft, und eines Priesters nicht würdig genug.“ Dieses Urtheil wird man für strenge halten; doch würde man Unrecht haben, wenn man es blos der üblen Stimmung, in der sich B. seit einigen Jahren gegen F. befand, zuschreiben wollte; oder gar einer Abneigung, welche in dem Augenblicke, wo dieser Brief geschrieben ward, vielleicht den höchsten Grad erstiegen hatte.

Aber man muſs Anfangs bemerken, daſs B., als er sich so ausdrückte, von dem Telemach nichts weiter kannte, ja nicht mehr kennen konnte, als nur denjenigen Theil der Abentheuer, welche ihm während seines Aufenthaltes auf der Insel Calypso beygelegt werden. Wir haben schon gesagt, daſs die erste Ausgabe an der 208ten Seite unterbrochen wurde. B. wuſste also noch nichts von dem moralischen und politischen Theile dieses Werkes, weil dieser sich erst nach der Abreise Telemachs von der Insel der Calypso zu entwickeln beginnt. Dieser ganze Theil kam das erstemahl in Holland im Monathe Junius im Drucke heraus.

Ferner war B. von Natur aus sehr strenge; er hatte sich so viele Jahre lang nur mit den wichtigen und ernsthaften Studien der Religion beschäftigt, und seines Alters und seiner Gebrechlichkeiten wegen dachte er zu dieser Zeit stets über die Ewigkeit nach. Aus Character und Gewohnheit hatte er also zu dergleichen Zerstreuungen wenig Neigung,

gung, welche sich doch selbst die tugendhaftesten Männer hie und da auf dem Gebiethe der schönen Literatur machen können. Man weifs auch, dafs B. von jeher einen auffallenden Widerwillen gegen die Dichtungen der Mythologie geäussert hat, und dem Santeul oft die strengsten Verweise darüber gegeben hat, dafs er sich der aus diesen Fabeln entlehnten Ausdrücke und Namen zu viel bediente. In einem seiner Briefe an Santeul vom 19ten September 1690 liest man: „Ich liebe die Fabeln nicht: seit so vielen Jahren mit der h. Schrift, diesem Schatze aller Wahrheit, vertraut, finde ich eine grofse Leere in diesen Dichtungen des menschlichen Geistes, und diesen Früchten seiner Eitelkeit. Doch, wenn man dieselben nur als eine figürliche Sprache braucht, um das auf eine lebhaftere Weise auszudrücken, was man Andern deutlich machen will, besonders wenn diese an eine solche Sprache gewöhnt sind, so mufs man mit einem christlichen Dichter Nachsicht haben, weil er sich derselben nur aus einer Art von Nothwendigkeit bedient. In dem nämlichen Briefe heifst es noch: „Er habe seit langer Zeit den Virgil und Horaz zu lesen aufgehört.“ *)

Es

*) Bossuet verzieh es sogar dem Santeul nicht, dafs er in seine entzückende Schilderung von den Gärten zu Versailles die Pomona und ihre Nymphen aufgenommen hat. So fein und so voller Anmuth auch dieses Stück ist, so konnte es

doch

Es wird vielleicht etwas auffallend scheinen, dafs Bossuet sich mit solchen Unwillen gegen die Dichter doch den strengen Ernst des Bischofs von Meaux nicht entwaffnen: er hätte gerne gesehen, dafs Santeul seine bewunderungswürdigen Talente nur dafür verwendet hätte, um in den Tempeln die Allmacht des Schöpfsrs und die Wunder der Religion zu besingen. Voll Reue und Demuth überreichte daher der Dichter dem Prälaten einen Aufsatz in Versen, den er seine Kirchenbufse nannte. An die Stirne dieses Aufsatzes hatte er einen kleinen Kupferstich setzen laseen, auf welchem Bossuet in seinem Pontificalkleidern, Santeul aber, vor ihm auf den Knieen liegend, vorgestellt ist, wie er Kirchenbufse thut, und alle seine profanen Verse in ein grofses Feuer wirft. Aber selbst in diesem Aufsatze, wo Santeul allen Göttern der Fabel Vergessenheit schwöret, reifst ihn die Fertigkeit seines Genies unwillkührlich fort; selbst da, wo er sagt, er werde nie mehr die mythologischen Götter Namen, Pomona, Venus, die Zephyren, Jupiter und Juno, Tartarus, und den Acheron aussprechen, kommen in seinen Versen die Nymphen und die Castalische Quelle immer wieder zum Vorschein. Der ernsthafte Bossuet mufste selbst über ein so seltsames Bekenntnifs des bekehrten Santeul lächeln; vielleicht fand er auch den Dichter entschuldigt und gerechtfertigt genug durch folgende Verse in dem nämlichen Aufsatze:

Conveniunt aliquando leves post Seria ludi;
Inde animos capit, et dulci recreata labore
Mens ad opus longe redit acrior, et sua Musis
Otia sunt.

Den Ernst mit leichten Spielen unterbrechen,
Frommt dem Gemüthe, und Zerstreuung stärkt
Den Geist zu weit'rer Arbeit; auch die Musen
Geniefsen Mufse.

ter und ihre sinnreichen Schöpfungen erklären mochte, da doch seine eigne Sprache und Gedanken durch ihre Erhabenheit, Pracht und Harmonie dem dichterischen Style so nahe stehen: allein Bossuet hatte alles blos seinem Genie zu verdanken, und wenn zuweilen sein Styl bis zur Begeisterung sich hebet, so war dieses der Erfolg seines steten Studiums der h. Schrift.

Es hielt also schwer, dafs Telemach, der ganz nach dem Plane der Odyssée gearbeitet war, und für welchen Fenelon einen so glücklichen und glänzenden Gebrauch von dem ganzen Reichthume der Fabel gemacht hatte, vor dem Ernste Bossuets Gnade hätte finden sollen. Aber eben defswegen hatte F. mehr Nachsicht für die Verse des Santeul, als der Bischof von Meaux: er schrieb ihm über seine *Kirchenbufse*: „So ein guter Freund ich auch von Ihrer Pomona bin, so bin ich doch darüber entzücket, dafs sie wegen ihr *Kirchenbufse* gethan haben, denn dieses letzte Werk ist sehr schön. Sie reden hier von dem Worte Gottes mit erhabener Pracht; der Dichter wird Theologe; er ist der wahrhafte Seher (Vates); er ist ein Mann, der über göttliche Dinge wie begeistert spricht. *Machen Sie also so viele Pomonen, als Ihnen beliebt*, nur dafs sie dann eben so *viele Kirchenbufsen* folgen lassen. *Uns wird so ein doppelter Vortheil, das Verbrechen und die Genugthuung.*

Aus einem andern Briefe F. sieht man, dafs selbst der ernstere Abbé Fleury bey den muthwilli-

gen

gen Scherzen Santeul's sich des Lächeln nicht enthalten kounte *). „Voll Rührung und Anmuth haben Sie den Schmerz Ihres Damons gemahlet; hier ist alles rein und Virgilisch; wie Virgil lassen Sie ihre Flöte ertönen:

Agrestem tenui meditaris arundine musam.

Der Herr Abbé Fleury, für dessen Censorernst (censoriam gravitatem) Ihnen leid war, läfst Ihnen Ihre Sylphen und Najaden ohne Gewifsensscrupel hingehen.“ **)

Als F. dem Santeul zu einer eben verfertigten Hymne Glück wünschte, so setzte er scherzweise dazu: „Der Hr. Bischof von Meaux kann sich nicht mehr über das Einmischen der falschen Götter beklagen, es müfste ihm dann noch einfallen, Ihnen zu sagen, dafs Sie Ihre Heilige gerade so wie Virgil die Juno, sprechen lassen. Was mich betrifft, so habe ich Ihre Verse gierig gelesen, und meine Lust war so stark, dafs ich im Lesen derselben nicht

eher

*) Brief Fenelons an Santeul über dessen Gedicht: Damon und Argon.

**) Der gute Abbé Fleury schrieb an Santeul: „Er erlaube ihm seinen Eid zu brechen, und den Mars und die Bellona wieder zu nennen, um den Sieg bey Fleurus zu besingen: doch setzt er wieder etwas scrupulös dazu: „Aber Sie werden auch noch Stoff genug finden, wenn Sie blos den Herrn der Heerschaaren nennen wollen. Schreiben vom 3ten Julius 1690.

eher aufhören konnte, als bis ich am Ende war. Wenn Sie nichts mehr neues schreiben sollten, so fühlt man sich geneigt zu sagen:

Cur pendet tacita fistula cum lyra? *)
Spiritum Phoebus *tibi*, Phoebus artem
Carminis, nomenque dedit poetae.“ **)

Wenn man aus diesen Briefen sieht, dafs F. stets vielen Geschmack für die schönen Wissenschaften beybehielt, wenn sich sogar in seinen gleichgültigsten Briefen Feinheit und Anmuth nicht verkennen lassen, so kann man sich leicht erklären, warum B. den Telemach so strenge beurtheilte. Die Verschiedenheit ihres Geschmacks konnte auch ihren Grund in der Verschiedenheit ihres Characters haben; an unseren Urtheilen haben unser Herz und unsere Gewohnheiten sehr oft weit mehr Antheil, als unsere Vernunft und unser Geist.

Ueber den Telemach kamen gleich bey seiner Erscheinung zwey Kritiken heraus, die aber heute eben so vergessen sind, als ihre Verfasser ***).

Man machte der *Prose des Telemachs* den Vorwurf, dafs sie *etwas schleppend sey* ****). Allein der Hr. v. Laharpe †) bemerket: „der eigentliche Cha-

rac-

*) Carm. L. III. Ode 19. Horat.

**) Carm. L. IV, Ode 6. Horat.

***) Faydit und Gueudeville.

****) Voltaire.

†) Cours de Litterature. Tome VII. p. 222.

nacter eines Werkes wie Telemach, besteht nicht in dem scharfbestimmten Ausdrucke; denn, wenn es gleich, weil ihm der Versebau mangelt, kein wahrhaftes Gedicht ist, so nähert es sich doch durch seinen Umfang, durch seine Dichtungen, und durch sein dichterisches Colorit den vorzüglichsten Eigenschaften der Epopoe. Hier mufs eine ungezwungene und doch weise Fülle, ein Styl voll Wohllaut, der zwar bindend, doch nicht gedrängt und abgebrochen ist, vorherrschend seyn, und alles dieses ist dem Telemach eigen: es scheint sogar, dafs F. in diesem Werke sich vor der Weitschweifigkeit, die man ihm anderwärts vorwirft, zu hüten wufste *). Als ein glücklicher Nachahmer der Alten, die er ganz inne hatte, näherte er sich zu gleicher Zeit dem Reichthume Homers und der weisen Mäfsigung Virgils.

Andere Kritiker hätten gerne gesehen, wenn seine moralischen und politischen Ideen mehr Tiefe hätten. Sie dachten nicht daran, dafs der Verfasser des *Telemachs* anders schreiben mufste, als der Verfasser vom *Geiste der Gesetze*. Bey jeder Gattung von Schriften mufs der Character des Styles dem Inhalte derselben angemessen seyn. Was bey einem Bu-

*) Wem darum zu thun ist, ein richtigeres Urtheil über Telemach zu vernehmen, der lese, was Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit B. VI. S. 166. darüber sagt. (A. d. Ueb.)

Buche über die Gesetze gründlich und stark ist, würde an einem Werke, welches Moral und Einbildungskraft vereiniget, trocken herauskommen. Das eine mufs die Vernunft in ihrer ganzen Stärke wirken lassen: denn es will blos unterrichten, und Nachdenken erregen: das andere mufs vor allem dahin streben, seinen Unterweisungen Anmuth und Reiz zu verschaffen, denn es will gefallen, um zu überreden. Die Grundsätze über das Staatenrecht, die Politik und die Gesetzgebung müssen in einer didactischen Abhandlung alle Tiefe haben; aber jene ersten Sätze von Gerechtigkeit und allgemeiner Menschenliebe, welche die Grundlage jeder guten Verfassung enthalten, erfodern zum grofsen Glücke für uns kein so tiefes Nachdenken: sie leuchten dem Gewissen ein, lassen sich fühlen, und tief sind sie nur in ihrer Wurzel, welche die Natur in alle Herzen eingesenkt hat."

„Man sollte glauben, sagt der Hr. Cardinal von Maury, *) als habe Fenelon seinen Telemach wie aus einem einzigen Gufse gearbeitet; auch der in der Kunst zu schreiben geübteste Gelehrte vermag den Zeitpunct nicht zu unterscheiden, wo er die Feder weggeleget, oder sie wieder ergriffen hat, so natürlich sind seine Uebergänge, er mag nun durch den Flufs seiner Gedanken den Leser sanft fortreifsen, oder mag sich mit ihm über Räume hinauswagen, welche er nach Belieben mit seiner Einbildungs-

*) Eloge de Fenelon. 1771.

dungskraft entweder erweitert, oder einenget. Nirgends wird ein Zwang sichtbar; er ist so sehr Herr über seine Gedanken, dafs er jeden ungetrübt vor Augen hat; er drückt ihn nicht aus, er mahlt ihn; er fühlt, er denkt, und die Worte stellen sich ihm mit der Anmuth, mit dem Adel, oder der Salbung dar, wie er sie brauchet. Immer fliefsend, immer zusammenhängend, immer wohllautend, immer periodisch kennt er ganz die Vortheile jener grammatikalischen Bindewörter, die wir verwahrlosen, die aber die griechische Mundart bereichern, und ohne welche es keinen ächten Styl giebt. Man merkt nicht, dafs er von einer Zeile zur andern über neue Gedanken brütet, oder dafs er sich mühsam bald in bestimmten, bald in weitschweifigen Redensarten auf eine Art fortwindet, in welcher sich bey jedem Augenblicke die Verlegenheit des Geistes bemerklich macht, und wo man sich erhebet, um gleich wieder zu sinken; sein Vortrag voll und harmonisch, reich an richtig eingehaltenen Metaphern, an erhabenen Allegorien, und an mahlerischen Bildern, reisset den Leser durch Klarheit, Leichtigkeit und Feinheit unaufhaltsam fort. Grofs, weil er einfach ist, bedient er sich nur der Worte, um seine Gedanken auszudrücken, und nie sucht er mit jener Ueppigkeit des Geistes zu blenden, die in Schriften, wie in Staaten, immer nur Armuth verrathet; ein vollendetes Muster der beschreibenden Dichtkunst vervielfältigt er jene weitausreichenden Gleichnis-

 se,

se, die so vielen Beobachtungsgeist voraussetzen, und er schmeichelt ohne Unterlafs dem Ohre durch den Zauber der musikartigen Harmonie; kurz, Fenelon verschafft der Prose die Farbe, die Melodie, den Wohllaut und den Geist der Dichtkunst, und sein wahrer, bezaubernder, unnachahmlicher, vielleicht nur zu reicher Styl ist ähnlich seiner Tugend."

Man könnte noch hinzusetzen, dafs F. seinem Telemach nicht nur den Character seiner Tugend, sondern vorzüglich jener seiner religiösen Denkart eingedrückt hat. An einigen Stellen kömmt die ihm so lebendige und herrschende Idee von dem Glücke der Sterblichen vor, wenn sie sich innig mit der Gottheit zu vereinigen wüfsten; seine entzückende Beschreibung von den Elysäischen Feldern ist das lebhafteste Gemälde von einer Glückseligkeit, zu welcher sich die menschliche Einbildungskraft nicht erheben zu können schien, und welche vor F. noch keine Sprache mit einem so himmlischen Ausdrucke darzustellen wufste. Er erschwinget sich mit seinem Leser über diese Erde hinüber, auf welcher die Elemente, so wie auch die Leidenschaften ihrer Bewohner in stätem Widerstreite sind; durch die prachtvollesten Gedanken, und durch die glänzenden und frischen Farben, mit welchen er dieses reitzende Gemälde verschönert, versetzte er ihn in die wahren Wohnungen des Friedens, des Glückes und der Unschuld. Die Ausdrücke selbst, mit welchen

er

er diese übernatürliche Glückseligkeit schildert, scheinen sich ohne Zwang und Anstrengung von allen sinnlichen Empfindungen loszureissen, welche die Mutter der menschlichen Sprache sind, um sich blos mit dem Herzen, und mit dem Verstande zu unterhalten.

Diese Einbildungskraft, welche ein solches Gemälde lieferte, konnte freylich nur von einer Seele begeistert werden, die so rein war, als es die himmlischen Geister, deren Glück geschildert wird, würden gewesen seyn, wenn sie auf der Erde würden gewandelt haben.

Aber zum Unglücke machte, wie man sich wenigstens stellte, die Art, mit der sich F. im Telemach über die Fehler und Leidenschaften der Menschen ausdrückt, einen so widrigen Eindruck, dafs man von dem der Tugend verheissenen Glücke gar nicht gerührt zu werden schien.

Aus der starken Abneigung, die man Ludwigen XIV. gegen den Telemach beygebracht hatte, schlofs F., dafs das Herz und Vertrauen dieses Prinzen für ihn auf immer verschlossen sey. Die Unschuld kann sich zwar gegen die Verläumdung rechtfertigen, so lange ihr Fehltritte und Verbrechen aufgebürdet werden, aber wie sollte sie sich vertheidigen können, wenn die Bosheit blos die inneren Absichten angreift? F. liefs den schätzbaren Eigenschaften der Fr. v. Maintenon Gerechtigkeit wiederfahren, aber er kannte auch ihren Character, und

wufs-

wufste, dafs vorgefafste Meinung weit mehr über sie vermochten, als die Gefühle der Freundschaft ohnehin war sie von lauter solchen Leuten umgeben, die ein mächtiges Interesse dabey hatten, ihre Abneigung zu nähren.

§. 6. *Fenelon in seinem Bisthume. Das Seminar von Cambrai.*

Schon von dem Augenblicke an, in welchem F. zum Erzbischofe von Cambrai war ernennet worden, sah er sich als einen Mann an, welcher sich ausschliefsend den Bedürfnissen dieses weitschichtigen Bisthums weihen müfse; selbst zur Zeit, wo ihn noch ein Titel und solche Geschäfte am Hofe zurück hielten, die als Ausnahme von den gewöhnlichen Kirchenregeln gelten zu können schienen, hatte er laut erklärt: eine höhere Pflicht, als jene eines Lehrers der französischen Prinzen, lege ihm Verbindlichkeiten auf, von denen ihn nichts freysprechen könne. Da er das Erzbisthum Cambrai blos unter der Bedingnifs angenommen hatte, dafs er sich jährlich neun Monathe lang in demselben aufhalten dürfe, so konnte er es weder als Ungnade, noch als Unglück betrachten, nun sein ganzes übriges Leben da zuzubringen. Nur der einzige Gedanke schmerzte ihn, er werde bey der Ungnade des Hofes der Mittel entbehren müfsen, alles das gute in seinem Sprengel zu stiften, was ihn doch

sein

sein Herz zu thun anhielt. Dieses Besorgnifs läfst er in einem besondern Briefe *) an den Hrn v. Beauvilliers durchschimmern.

„Ich gehe hier ganz gemach zu Werke, und ich schone die Gemüther, um ihnen desto nützlicher werden zu können; sie lieben mich ziemlich, weil ich ihnen nicht stolz, sondern ruhig und einförmig in meinem Wandel vorkomme; noch nie haben sie mich hart, eigennützig und verstellt gefunden; sie trauen mir hinlänglich, und unsere guten Flammländer, so roh sie auch manchem scheinen möchten, sind feiner, als ich es wünsche. Man verfällt in diesem Lande auf allerley Gedanken, um zu wissen, ob ich vom Hofe verwiesen bin; man forscht meine Leute aus, zum Glücke hat man mir noch keine bestimmte Frage darüber gethan. Soll es weiter kein Geheimnifs mehr bleiben, so bin ich bereit, und ich werde die erhaltene Weisung gestehen. Man mufs mit Gott nicht rechten, wenn er uns mit Bitterkeit und Schmach bedecken will; gefällt es ihm, mich so tief zu erniedrigen, dafs ich aufser Stande bin, noch etwas Gutes zu wirken, so werde ich in seinem Hause wie ein unnützer, jedoch bestens gesinnter Knecht bleiben. Ich bitte ihn, Sie, mein lieber Herzog, zu erhalten, und mit seiner Gnade zu überhäufen. Freylich fällt es mir hart, dafs ich Sie, die gute Herzoginn, und noch einige sehr wenige gute Freunde nicht sehen kann; sonst

aber

*) Vom 1ten Sept. 1797.

aber bin ich darüber entzücket, dafs ich so weit entfernet bin; ich singe das Lied meiner Freyheit, und nichts würde mich schwerer ankommen, als wenn ich wieder in eine gröfsere Nähe sollte versetzt werden. Was den Hrn Herzog von Burgund betrifft, so bete ich gleichfalls täglich für ihn; diefs ist der einzige Dienst, den ich ihm bey meiner Entfernung leisten kann.“

Der erste Gegenstand, auf den F. in der Regierung seines Sprengels sein Auge richtete, war das Seminarium zu Cambrai, das er vollkommen einrichten wollte. Er kannte aus Erfahrung alle die Vortheile, welche der Kirche aus diesen Anstalten zugeflossen waren, weil durch dieselbe für die Nachwelt stets eine Reihe von Geistlichen in der Frömmigkeit, in den ihrem Stande angemessenen Kenntnissen, und in der Angewöhnung an die Kirchenzucht gebildet wird. Dieses waren damahls noch ganz neue Anstalten in der Kirche: der Kirchenrath von Trient hatte den ersten Gedanken dazu angegeben, und der h. Carl von Borromeo hatte aus Gehorsam gegen so weise Verfügungen den glücklichsten Versuch in Mayland damit gemacht: die von ihm gestifteten Seminarien hatten bey seiner Geistlichkeit eine schnelle Reform bewirket, so dafs sie sich durch Kenntnisse, gute Sitten, und auferbaulichen Lebenswandel vor allen Kirchen Italiens sichtbar auszeichnete. Die bürgerlichen und Religionskriege, welche 40 Jahre lang Frankreich zum

Schau-

Schauplatze der Verwüstung machten, hatten die Bischöfe dieses Königreiches gehindert, die Wünsche des tridentinischen Kirchenraths in Erfüllung zu bringen. Als aber das königliche Ansehen dauerhaft befestiget war, und die kraftvolle Staatsverwaltung des Cardinals von Richelieu in allen Theilen des Staates die Ordnung wieder hergestellet hatte, so machte der berühmte Pfarrer von St. Sulpice, Hr. Olier, von der Vorsehung dazu ausersehen, den Plan, einen Verein von Priestern zu bilden, die sich stets frey und ohne Gelübde der Erziehung guter Geistlichen widmen sollten. Ohne ein anderes Mittel, als blos durch sein festes Vertrauen und seine Tugenden, brachte er in kurzer Zeit diese nützliche Anstalt zu Stande, welche hernach ähnlichen Einrichtungen, die über das ganze Königreich sich verbreiteten, zum Muster dienten.

Da F. in dem Seminarium zu St. Sulpice unter der Leitung der ersten Gehilfen des Hrn Olier erzogen war; da er Zeuge von der einfachen und bescheidenen Tugend, von dem Geiste der Gottesfurcht, von der Uneigennützigkeit, von dem Frieden und der Unterwürfigkeit war, welche den ächten Character dieses verehrungswürdigen Vereins bildeten, so mufste es freylich sein angelegentlichster Wunsch seyn, auch in seinem Bisthume eine so wohlthätige Anstalt einzuführen, deren köstliche Vortheile er aus eigner Erfahrung kannte.

Gleich nach seiner Ankunft in Cambrai foderte

er den Hrn Tronson bsy seiner väterlichen Freundsshaft auf, er möchte ihm doch einige in seiner Schule gebildete, und von seinem Geiste durchdrungene Geistliche schicken, damit er ihnen die Leitung seines Seminariums zu Cambrai übergeben könne. Gerne hätte Hr. Tronson zum Erfolge dieser guten Absicht beygetragen; er liebte F. zärtlich, und sah wohl ein, welche wichtige Vortheile der Kirche in einem so bedeutenden Bisthume, als dem von Cambrai, daraus erwachsen würden. Allein verschiedene Hindernisse standen der Ausführung dieses Planes im Wege; er hatte nicht Priester genug, um die Wünsche so vieler anderer Bischöfe, die gleiche Bitten an ihn hatten ergehen lassen, zu befriedigen, und dem Erzbischofe von Cambrai wollte er nur Männer von einer bewährten Tugend schicken, die seinem Vertrauen entsprechen, und seine Absichten ausführen könnten. Solche Männer waren aber schon in anderen Bisthümern angestellt, und da sie durch ihre Talente und Tugenden so herrliche Früchte hervorbrachten, so war es nicht zu erwarten, dafs sich die Bischöfe so schätzbare Gehilfen in ihrem apostolischen Amte wieder würden nehmen lassen.

Fenelon giebt darüber seine lebhafte Ungeduld in Briefen an Hrn Tronson zu erkennen. „Ich beschwöre Sie, schrieb er ihm,*) durch das Wohl der Kirche, und durch alle die Freundschaft, die Sie stets für mich hatten, geben Sie Sich Mühe, um mir gute

*) Den 6ten Jäner 1697.

gute Subjecte zu verschaffen. Das gute Herz des Hrn G—, seine Freymüthigkeit, die ihm eigne Geschicklichkeit, sich beliebt zu machen, sein Eifer, seine Erfahrung, seine zärtliche Liebe zu mir, und meine zu ihm würden mich in Entzücken versetzen, wenn er mir zu Theil würde. Aber kann man wohl hoffen, ihn von Tull wegzubringen? Schon länger als ein Jahr hoffen wir, und immer wird nichts daraus: läfst sich nichts sicheres und zwar bald erwarten, so sollte man es wenigstens frey heraussagen, damit wir uns anderwärts nach Jemand umsehen können, der seine Stelle einsweilen ersetzen kann. Aber wenn uns alle Hoffnung für ein mir so theures Subject für jetzt abgeschnitten ist, so haben Sie, ich bitte darum, die Güte, sich mit ihm über die anderen Directoren zu berathschlagen, die ihm an die Hand würden gehen können. Im Falle er nun einmahl nicht so bald kommen kann, könnten Sie uns nicht Anfangs einen Mann schicken, der etwas Energie hat, und der, bis Hr. G. kömmt, unter dem Hrn Abbé v. Chanterac das Seminarium zu regieren im Stande ist? Dieser letztere hat, wie Sie wissen, über dergleichen Erziehungshäuser viele Erfahrungen gemacht, und hat auch Kopf, Frömmigkeit und Klugheit genug, um die Oberleitung sanft zu führen. Wenn ich von Ihnen einen Director verlange, der unter seinem Obervorsteher Energie zeiget, so geschieht es defswegen, weil ich einen solchen für die hiesige Gegend nöthig finde.

Man

Man ist gegen Seminarien stark eingenommen; die Doctoren von Löwen und Douai reden verächtlich von den Studien derselben, und fürchten vorzunehmende Reform. Unsere Geistlichkeit ist in scholastischen Grübeleyen geübt genug. Doch lassen Sie Sich defswegen nicht bange seyn: geben Sie mir nur Leute zum lehren, die gesunden Menschenverstand, etwas Einleitung, und einen guten Willen besitzen, dann stehe ich Ihnen dafür, dafs alles gut gehen werde. Ich selbst werde genau auf alles Acht haben, werde Anfangs ihnen Anleitung geben, und sie bevollmächtigen; ich werde alles sehen, alles unterstützen. Der Hr. Abbé von Chanterac, welcher eben so gründlich in der Lehre als weise in seinem Benehmen ist, wird uns beystehen. Niemand wird etwas dawider zu sagen haben. Was Ihre Leute Anfangs nicht wissen werden, werden sie bald gelernet haben, indem sie Zeit genug dazu haben; geben Sie mir gute Herzen mit einem gesunden Verstande, dann nehme ich es auf mich, sie alle auf gute Wege zu bringen. Ich werde wie ein Bruder mit ihnen leben; ich dringe nicht auf feine Lebensart, oder auf blendende Talente; mir genüget, wenn sie nur gemeine Einsichten, und einen Gott ergebenen Willen haben: können Sie uns noch etwas mehr als dieses verschaffen, so wird es über meine Erwartung seyn. Aber da ich Ihre Gesellschaft so sehr liebe, so rechne ich darauf, dafs Sie für mich auch viel thun werden.

Ich

Ich bin überzeugt, sobald wir nur einige Zeit miteinander werden gelebet haben, so werden sie mich lieb gewinnen. Sie sollen, wenn es Gott gefällig ist, mich nicht kitzlich, nicht eifersüchtig, nicht mifstrauisch, nicht wetterlaunicht, nicht eigensinnig finden: alles dieses hoffe ich zu leisten, freylich nicht aus eigenen Kräften, sondern durch Gottes Hilfe. Dieses ist also das Almosen, welches Sie und Ihre übrigen Herrn mir bey meiner Bettelarmuth reichen können. Es ist hier aufserordentlich viel Gutes zu thun; es fehlt mir an vertrauten Arbeitern, aber Ihnen soll es an Nichts fehlen, wenn Sie mir dergleichen schicken. Mittlerweile lieben Sie mich stets mit derjenigen wahren Liebe, die aus Gott ist; lieben Sie auch unser armes Seminarium, und zweifeln Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, nie an dem innigen Dankgefühle, und an der ausgezeichneten Verehrung, mit der ich Ihnen ohne alle Ausnahme angehöre."

In einem anderen Schreiben an den Hrn Tronson setzte F. noch hinzu: „Aller Ihrer abschlägigen Antworten ungeachtet sehne ich mich immer noch für mein Seminar nach den Arbeitern von Saint-Sulpice. Ist es Gottes Wille, so wird er Ihnen Geneigtheit und Leichtigkeit für meine Wünsche ertheilen; ist es aber sein Wille nicht, so werde ich wenigstens den Trost haben, solche Wünsche gehabt zu haben." Anfangs war der Mangel an Subjecten der einzige Grund, warum Hr. Tronson dem

Ver-

Verlangen und den Erwartungen F. für das Seminar zu Cambrai nicht willfahren konnte; aber in der Folge stellte F. selbst sein dringendes Anhalten und die Ausführung seines ersten Planes ein, und dieſs zwar aus feiner Schonung. Nachdem nämlich die gewaltsamen Stürme über ihn ausgebrochen waren, welche seine Streitigkeiten mit den drey mächtigsten Prälaten am Hofe erreget hatten, so besorgte er nicht ohne Grund, die Fortdauer und die Ruhe einer ihm so theuren Gesellschaft zu gefährden, und sie in seine Ungnade mit hinein zu reissen: er glaubte sogar, er müsse auf einige Augenblicke den ihm so angenehmen und tröstlichen Briefwechsel mit dem Hrn Tronson unterbrechen, um jeden Vorwand zu beseitigen, den man vielleicht hätte nehmen können, um diesem ehrwürdigen Geistlichen Verdruſs und Vorwürfe zu machen. Hr. Tronson zeigte auch in einem Briefe, den er Fenelonen nach seiner Verdammung und Unterwerfung schrieb, daſs er das Verdienstliche eines so feinen Benehmens ganz zu würdigen wisse: „Ich kann Ihnen, Monseigneur, nicht genug dafür danken, daſs Sie mich neuerdings der Fortsetzung Ihrer Freundschaft versichern, und mich wissen lassen, wenn Sie auf einige Zeit alles schriftliche Verkehr eingestellt hätten, so sey dieſs blos eine Wirkung Ihrer Güte gewesen, vermöge welcher Sie mich auf keine Art gefährden, und zugleich die Ihnen so theure Gesellschaft von Saint-Sulpice schonen wollten; dieſs ist

eine

eine Gnade, für welche ich Ihnen nie erkenntlich genug seyn kann. Möchte Ihnen dieser Brief ganz die Gefühle meines Herzens ausdrücken können! Sie würden dann sehen, wie aufrichtig es Ihnen ergeben ist.“ Erst in den letzteren Jahren seines Lebens konnte er die Hindernisse besiegen, die man der Ausführung seines Planes im Wege gelegt hatte; erst da gelang es ihm, die Leitung seines Seminars der Gesellschaft von Saint-Sulpice anzuvertrauen. Während dieser Zwischenzeit hatte er aber es sich näher gerücket, und unter seine unmittelbare Aufsicht gestellet; sein Seminar befand sich bey Valenciennes, acht Meilen von seiner Residenz; er verlegte es nach Cambrai zurück, und überliefs dem Hrn Abbé von Chanterac alles, was auf die Disciplin und innere Einrichtung desselben Bezug hatte.

Durch diese Anordnung hatte er sich die Leichtigkeit verschaffet, alle Subjecte, die sich der Seelsorge widmeten, selbst zu kennen und zu beurtheilen. Während der zu geistlichen Uebungen bestimmten Zeit, und an den der Gemeinde eigenen Festtagen ertheilte er selbst für seine Seminaristen den Unterricht; auch wohnte er den Prüfungen aller Geistlichen bey, denen es verstattet war, sich zur Empfangung der geistlichen Weihe darzustellen. Diese Prüfung ward in dem erzbischöflichen Pallaste unter seinen Augen und seiner Leitung vorgenommen, er machte sie ziemlich feyerlich, um

den Ansuchenden einen Wink zu geben, dafs sie nicht ohne die hinreichenden Kenntnisse erscheinen dürften; doch wufste er auch durch sein liebevolles und trauliches Benehmen der schüchternen und bescheidenen Tugend Muth zu machen, dafs sie ihre Anlagen und ihre Talente mit Leichtigkeit entwickelte.

Diese einförmige, unveränderliche, und während seiner ganzen bischöflichen Amtsverwaltung standhaft befolgte Anordnung hatte zur Folge, dafs kein einziger Geistlicher in seinem ganzen Bisthume sich befand, der, ehe er zum Priester geweihet ward, nicht fünfmahl vorher von F. selbst geprüfet worden war. Er begnügte sich aber nicht mit dieser allgemeinen Uebersicht; er wufste, dafs dergleichen Prüfungen nicht immer ein untrügliches Mittel seyen, um die Verdienste und die Anlagen zu würdigen; sie sind nothwendiger Weise entweder zu eilig oder zu abgekürzt, um einen richtigen Maafsstab für die Kenntnisse und Fähigkeiten an die Hand zu geben. Eine natürliche Leichtigkeit und Dreistigheit kann hie und da einen Schein von Kenntnissen geben, und das Wohlwollen der Richter bestechen; ein Uebermaafs von Bescheidenheit oder Schüchternheit kann es verhindern, dafs wirkliche Talente und weit gründlichere Kenntnisse sich nicht in ihrem ganzen Glanze zeigen. Um diesem doppelten Ungemache auszuweichen, hatte es sich F. zum Gesetze gemacht, jede Woche einmahl in

sei-

seinem Seminar eine Conferenz zu halten; diese Conferenzen glichen ganz einfachen vertraulichen Unterredungen; alle jungen Geistlichen konnten ihm ohne Unterschied ihre Zweifel, ihre Fragen, und Einwürfe vortragen: man kann sich wohl einbilden, dafs diese Fragen und Einwürfe selbst Männern, die am Range und Verdienste Fenelonen weit nachstanden, kindisch und überquer hätten vorkommen müssen; er schien aber diefs gar nicht zu bemerken; er hörte sie mit einer Geduld und Güte an, die sich stets vollkommen gleich blieb; oft stellte er sich sogar, als falle ihm ein ziemlich gemeiner Einwurf sehr auf, um es sich auf diese Art leicht zu machen, bis auf die ersten Grundsätze einzudringen, sie mit gröfserem Umfange auseinander zu setzen, sie tiefer in die noch jugendlichen und geschmeidigen Köpfe einzusenken, und sie so auf die Bahn zu führen, auf welcher sie die verlangte und gesuchte Auflösung von selbst finden konnten. Man hat von jeher die Bemerkung gemacht, dafs Männer von wahrhaft überlegener Geistesgröfse für die unerfahrne Jugend die meiste Nachsicht und Aufmunterungsgabe hatten; die Halbgelehrten gerathen dagegen in Erstaunen, wenn man sich nicht auf gleiche Höhe ihrer Ansichten schwingen kann; sie glauben dann Verstandesschwäche bey andern zu entdecken, wo sie sich selbst nur über ihre verworrene Begriffe oder Sprache Vorwürfe machen sollten.

Diese einzelne Umstände haben wir einem sehr

unterrichteten Manne *) zu verdanken, welcher mit F. in dessen fünf letzten Lebensjahren steten Umgang hatte, diesen Conferenzen öfters beywohnte, und nie aufhörte, die ächt-evangelische Herablassung zu bewundern, mit welcher F. nach dem Beyspiele Jesu Christi einfältig mit den einfältigen, und Kind mit Kindern ward, um jedem Herzen und jedem Verstande Liebe zur Wahrheit, zur Tugend, und Gottesfurcht sanft einzuflöfsen.“

Durch diese unaufhörliche Aufsicht, welche F. über alle Geistliche seines Sprengels von ihrer ersten Jugend an übte, war es ihm leicht geworden, ihren Character, ihre Anlagen, das Maafs ihrer Geisteskräfte, ihre guten und schlimmen Eigenschaften zu kennen; und er bediente sich dieser Kenntnifs, um in der Folge jedem eine solche Stelle anzuweisen, auf welcher er nach seinem Urtheile am meisten Nutzen schaffen konnte. Eine Thatsache, die sich von Mund zu Mund bis auf uns erhalten hat, giebt uns einen auffallenden Beweis von seiner Beurtheilungskraft sowohl als von seiner Mäfsigung, und zwar bey einer Gelegenheit, wo er die erste dieser zwey Eigenschaften hinlänglich blicken liefs, und von der zweyten Gebrauch zu machen sehr nöthig hatte.

§. 7.

*) Dem Hrn von Ramsay in seiner Vie de Fenelon.

§. 7. *Ein Zug von der Mäſsigung Fenelons.*

Fenelon erzählte, ein bedeutender Mann aus seinem Bisthume, den er aber nicht nannte, habe ihn eines Tages dringendst ersuchet, er möchte doch einen gewissen Geistlichen, den er grofser Vergehungen wegen seiner Pfarrey entsetzet hatte, dieselbe wieder geben; er gab endlich, doch sehr ungerne, nach, wiewohl man ihm die stärksten Versicherungen gab, dafs sich dieser Geistliche in seinem Wandel ganz gebeſsert habe. Einige Zeit nachher brachen aber die alten Klagen wieder aus, die ihn schon das erstemahl um die Pfarrey brachten. Sein Gönner selbst, welcher mit so vieler Hitze auf seine Wiedereinsetzung gedrungen hatte, und welchem es so sauer geworden war, den Widerstand F. zu besiegen, kam zu diesem Prälaten, und schilderte ihm lebhaft das Aergernifs, welches dieser Pfarrer allen seinen Pfarrkindern gebe. F. schwieg. Der Mann ward noch lebhafter, und machte dem Erzbischofe von Cambrai Vorwürfe darüber, dafs er einen Geistlichen, der des Seelsorgeramtes so ganz unwürdig sey, in seine Pfarrey wieder eingesetzt habe. F. schwieg wieder, und hielt es nicht für gut, diesem Manne das Ungereimte seines Schrittes bemerklich zu machen. Eine der Personen, vor welchen F. diesen sonderbaren Vorfall erzählte, nahm es sich heraus, ihn zu fragen, ob er sich wohl gar keinen Vorwurf über diese Geschichte zu machen

habe? F. schwieg auch jetzt uoch, sein Schweigen schien zu sagen, er allein habe Unrecht, weil er dasjenige fester hätte abschlagen sollen, was er gegen seine eigne Ueberzeugung nie hätte zugestehen können.

Diese ununterbrochene Aufsicht übte er aber nicht blos über die Geistlichen, die in seinem Seminar unter seinem Augen erzogen wurden, sondern er sah es auch für seine strenge Pflicht an, eben so aufmerksam auf den Wandel, die Sitten, und die Anlagen jener Geistlichen seines Bisthums zu seyn, die zu Paris sich ihrer Studien wegen aufhielten. Da es ihm unmöglich war, sie selbst zu beobachten, und zu beurtheilen, liefs er sie nicht eher zu den hh. Weihen hinzu, als bis ihm die unverdächtigsten Zeugnisse gänzliches und unbedingtes Zutrauen eingeflöfset hatten. Von seinem zärtlichen Gewifsen bey diesem Zweige seiner Amtsverbindlichkeiten kann man sich einen Begriff aus folgendem Schreiben an einen seiner Neffen machen,

§. 8. *Schreiben Fenelons an einen seiner Neffen vom 1ten Dec.* 1706.

„Ich habe, mein lieber Neffe, den Hrn Léchassier ersucht, er möchte es über sich nehmen, den Beruf und den Wandel jener Geistlichen aus meinem Bisthume zu untersuchen, die, weil sie sich in Paris aufhalten, nicht hieher kommen können, um

nach

nach der in meinem Seminar überstandenen Prüfung die hh. Weihen zu empfangen. Da dieser Fall sehr oft eintritt, so glaube ich mich nach dem Beyspiele der heiligsten Bischöfe an eine festbestehende Gemeinde wenden zu müssen, deren Vorsteher gewissermafsen in dieser Hinsicht mit der Stelle eines Oberen zugleich jene meines General-Vicars versehen könnte. Uebrigens hielt ich mich an die Gemeinde von Saint-Sulpice: in diesem Hause wurde ich erzogen, und noch ehe ich auf die Welt kam, ward es schon von meiner Familie geliebet und verehrt; die Frömmigkeit und die genaue Ordnung, welche da herrschen, sind mir bekannt. Obwohl ich seit langer Zeit keinen Umgang mehr mit diesen Männern pflege, so hörte ich doch nie auf, sie zu schätzen, und konnte es daher mir nicht versagen, sie obiger Prüfung wegen, jeder andern Gemeinde vorzuziehen: ich habe sogar dem Hrn Léchassier die bevollmächtigungsbriefe (das Dimmissorialschreiben) für Hrn Gaignot geschicket. Das läfst sich nun nicht mehr ändern, und Hr. Gaignot hat sich nur an Hrn Léchassier zu wenden, und solche Maafsregeln zu ergreifen, dafs er ihn, als meinem General-Vicar in dieser Sache, zufrieden stellt. Entscheidet der Hr. Léschassier für seine Ordination, so werde ich hernach keine fernere Prüfung mehr vornehmen, sondern seinen Beruf als bewiesen ansehen, wann er ihn schicken wird, um die hh. Weihen von mir zu empfangen. Aufrichtig schätze und ver-

ehre ich zwar jede andere Gemeinde, allein ich kenne Niemand bey derselben; und ich habe blos einen einzigen Mann von anerkannter Frömmigkeit und Klugheit nöthig, um mich in dergleichen Aufträgen an ihn zu wenden. Ich beschwöre Sie, mein lieber Neffe, den Leuten, welche mit Ihnen gesprochen haben, dieses alles so fein, als möglich, zu verstehen zu geben. Ich wünschte gerne, Jedermann gefällig zu seyn, aber man mufs sich doch auch an eine gewisse Ordnung halten, und nicht so leicht davon abweichen, sobald man sie aus wichtigen Gründen eingeführt hat, besonders wenn man sich noch dazu verbindlich gemacht hat."

§. 9. *Fenelons Lebensweise zu Cambrai.*

Zu Cambrai führte F. ein ruhiges, einförmiges, und stilles Leben. Er schildert uns dieses selbst in einem Schreiben an seinen Neffen, den Abbé Beaumont, nachmahligen Bischof zu Saintes; er befürchtete, ein Geistlicher, der bey ihm sich aufhalten wollte, möchte eine so ernste Lebensweise abschreckend finden, und das stete und lästige Einerley derselben nicht in die Länge aushalten können. „Sollte er sich wohl entschliessen können, ein einsames, einförmiges, immersitzendes Leben zu führen, nachdem er zeither stets in der gröfsten Bewegung und Thätigkeit wegen so mannichfaltiger Geschäfte mit den Menschen gelebet hat? Sollte er die erfoderliche Gesundheit und Geduld und Geschmack genug

für

für diese sich stets gleiche Lebensweise haben, welche so regelmäfsig in ihrem Gange, wie das Gewicht an einer Uhr ist? Gewöhnlicher Weise sind Leute, welche von Natur aus für mühevolle Stellen in Bezug auf das Volk gemacht sind, nicht zu stillen und ruhigen Arbeiten aufgelegt: sie fallen dabey in einen Eckel und eine Langeweile, die sie schwer aushalten; es fällt hart, sich auf die Länge an eine Arbeit zu gewöhnen, die so unmerklich und verborgen, wie unter der Erde verrichtet wird."

F. hatte es sich von Jugend auf zur Gewohnheit gemacht, nur einige Stunden dem Schlafe zu widmen, und in der gröfsten Frühe aufzustehen. Er las täglich in seiner Kapelle die h. Messe, an dem Samstage aber in seiner Hauptkirche: diesen Tag hatte er dazu ausgesetzt, um ohne Unterschied jeden, der sich bey ihm einfinden wollte, Beicht zu hören. Der Sitte der Vorzeit gemäfs, speiste er, wenn es Mittag war; er fing damit an, dafs er die Tafel segnete; sie war stets prächtig besetzet, doch geschah dieses nur, weil es seine Stelle und sein hoher Rang nicht anders zuliefs. Für seine Person war er so mäfsig, dafs man es unmöglich in einem höheren Grade seyn kann; er genofs nur leichte und nicht gar saftreiche Speisen, und von diesen sehr wenig, sein Trank war weifser Wein, sehr leicht, und schwach von Farbe; dieser, vielleicht etwas übertriebenen Nüchternheit schrieb man seine äufserste Magerkeit zu. Alle Geistlichen, die in

sei-

seinen Diensten waren, speisten mit ihm an der Tafel, welches man damahls als einen besondern Zug von Herablassung und Güte ansah. Die Bischöfe vom höheren Range liefsen für ihre Secretäre und Almosenpfleger abgesonderte Tafel decken. Zum wenigsten waren immer 13 oder 14 Personen an dem Tische des Erzbischofes von Cambrai: alles um ihn herum zeugte von Ordnung, edler Denkart und Ueberflufse. Das Manuscript, aus welchem wir alle diese Umstände entlehnten, und dessen Verfasser man nicht in Verdacht haben kann, als verrathe er zu viele Vorliebe für F., erzählt, dafs er immer an der Tafel seinen Gästen vollkommene Freyheit zu leichten, angenehmen und selbst scherzhaften Gesprächen liefs: er nahm Theil an dem Gespräche, und es freute ihn, wenn er andere, die mit ihm speisten, dazu herbeyziehen konnte. Alles, was ihn umgab, hatte sich nach seinem Beyspiele, und nach seinen immer edlen und anständigen Manieren gebildet. Der Verfasser, den wir so eben angeführet haben, bemerkt mit einer Art von Erstaunen, dafs in dem Hause des Erzbischofes von Cambrai immer ein Ton von Freyheit, Feinheit und Gleichheit geherrschet habe; und dafs sich keiner seiner Anverwandten oder Freunde erlaubet hätte, eine Miene von Uebermuth oder Hoheit gegen irgend Jemand anzunehmen: „Ich fand wirklich sowohl an dem Hrn des Hauses als an seinen Neffen und anderen sei-

ner

ner Leute weit mehr Bescheidenheit und Sittsamkeit, als anderwärts.“

Nichts kann mit dem edlen, leichten und ungezwungen feinen Wesen verglichen werden, mit welchem F. in seinem Hause und an seiner Tafel die Gäste bewirthete; jeder Fremde, der eingeladen war, safs ihm immer zur rechten Hand, welchen Rang und Titel er auch haben mochte, besonders wenn er ein Geistlicher war: zur Linken hatte er allzeit seinen treuen Abbé von Chanterac, von dem er sich nie trennte. Nach der Mittagstafel vereinigte man sich in seinem grofsen Schlafsaale, den er aber nie bewohnte, weil er ihn blos für Gesellschaften bestimmt hatte. Jedem Fremden, den er empfing, und wenn es auch ein geringer Geistlicher war, liefs er oberhalb seiner Person den Platz anweisen. Ungefähr eine Stunde brachte er damit zu, sich mit dieser traulichen Gesellschaft zu unterhalten, welche einzig aus Freunden, Verwandten, oder Geistlichen bestand, die ihn alle wie ihren Vater schätzten, und ihn als das Muster aller der Menschheit Ehre machenden Tugenden innig verehrten. Diese so einfache und unschuldige Zerstreuung war nicht einmahl ganz für die Pflichten seines Amtes verlohren; man setzte einen kleinen Tisch vor ihm, auf welchen seine Secretäre und Almosenpfleger die verschiedenen auf sein Geheifs gemachten Ausfertigungen ihm zur Unterzeichnung hinlegten; zu gleicher Zeit gab er ihnen auch

ständliche Anweisung über die ihnen aufgetragenen Sachen; darauf zog er sich in sein Cabinet zurück, und blieb in demselben bis halb 9 Uhr Abends, wenn ihm nicht die Jahreszeit oder die Witterung einen Spaziergang erlaubte; oder wenn nicht der öffentliche Gottesdienst, Geschäfte in seinem Seminar, oder die verschiedenen Verwaltungszweige, die seiner Oberaufsicht unterworfen waren, seine persönliche Gegenwart erfoderten.

Kurz vor 9 Uhr kam man wieder zum Abendessen zusammen; er für sich hatte nur Eyer oder Gemüfse, wovon er aber kaum ein wenig kostete. Vor zehn Uhr fragte er, ob alle seine Leute beysammen wären: man liefs sie auf seinen grofsen Saal kommen. Nun las in ihrer Gegenwart und vor seiner ganzen Familie, und allen, die nur in das Haus gehörten, einer seiner Almosenpfleger das Abendgebeth ab, welches der Prälat hernach mit seinem Segen schlofs.

Im Jahre 1697 war, wie wir schon erwähnt haben, sein Pallast abgebrannt; er liefs auf den Ruinen des eingeäscherten Theiles ein zweystöckiges Prachtgebäude aus Backsteinen mit gehauenen Steinen an den Ecken aufführen; die doppelte Hauptfaçade stand gegen Mittag und Mitternacht: zu äufserst gegen Morgen war seine Kapelle, und gegen Abend sein Büchersaal. Alle Zimmer dieses Gebäudes, die nur des Glanzes wegen da waren, lagen an der Mittagsseite, und liefen längst des Gar-

tens

tens hin, dessen Umfang aber mit der Gröfse und dem edlen Style des Hauptgebäudes nicht in Verhältnisse stand. Man kam Anfangs in den erzbischöflichen Saal; er war mit sehr schönen Hautelice-Tapeten behänget, welche die Schöpfungsgeschichte vorstellten; der Baldachin, unter welchem sich das erzbischöfliche Kreuz befand, war aus Carmosin-Sammet, und hatte unten einen grofsen Fufsteppich: die grofsen Canape's, die Armsessel und Vorhänge waren, wie der Baldachin, aus Carmosin-Sammet, und mit goldenen Franzen und Tressen besetzt; die drey Fenster dieses grofsen Saals hatten Vorhänge von Carmosin-Taffent.

Dieser Baldachin-Saal stiefs an sein grofses Schlafzimmer, welches mit Carmosin-Damast ausgeschlagen war; aus dem nämlichen Stoffe bestand das Bette mit einer kleinen Goldtresse, so wie auch die Armsessel, die zum Schmucke des Zimmers da standen. Zum täglichen Gebrauche hatte man vornen Sessel verschiedner Art hingestellt; die Porträte der ganzen königlichen Familie, gemahlt von Rigault, zierten dieses Zimmer; auf beyden Seiten des Bettes sah man einige andächtige Gemälde von den besten Meistern.

Von diesem grofsen Zimmer kam man in seine Bibliothek, die sehr weitschichtig und wohl eingerichtet war.

An dem ersten Pfeiler jenes grofsen Zimmers, das er niemahls bewohnte, sondern nur zum Saale

brauch-

brauchte, hatte er zu seinem Gebrauche ein kleineres Schlafzimmer anbringen lassen, dessen Wände, so wie Bett und Sessel, mit weifsgrauem wollenem Zeuge überzogen waren: zur Verzierung hatte es blos sehr schöne Kupferstiche mit Kapuziner-braunen Rahmen. *Alles war grofs bey ihm für die Aussenwelt, für seine Person war er die Bescheidenheit selbst.* Alle Kamine in seinen Zimmern bestanden aus jaspisartigem Marmor; die Fufsboden waren getäfelt, und in der gröfsten Reinlichkeit erhalten; kurz, von aussen kündigte an F. alles, selbst seine Figur und seine Manieren *den Bischof und den grofsen Fürsten an.*

Vielleicht war an seinem Hause gerade diefs das merkwürdigste, was man nicht sah. Seine Wappen hatte er weder an seinem Baldachin, noch an seinen Kaminen, Thüren oder Fufsboden anbringen lassen; vielleicht dachte er, ein Kirchengebäude, welches einer langen Reihe von Bischöfen, die durch kein Familienband zusammenhingen, zur Wohnung dienen sollte, dürfe auch nicht irgend ein erbliches Merkmahl von einer Privatfamilie an sich tragen. Vielleicht erinnerte er sich auch, dafs er ehemahls die Eitelkeit des Cardinal von Richelieu lächerlich gemacht hatte, *welcher an der Sorbonne weder eine Thüre noch einen Fensterflügel hat machen lassen, ohne darauf sein Wappen anzubringen.*

Seine vollkommene Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zeigte sich dadurch im schönsten Lichte,

dafs

dafs er die Kosten zu einer Unternehmung, die seinen Nachfolgern zu so grofsem Vortheile gereichte, zu bestreiten wufste, ohne irgend ein Anlehen auf die Güter seines Erzbisthums zu eröffnen. Mitten unter seinen Anstrengungen, Sorgen, Rückerinnerungen, vielleicht auch Bedauerungen war Spazierengehen seine einzige Zerstreuung; er kannte keine andere Erhohlung, keine andere Ergötzlichkeit. Dieses war das einzige Vergnügen, welches er seinen Freunden und Anverwandten versprach, wenn er sie zu sich in seine Einsamkeit lud; in allen seinen Privatbriefen drückt er die reine und fufse Zufriedenheit aus, welche ihm dieser nützliche und unschuldige Zeitvertreib gewährte: „Wir hatten sehr schöne Tage, wir haben Spaziergänge gemacht, aber Sie waren nicht dabey — Ich gehe so oft spazieren, als es Zeit und Geschäfte erlauben; ich thue es aber niemahls, ohne dafs ich Sie an meine Seite wünsche. Ich ergötze mich, ich gehe spazieren, und befinde mich ruhig in der Stille vor Gott. O der herrlichen Gesellschaft! mit ihm ist man nie allein; allein ist man mit Menschen, die man nicht gerne anhöret. Seyen wir öfters beysammen, wenn uns gleich unsere Entfernung von einander trennet. Von dem Mittelpuncte aus, in welchen alle Linien immer näher zusammenlaufen, und sich endlich einigen, ist Cambrai nicht weit von Barège; was eins ist, läfst keine Entfernung zu. Ich bringe meine Tage in Ruhe ohne Langeweile zu; die Zeit wird

mir

mir meiner Geschäfte wegen nur zu kurz; doch würde ich das mir mangelnde Vergnügen der Freundschaft genieſsen, wenn ich einige abwesende Personen bey mir sehen könnte *)“ Diesen Geschmack hatte er mit Cicero gemein, welcher in seinen Briefen es oft merken läſst, wie viel Vergnügen es ihm machte, wenn er sich von den unruhigen Bewegungen in Rom durch den Blick auf die einfachen und rührenden Schönheiten der Natur erhohlen konnte. Indem er so mit seinen Freunden spazieren ging, und in nützliche Gespräche sich einlieſs, fand er jene Heiterkeit der Seele, jene Art von neuer Kraft wieder, welche die Stille und die freye Luft dem Geiste und Körper einzuhauchen scheinen, wenn sie durch ernsthafte Studien und den Mangel an Bewegung bey den Cabinetsarbeiten abgemattet sind. Fenelon, wenn ihm auf seinen ländlichen Spaziergängen das Vergnügen zu Theile ward, seine Freunde an der Seite zu haben, knüpfte stets nach dem Beyspiele Cicero's nützliche und angenehme Unterhaltungen an. Alle seine Zeitgenossen geben ihm das Zeugniſs: „Niemand besitze das glückliche Talent, auf eine leicht muntere und immer anständige Weise zu unterhalten, in einem so hohen Grade als er; sein Umgang sey bezaubernd, seine Frömmigkeit sey freundlich, gleichförmig, nie zurückstossend,

*) Brief an den Marquis Fenelon, der sich damahls zu Barége aufhielt, um sich von den Folgen seiner auf dem Schlachtfelde erhaltenen Blessuren kuriren zu lassen.

send, und gewinne Jedem Achtung ab; niemahls wolle er mehr Geist haben, als diejenigen, die mit ihm sprechen; er wisse sich der Fähigkeit eines Jeden anzuschmiegen, ohne es ihn merken zu lassen, so dafs man ihn nie verlafsen könne, ohne sich gleich wieder nach seinem Umgange zu sehnen."

Traf er auf seinen Spaziergängen Landleute an, so setzte er sich zu ihnen auf den Rasen, fragte sie, tröstete sie: zuweilen besuchte er sie auch in ihren Hütten; bothen sie ihm ihr ländliches Mahl an, so nahm er mit Vergnügen die Einladung an, und setzte sich mit ihrer ganzen Familie zu Tische.

Obgleich die Revolution das moralische Gefühl so sehr verwildert, und so viele Tugenden in Schatten gestellet hat, so hat sie doch, wie es scheint, die tiefen Spuren nicht ganz verwischen können, welche die Tugenden F. in dem Herzen der Flammländer zurück gelassen haben. Als man vor kurzem in Cambrai seine Gebeine wieder fand, von denen man vermuthete, dafs sie in den Stürmen der Revolution wären auseinander gestreuet worden, so brach allda alles in lautes Entzücken aus. Gerechtes Lob verdienet eine solche Art von Genugthuung für all das schreckliche Unrecht, welches man an so vielen Wohlthätern der Menschen noch im Grabe begangen hat, die, wenn sie gleich keinen so glänzenden Nahmen als F. hinterlassen haben, doch die heiligsten Ansprüche auf die öffentliche Erkenntlichkeit und Verehrung hatten.

§. 10.

§. 10. *Wie Fenelon seinen Kirchensprengel untersuchte.*

F. war in der Untersuchung seines Bisthums so unermüdet, dafs er sie selbst unter den Unruhen des Krieges nicht aussetzte. Seinem persönlichen Ruhme, dem Aufsehen, das sein Unglück machte, der Bewunderung von ganzem Europa für seinen Telemach, und endlich einem gewissen Interesse, welches grofse Männer in der Ungnade einflöfsen, hatte er es zu verdanken, dafs er frey in allen Theilen seines von den feindlichen Heeren besetzten Sprengels herumwandeln durfte. Die Engländer, Deutsche und Holländer wetteiferten mit den Bewohnern von Cambrai in der Achtung und Verehrung für ihren Erzbischof; aller Unterschied der Religion und der Secten, alle Gefühle des Hafses und der Eifersucht, welche die Nationen trennten, verschwanden in seiner Gegenwart. Er mufste sich zuweilen vor den feindlichen Armeen verborgen halten, nur um den ihm von denselben zugedachten Ehrenbezeugungen auszuweichen; er verbath sich die militärische Bedeckung, die sie ihm zur ungestörten Ausübung seiner religiösen Verrichtungen frey anbothen, und ohne ein anderes Gefolge, als jenes einiger Geistlichen, wandelte er in den durch den Krieg zerstörten Gegenden herum. Seine Reisen zeichneten sich durch Wohlthaten und Tröstungen aus, welche er in die Wohnungen so vieler Unglückli-

lichen brachte; und durch eine Unterbrechung der Unordnungen und Drangsalen, welche den Heeren stets auf dem Fuſse nachfolgen. Während dieser kurzen Zwischenräume konnten doch wenigstens die Völker wieder frey athmen, und man konnte die Zeit der bischöflichen Untersuchungen F. *den Frieden Gottes* nennen.

§. 11. *Predigten Fenelons. Dessen Grundsätze über die Kanzelberedsamkeit.*

F. predigte in der Fastenzeit stets in einigen Kirchen seiner Stadt, an gewissen Festtagen aber in seiner Domkirche. Die Predigten *eines* Jahres wiederhohlte er nie mehr in den folgenden Jahren; er wuſste dem nämlichen Inhalte eine neue Form zu geben, und hatte nicht nöthig, sich selbst auszuschreiben: in keiner einzigen Stadt- oder Dorfpfarrey, die er untersuchte, unterlieſs er, dem Volke persönlich das Wort Gottes vorzutragen.

In seinen Dialogen über die Kanzelberedsamkeit hat er die Begriffe dargelegt, welche er von dem Predigtamte sich gemacht hatte, und hat sie durch starke Gründe zu rechtfertigen gesucht. Was man auch immer davon halten mag, so ist es wenigstens gewiſs, daſs er nur seine innere Ueberzeugung ausdrückte, nach der er stets in seinem Leben handelte.

Nach Fenelons Meinung sollen die Prediger keine Reden verfertigen, die man mühesam auswendig

lernen, und dann vortragen mufs: „Ueberlegen Sie alle die Vortheile, welche ein Mann auf der Kanzel hat, der nichts auswendig lernet; er hat sich in seiner Gewalt, er spricht natürlich, er verfällt nicht in declamatorischen Ton; alles entwickelt sich aus der Sache selbst: seine Ausdrücke, wenn er eine natürlich gute Anlage zur Beredsamkeit hat, sind lebhaft und voller Rührung; der Eifer selbst, welcher ihn belebt, legt ihm Ausdrücke und Figuren auf die Zunge, die ihm all sein Studieren nicht verschafft hätte; die körperliche Bewegung ertheilt den Worten neues Leben; Geberden, welche durch das Feuer dieser Bewegung eingegeben werden, sind auf eine besondere Art ausdrucksvoll und natürlich; sie haben nichts gezwungenes, verrathen keine Kunst. Dazu kömmt, dafs ein geschickter und versuchter Prediger die vorzutragenden Sachen dem Eindrucke anpafst, welchen er sie auf den Zuhörer machen sieht; denn er sieht es sehr wohl, was derselbe begreift, oder nicht begreift, was Aufmerksamkeit erregt, und das Herz rühret, und was diese Wirkung nicht hat; er kehrt zu den nämlichen Sachen, nur auf andere Weise zurück; er kleidet sie in Bilder und sinnliche Vergleiche ein, oder er steigt bis auf die ersten Grundsätze der Wahrheiten hinab, von denen er Ueberzeugung verschaffen will, oder er sucht die Leidenschaften zu beseitigen, welche der vollen Wirkung dieser Wahrheiten im Wege stehen. Darin besteht die ächte Kunst zu unterrich-

ten und zu überreden; fehlen diese Mittel, so läuft alles auf leere und fruchtlose Declamation hinaus. Wie weit steht aber der auswendig lernende Redner von diesem Ziele ab? Man hat einen Mann vor sich, der sich nicht von seiner auswendig gelernten Lection abzuweichen getraut; alles ist in seinem Style nothwendiger Weise abgezirkelt; man kann von ihm, wie von Isocrates sagen, seine Rede läfst sich weit besser lesen, als vortragen. Mag er übrigens thun, was er will, seine Stimmebiegung wird eintönig, und immer etwas gezwungen seyn; er ist kein Mann, der spricht; er ist ein Redner, der hersagt, oder declamirt; seine Geberden sind gezwungen; der zu starre Blick seines Auges zeigt, dafs sein Gedächtnifs in Arbeit ist, und er darf sich keiner aufserordentlichen Bewegung überlassen, ohne in Gefahr zu gerathen, den Faden seiner Rede zu verlieren. Ferne davon, dafs der Zuhörer, der die Kunst so ganz zu Tage liegen sieht, sollte ergriffen, und wie aufser sich versetzet werden, er ist vielmehr ein kalter Beobachter von den Kunstgriffen der Rede.“ *)

F. führt bey dieser Gelegenheit eine Stelle aus

*) In seinen Dialogues sur l'eloquence de la chaire. Eine deutsche Uebersetzung dieser Gespräche verdanken wir dem Würtembergischen Hrn Hofmusikus, I. B. Schaul, welche Hr. geistl. Rath Werkmeister mit einer Vorrede begleitet hat. Sie ist verlegt zu Tübingen von Heerbrandt. 1800. A. d. Ueb.

aus dem h. Augustin an, der sagt: „*Die Prediger müssen noch weit deutlicher und fühlbarer reden, als andere Leute; denn, da Gewohnheit und Wohlanstand es nicht erlauben, dafs man sie durch Fragen unterbricht, so müssen sie befürchten, dafs sie slch nicht genug nach der Fassungskraft ihrer Zuhörer richten. Daher kömmt es auch,* setzt der h. Augustin hinzu, *dafs diejenigen, welche ihre Reden Wort vor Wort auswendig lernen, und eine Wahrheit nicht wiederhohlen, und so lange in mannichfaltiges Licht setzen können, bis sie bemerken, dafs man sie verstanden habe, wenig Nutzen stiften.* Man sieht daraus, wie F. es beobachtet, dafs der h. Augustin sich damit begnügte, das Vorzutragende in seinem Geiste anzuordnen, ohne seinem Gedächtnisse jedes einzelne Wort der Predigt mühsam einzudrücken.

Doch zeigt eben diese Stelle des h. Augustin an, dafs schon zu seiner Zeit viele Prediger ihre Reden schriftlich ausarbeiteten, und sie dann zum Vortrage auswendig lernten.

F. gab zu, wenn man ohne Beyhilfe der schriftlichen Ausarbeitung und des Auswendiglernens das Predigtamt mit Nutzen treiben wolle, „so sey ein ernsthaftes Nachdenken über die ersten Grundsätze, eine weitschichtige Bekanntschaft mit den herrschenden Sitten, das Vertrautseyn mit den Schriften des Alterthums, und grofse Stärke im Schliefsen und in lebendiger Körperbewegung unentbehrlich. Aber, setzte er hinzu, sollte auch ein Mann alle diese Ei-

gen-

genschaften eben nicht in einem vorzüglichen Grade besitzen, so wird er, dessen unerachtet, noch immer gute Predigten liefern können, wenn er nur eine gründliche Denkweise, einen mittelmäfsigen Vorrath von Kenntnissen, und einige Leichtigkeit sich auszudrücken hat: in einer wie in der anderen Methode wird es stets einen Stufenunterschied unter den Predigern geben."

Eben so abgeneigt war er den Abtheilungen und Unterabtheilungen, welche man allgemein in den Predlgten eingeführt hat. Er behauptete: „diese Abtheilungen verursachten nur eine Scheinordnung; sie machten die Rede trocken und zwangvoll, sie zerschnitten dieselbe in zwey oder drey Theile, wodurch die Lebhaftigkeit des Redners und die Wirkung seiner Rede gehemmet werde; diese machten gewöhnlich zwey oder drey verschiedene Reden aus, die nur auf die willkührlichste Weise zusammenhingen. Er sagt dann bey dieser Veranlassung, dafs die Kirchenväter sich nicht an diese Methode gebunden hätten; dafs der letzte unter ihnen, der h. Bernard, zwar Abtheilungen andeute, aber sich nicht an ihnen halte, und seine Reden nicht eintheile; dafs man lange Zeit ohne Abtheilungen gepredigt habe, und diese eine Erfindung der Scholastik von sehr neuer Zeit sey."

F. hätte gerne gesehen, dafs die Prediger sich mehr damit abgeben möchten, das Volk in der Religionsgeschichte zu unterweisen. „In der Religion

ist

ist alles Erblehre, Geschichte, Alterthum; der gröfste Theil der Prediger unterrichtet nicht genug, und liefert nur schwache Beweise, weil er nicht auf diese Quellen zurück geht. Man spricht täglich mit dem Volke von der h. Schrift, von der Kirche, von den zwey Gesetzen, von dem Priesterthume des Moses, Aarons, und Melchisedechs, von den Prophezeihungen und von den Aposteln, giebt sich aber keine Mühe, es darüber zu belehren, was denn eigentlich diese Dinge sagen wollen, und was jene Personen gethan haben. Man kann zwanzig Jahre lang viele Predigen hören, ohne das zu lernen, was man von der Religion wissen soll. Er wünschte, dafs ein Prediger aufser der umständlichen Erklärung des Evangeliums und der Geheimnisse das Volk auch stets und im Zusammenhange mit dem Ursprunge und der Einsetzung der Sacramente, mit den erblichen Ueberlieferungen, mit den Anordnungen der Kirchenzucht, mit dem Gottesdienste und mit den Ceremonien bekannt machen möchte; dadurch würden die Gläubigen gegen die Einwürfe der Irrlehrer verwahret werden; sie würden im Stande seyn, Rechenschaft über ihren Glauben zu geben, und sogar die nicht starrsinnigen Ketzer zu rühren. Ein Unterricht von solcher Beschaffenheit würde den Glauben befestigen, einen hohen Begriff von der Religion beybringen, und es dahin bringen, dafs dem Volke alles, was es in den Kirchen vornehmen sieht, zu seiner Auferbauung nützlich würde; da es hingegen

bey

bey dem so oberflächlich ertheilten Unterrichte, von allem, was es sieht, fast gar nichts begreifet, und nur sehr verworrene Vorstellungen von dem hat, was es seinen Prediger sagen höret. Man giebt ihnen in den Kinderjahren einen kleinen trocknen Katechismus in die Hand, den sie auswendig lernen, ohne den Sinn desselben zu verstehen; hernach erhalten sie für ihren Unterricht weiter nichts mehr, als Predigten, die in's Allgemeine gehen, und in keiner Verbindung miteinander sind."

F. macht gleichfalls nicht unbedeutende Bemerkungen über die ziemlich junge Sitte, ganze Predigten über einen einzelnstehenden Text zu halten. „Dieser Gebrauch kömmt daher, dafs vor Zeiten die Seelsorger dem Volke nichts aus sich selbst vortrugen; sie erklärten nur die Worte des aus der h. Schrift abgelesenen Textes. Unmerklich schlich sich aber die Gewohnheit ein, dafs man sich nicht mehr an alle Worte des Evangeliums hielt, sondern man erkläret jetzt nur eine einzige Stelle aus demselben, die den Namen — *Predigttext* führet. Wenn man aber alle Theile des Evangeliums nicht mehr gerade auslegen will, so sollte man wenigstens solche Worte ausheben, welche die wichtigsten und für die Zuhörer nöthigsten Wahrheiten enthalten: aber nur zu oft geschieht's, dafs ein Prediger aus einem Texte jede Predigt nach Belieben ableitet; er weifs so lange an demselben zu drehen und zu wenden, bis

er

er allmählig sich zu der Predigt schickt, die er eben vorzutragen nöthig hat.“

Er wünschte ferner: „Jeder Prediger ohne Unterschied möchte seine Predigten so einrichten, dafs sie ihm nicht gar zu beschwerlich fallen, und er demnach öfters predigen könnte; die Predigten sollten defswegen kurz seyn, damit er, ohne weder sich noch das Volk zu ermüden, alle Sonntage nach dem Evangelium eine halten könnte. Er berief sich auf das Beyspiel jener alten Bischöfe, die bey ihrem hohen Alter und vielen Arbeiten nicht so viele Umstände, wie unsere Prediger, gemacht hätten, um unter dem h. Mefsopfer, welches sie selbst alle Sontage feyerlich verrichteten, an ihr Volk eine Anrede zu halten: er schien es zu bedauern, dafs man den alten Gebrauch der Kirche, vermöge dessen man frühe unter dem Gottesdienste, der Predigt nach dem Evangelium ihre Stelle anwies, abgeändert habe; dafür, setzte er ziemlich naiv hinzu, *wiegen die Nachmittagspredigten zuweilen in einen sanften Schlummer ein* *).

Wenn

*) Fenelon erzählt, als er einstens über eine solche Nachmittagspredigt eingeschlafen sey, so sey er plötzlich durch die äusserst erhobene Stimme des Predigers aufgeweckt worden; er sey Anfangs der Meinung gewesen, derselbe wollte durch dieses laute Aufschreyen die Aufmerksamkeit auf eine der schönsten Stellen seiner Predigt erregen; er habe sich aber geirret; denn der Prediger habe seinen Zuhörern ganz einfach verkündiget, er werde den nächsten Sonntag von der

Bufse

Wenn indessen F. einige alte Gebräuche zurück wünschte, weil sie ihm nützlicher, als die an ihre Stelle neu eingeführten, schienen, so nahm er sich gar nicht heraus, auf seine Meinung ein grofses Gewicht zu legen; er schien sogar einige Furcht darüber zu haben, dafs man seine blofsen Aeufserungen für eine Art von Tadel ansehen möchte; und sagte daher: „Uns steht es nicht zu, öffentliche Einrichtungen in der Kirchenzucht zu machen; jegliches Zeitalter hat nach seinen verschiedenen Umstân-

Buſse reden: „Ueber diese mit so vielem Lärmen gemachte Ankündigung einer solchen Sache würde ich gelacht haben, wenn nicht die Achtung für den Ort und die Handlung mich zurück gehalten hätte. Dialogues sur l'Eloquence de la chaire. — Wahrscheinlicher Weise schlief Fenelon bey Nachmittagspredigten gerne ein. Dem Marschall von Maubourg, Johann Hector Dufay, der in dem spanischen Erbfolgekriege zu Cambrai war, erzählte er, der Pater Seraphin, ein Kapuziner, und durch seinen einfachen und salbungsvollen Vortrag damahls berühmter Prediger, habe einstens in der Kapelle zu Versailles von der Kanzel herab in Gegenwart des ganzen Hofes und des Königes die Rede an ihn gewendet. Der Abbé von Fenelon schlief: der Pater Seraphin, der es bemerkte, unterbrach seine Predigt, und sagte sehr laut: „Wecket den Abbé auf, der dort schläft, er ist vielleicht blos defswegen in der Predigt, um dem Könige den Hof zu machen.“ — Ludwig XIV., der ganze Hof und Fenelon selbst konnten sich des Lachens über eine solche eben nicht feine Anrede des guten Religiosen nicht enthalten.

ständen auch verschiedene Gewohnheiten: haben wir Achtung für die Nachsicht der Kirche, und suchen wir, ohne den Kritiker zu spielen, gute Prediger *nach unserem Plane* zu bilden.

Vergessen darf man dabey auch nicht, dafs, wenn F. seine Gedanken über die Kanzelberedsamkeit auf obige Weise darlegte, er diefs in der blofsen Absicht that, um blos sich selbst den Zweck, welchen die Kirche bey dem Predigtamte hatte, und die sicherste Methode, um die mit Recht von ihr erwarteten Früchte desselben einzuerndten, deutlich vor das Auge zu rücken; er hatte diese *Dialogen* nicht für den öffentlichen Druck geschrieben; sie erschienen daher auch erst nach seinem Tode, ob er sie gleich in seiner Jugend geschrieben hatte. Man darf ihn daher nicht im Verdachte haben, als habe er die Mifsbräuche, welche er an einigen Predigern bemerkt zu haben glaubte, scharf tadeln, oder aus Eitelkeit ein neues und sonderbares System aufstellen wollen; er drückte nichts als seine eigne Gedanken und Gefühle aus. Er war so sehr davon überzeugt, dafs ein Prediger sich darauf einschränken müsse, seinen Gegenstand tief zu überdenken, ohne sich an einen schriftlich ausgearbeiteten und mühsam auswendig gelernten Aufsatz streng zu binden, dafs er sein ganzes Leben lang sich selbst nach diesen Maximen seiner *Dialogen* richtete. Wir haben sehr viele seiner Reden im Original: es sind nicht sowohl Predigten, als Predigt-Skizzen, denn er warf

nur

nur auf das Papier die Hauptzüge hin, und zwar so schnell, dafs die meisten Worte abgekürzt sind. Diese waren indessen keine Merkzeichen, um sich selbst den Gang seiner Rede fest anzudeuten; es waren vielmehr Schranken, die er seiner ausserordentlichen Leichtigkeit setzte; er schien gegen seine fruchtbare Einbildungskraft auf der Hut zu seyn, die ihm einen zu grofsen Reichthum an Gedanken zuströmte.

Die wenigen Reden F., welche im Drucke herausgekommen sind, sind nicht sowohl echte Predigten, als sehr flüchtig hingeworfene Aufsätze, die er in seiner Jugend für einige besondere Umstände ausgearbeitet hatte.

§. 12. *Rede Fenelons bey der Consecration des Churfürsten von Cölln.*

Die einzige Predigt, welche F. nach der gewöhnlichen Methode vollkommen zu Papier brachte, ist die Rede, welche er den 1ten May 1707 bey der Consecration des Churfürsten von Cölln, Joseph Clemens von Bayern vorgetragen hat. Er glaubte, diese Art von Respecte dem Range eines Prinzen, der so lebhaft wünschte, aus seinen Händen die bischöfliche Salbung zu empfangen, und der Gegenwart dessen Bruders des Churfürsten von Bayern schuldig zu seyn. Diese Predigt war als Prachtrede für eine grofse Feyerlichkeit, nicht aber für den einfachen Unterricht der Gläubigen bestimmet. Aber

man

man darf sich in Hinsicht derselben den Gedanken erlauben, dafs F. auf der heiligen Stätte neben Bossuet und Bourdaloue hätte stehen können, wenn es ihm mehr um den Ruhm der Beredsamkeit als um das Verdienst würde zu thun gewesen seyn, die seiner Oberhirtenliebe anvertrauten Gläubigen auf eine einfache Weise zu unterrichten. Der erste Theil der Rede auf die Consecration des Churfürsten von Cölln hat die Stärke und die Hoheit Bossuets; der zweyte setzt eine Empfindsamkeit voraus, die nur F. eigen ist. So urtheilt über sie der Cardinal Maury, und ein solches Zeugnifs von einem Manne, der ein aufgeklärter Bewunderer Bossuets ist, und im Fache der Redekunst die vortrefflichsten Grundsätze und die schönsten Muster aufgestellet hat, hält sicher der Meinung derjenigen das Gleichgewicht, welche glauben, Fenelonen habe es am Rednertalente gefehlet.

F. hatte freylich den Ruhm eines *Redners* nicht, wenn man dieses Wort in dem gewöhnlichen Sinne nimmt. Nach seinen Grundsätzen über die Kanzelberedsamkeit schien er sogar sich jenen grofsen Redeschwung zu untersagen, der den Geist bestürmet, das Herz fortreisset, und nur Erstaunen mit tiefem Schweigen zur Folge hat. Bey seiner aufserordentlichen Leichtigkeit im Sprechen und Schreiben konnte er sich kaum zu jener peinlichen Ausarbeitung zwingen, welcher sich jeder Redner unterwerfen mufs, der starke und hohe Gedanken in glän-

glänzende Bilder einzukleiden den Stolz hat. Es ist sogar sehr merkwürdig, dafs er, gerade der Mann, den man für den *witzigsten* Kopf seiner Zeit hielt, nie seinen *Witz* wollte reden lassen; stets war es sein Herz, das zu seinen Lesern oder Zuhörern sprach. Wahrscheinlich liegt auch hier der Grund, warum sein Styl immer die nämliche Farbe in seinen Reden, Briefen, und allen seinen Schriften hat. Ton und Sprache sind der Ausdruck seines Gefühles; und wenn in einem tugendhaften Herzen das Gefühl nicht durch Leidenschaft erhöhet wird, so bleibt der Ausdruck immer ruhig, sanft und rein, wie die Tugend.

Dieser Fenelonen so eigne Character mufste bey seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt gewesen seyn, weil er den Hauptzug ausmachet, mit welchen ihn la Bruyère für Frankreich und sein Jahrhundert sogar noch vor der Zeit schilderte, in welcher er durch seine Controversen mit Bossuet, und durch seinen Telemach so berühmt geworden ist.

„Man fühlt, sagte la Bruyere, *) die Stärke und die Ueberlegenheit dieses seltnen Kopfes, *er mag nun sich auf sein Genie verlassend, ohne Vorbereitung eine Predigt halten*, oder er mag in einer studierten feyerlichen Rede als Redner auftreten, oder nur im Umgange seine Gedanken eröffnen. Stets Herr über Ohr und Herz derjenigen, die ihn hören, beseitigt er jede Anwandlung von Neid über so viele Geistes-

*) Discours à l'Acad. franç. 15. jun. 1693.

steshoheit, so viele Leichtigkeit, Zartheit und Feinheit; man fühlt sich glücklich genug, ihm nur zuhören zu können.“

F. stellte den Menschen die Grundsätze der Tugend und Religion niemahls als strenge Pflichten, die sie zu erfüllen hätten, sondern als Mittel vor, durch welche sie zuerst ihr eignes Wohl, und durch dieses dann das seinige zu befördern hätten. Immer war er ihr Freund, den sie fragten, den sie hörten, der ihnen nie untreu ward; wie hätten sie nicht einen Mann lieben sollen, der sie nur wegen ihrer selbst zu lieben schien? wie hätten sie der sanften Ueberredung widerstehen können, welche sich durch die Töne der zärtlichsten Freundschaft den Weg in ihr Herz bahnte? „Diese wechselseitige Zärtlichkeit zwischen dem Hirten, und den seiner Obsorge anvertrauten Gläubigen machte, wie der Abbé Trublet sagt, einen grofsen Theil der Beredsamkeit an dem berühmten Erzbischofe von Cambrai aus.“

Die widersprechenden Urtheile, welche man so oft über das Verdienst grofser Männer fällt, entstehen fast immer aus der Sucht, ihnen durch Vergleichung mit Andern ihren Rang anzuweisen, gleichsam als könnte etwas verglichen werden, was keines Vergleichs empfänglich ist. Weit einfacher würde es seyn, wenn man untersuchen wollte, ob sie den Zweck erreicht haben, den sie sich, indem sie dem Antriebe ihres Genies folgten, vorgesetzt hat-

hatten. Man könnte alsdann blos derjenigen Gattung, in der sie sich vorzüglich auszeichnen, den Vorrang einräumen, je nachdem man selbst durch Geschmack, Genie oder Privatcharacter dafür eingenommen wäre; aber diefs selbst würde keineswegs diesen Vorrang unter diesen berühmten Mitwerbern um den Preis der Ehre und Tugend festsetzen, weil sie alle den Zweck, nach dem sie strebten, erreichet hätten. Ein Mann von Kopf und Geschmack, der uns eine sinnreiche Parallele zwischen Pascal, Bossuet und Fenelon hinterlassen hat, scheint diese Klippe glücklich vermieden zu haben; jeder, welcher Bewunderung für diese drey grofsen Männer fühlet, wird das von ihm über selbige gefällte Urtheil unterschreiben können, indem er sich gehütet hat, den Character ihres Genies und ihre Ansprüche auf Ruhm untereinander zu mischen.

Nachdem der Marquis von Vauvenargues mit gerechter Bewunderung von dem Genie und den Talenten Bossuets und Pascals gesprochen hat, so ruft er aus: „Aber du, der du sie an Anmuth und Grazie so sehr übertroffen hast, erlauchter Schatten, liebenswürdiges Genie, du, der du der Tugend durch Salbung und Sanftmuth die Herrschaft verschafftest, *könnte ich, wenn die Frage von Beredsamkeit ist, wohl den Adel und Zauber deiner Worte vergessen?* Dazu gebohren, um Könige weise und menschenfreundlich zu bilden, liefsest du am Fufse des Thrones durch deinen edeln Muth die Jammerstimme der

von Tyrannen in den Staub getretenen Menschheit ertönen, und nahmst dich der verlassenen Sache der Völker gegen die Kunstgriffe der Schmeicheley an. Was für eine Güte des Herzens, welche Redlichkeit sprechen nicht in deinen Schriften? Welch ein Glanz von Worten und Bildern? Wer hat je in einen so natürlichen, so melodischen, und so zärtlichen Styl so viele Blumen geflochten? Wer schmückte je die Vernunft mit einem so rührenden Gewande? O, welche Schätze von Ueberflusse in deinem einfachen Reichthume! O Namen, denen jeder durch Liebe und Achtung huldigt, wem nur immer der Ruhm der Wissenschaften theuer ist. Ihr Wiederhersteller der Künste, ihr Väter der Beredsamkeit, ihr Lichter des menschlichen Geistes, warum habe ich nicht einen Strahl jenes Genies, welches in allen euren Reden glänzet, um euch nach Würde zu zeichnen, und die euch eignen Züge vollkommen anzugeben! Könnte man so verschiedene Talente miteinander verschmelzen, so würde man vielleicht denken wie Pascal, schreiben wie Bossuet, reden wie Fenelon. Aber da die Verschiedenheit ihres Styles gerade von der Verschiedenheit ihrer Art, die Sachen zu denken und zu fühlen, kömmt, so würden sie alle drey sehr viel verlieren, wenn man die Gedanken des einen durch die Ausdrücke des andern darstellen wollte. Man wünscht dieses nicht, wenn man sie liefst, denn jeder drückt sich durch solche Redensarten aus, welche dem Character sei-

ner Geschichte und Vorstellungsart am meisten zusagen, und gerade darin besteht das ächte Merkmahl des Genies: diejenigen, die blos Verstand haben, entlehnen nach und nach alle Arten von Wendungen und Ausdrücken; sie haben keinen unterscheidenden Character."

§. 13. *Bemerkung über die Grundsätze Fenelons, die Kanzelberedsamkeit betreffend.*

Man kann ohne Zweifel über die Kanzelberedsamkeit anders denken, als Fenelon; es lassen sich über die so einfach und leicht scheinende Methode, wie er sie in seinen *Dialogen* darleget, manche sehr vernünftige Einwürfe machen. Der stärkste unter denselben wird immer der bleiben, dafs sich selten so viele Talente, Leichtigkeit, Kenntnisse und selbst Tugenden beysammen finden werden, als es doch diese unausgesetzte Fertigkeit erfodert, über jede Gattung von Gegenständen so nachdrücklich, anziehend und salbungsvoll zu reden, dafs man zu gleicher Zeit *Ueberzeugung*, *Wohlgefallen und Rührung* erreget, und diefs mufs doch, nach Fenelon selbst, des Redners Zweck seyn.

Ein herrliches Schauspiel war es, (und vielleicht hat man nichts, was uns einen höhern Begriff von der Religion machen kann) wenn man sah, wie der Lehrer der königlichen Kinder, der Verfasser des Telemachs, der Mann, der durch seinen Geist, durch seine Anmuth, durch seine sanft eindringende Be-

redsamkeit den ganzen Hof Ludwigs XIV. bezaubert hatte, der Bossuet selbst durch die Fruchtbarkeit und Feinheit seines Genies in Erstaunen und nicht selten in Verlegenheit gesetzt hatte, der Erzbischof von Cambrai, dessen Namen ganz Europa mit Ehrfurcht aussprach, kurz, dafs F. in einer Dorfkirche die Kanzel bestieg, um dem Landvolke in einer der Einfachheit seiner Sitten und seinem schwachen Verstande anpassenden Sprache das Wort Gottes zu verkündigen, und wie er darauf wieder herabstieg, um den kleinen Kindern den Katechismus auszulegen.

F. hat in allen Schriften, die uns noch von ihm übrig sind, gezeigt, dafs es ihm weder an Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und an Ordnung im Verstande, noch an Empfindsamkeit des Herzens und an Leichtigkeit und Reichthum des Ausdruckes gefehlet habe, um ein *Redner* zu seyn. Wir sagen nicht, dafs er sich bis zur Höhe B. würde erschwungen haben; es gab nur einen B.; aber selbst *aus seinen Dialogen über die Kanzelberedsamkeit*, in welchen er sich so strenge gegen die Redekunst herauslâfst, leuchtet hervor, welch einen hohen Begriff er von der Sprache der h. Schrift hatte, dieses Buches, in welchem die Quelle und die Begeisterung der ganzen Beredsamkeit enthalten ist.

„Die h. Schrift, sagt F., übertrifft an Naivetät, an Lebhaftigkeit, an Gröfse alle Schriftsteller Roms und Griechenlands: selbst Homer erreicht niemahls

die

die Hoheit von Moses in seinen Liedern, besonders in dem letzten, welches alle Kinder der Israeliten auswendig lernen mufsten. Nie erschwang sich eine griechische oder lateinische Ode zur Erhabenheit der Psalmen. So übersteigt zum Beyspiele jener, *) der mit den Worten anfängt: *Der Gott der Götter, der Herr hat gesprochen, und den Erdkreis aufgefodert*, alle menschliche Einbildungskraft. Nie kam Homer, oder ein anderer Dichter dem Isaias **) bey, wenn er die Majestät Gottes schildert, vor dessen Auge *die Königreiche nur Staubkörnchen sind, und der das ganze Weltall, das er heute ausspannet, morgen wieder zusammenwickelt.* Bald hat dieser Prophet in seinen lachenden Gemälden von der Seligkeit des Friedens die ganze Anmuth und Zärtlichkeit einer Eklo-ge, bald schwingt er sich zu einer Höhe, auf welcher er alles unter sich zurückläfst. Was läfst sich aber in der heidnischen Vorzeit mit dem zartfühlenden Jeremias vergleichen, wenn er die Leiden seines Vaterlands beweinet? Oder mit Nahum, wenn er schon von Ferne, im Geiste, das stolze Ninive unter dem Angriffe unzählbarer Heerschaaren fallen sieht? Man sieht diese Heere gleichsam vor sich; man hört gleichsam das Geräusch ihrer Waffen und Wägen; alles ist so lebendig gemahlt, dafs die ganze Einbildungskraft ergriffen wird: er läfst Homer

weit

*) Der 49ste.

**) Cap. XL. V. 23. 22.

weit hinter sich zurück. Lese man noch Daniel, wenn er Balthasarn die göttliche Rache voraussagt, die so eben über sein Haupt ausbrechen will, und sehe man, ob mit dieser Stelle irgend eines der erhabensten Originale der Vorzeit in Vergleich gestellt werden könne. Uebrigens behauptet sich alles in der h. Schrift; alles hat da den Character, den es haben soll, die Geschichte, die in's Einzelne gehende Gesetzgebung, die Beschreibungen, die feurigen Stellen, die Geheimnisse, die moralischen Reden: kurz, zwischen den profanen Dichtern und den Propheten ist gerade der Unterschied, der zwischen dem wahren und falschen Enthusiasmus ist: die einen, wahrhaft begeistert, drücken sichtbar etwas göttliches aus, die anderen, so sehr sie auch sich über sich selbst zu erheben streben, lassen stets an sich die menschliche Schwäche wahrnehmen."

Die Stellen, welche wir aus den *Dialogen über die Kanzelberedsamkeit* ausgezogen haben, sind hinreichend, um das Urtheil des Cardinal Maury über sie zu rechtfertigen. Man kann, indem man sich auf sein Ansehen beruft, mit ihm *) sagen: „Diese Dialogen seyen eine der besten didaktischen Schriften für die Prediger; alle Regeln der Kunst gründeten sich in ihnen auf den gesunden Menschenverstand und die Natur."

Und doch war dieses von einem Redner, der sich selbst in allen Zweigen der Redekunst so auser-

or-

*) Notice sur Fenelon.

ordentlich hervorthat, so geschätzte Werk nur eine Jugendarbeit F., dem es seine Bescheidenheit nicht erlaubte, das ganze Verdienst derselben zu würdigen: er hielt es sogar, so lange er am Leben war, nicht der Mühe werth, es bekannt zu machen, und drucken zu lassen. Blos der aufgeklärte Eifer seiner Freunde und Verwandten mufste es nach seinem Tode der Dunkelheit entreifsen, zu welcher er es mit seinen zahlreichen Manuscripten verdammt hatte.

§. 14. *Geistliche Briefe Fenelons.*

Wenn die Predigten F. ihm keinen Platz unter den grofsen Kanzelrednern seiner Zeit anweisen, so haben vielleicht seine *geistlichen Briefe* der Religion weit gründlichere, dauerhaftere und kostbarere Siege verschafft, als die Triumphe der Redekunst. **) „In der Beredsamkeit giebt es eine doppelte Art von Wärme; eine Wärme der Ueberzeugung, und eine Wärme des Gefühls. Ein Mann, der stark von einer Wahrheit überzeugt ist, spricht auch stark davon, wie z. B. Bourdaloue. Ein Anderer, der lebendiger fühlet, drückt sich auch auf eine lebhafte und gefühlvolle Weise aus; diefs ist Fenelons Charer . . Aus ganz einfachen Briefen, welche F. vertrauten Freunden schrieb, die er sich nicht einmahl die Mühe nahm, noch einmahl zu überlesen, indem man nichts in denselben ausgestrichen oder verändert

*) Reflexions sur l'eloquence par L'abbé Trublet.

dert findet, aus blofsen Antwortschreiben an Leute, die sich bey ihm Raths erholten, oder einer Sache wegen erkundigten, aus flüchtigen Anmerkungen, in welchen er den freyen Ergiefsungen eines für die Tugend warm und innigfühlenden Herzens sich überläfst, entstand nach seinem Tode eine kostbare Sammlung, aus welcher Freunde der Religion noch immer den Geschmack und die Grundsätze der reinsten und erhabensten Gottesfurcht schöpfen. Hier begeben sie sich mit F. in die Stille *jenes inneren Lebens*, wo die Seele sich von allen menschlichen Neigungen losreifsend, zu ihrem edlen Ursprunge hinanzusteigen scheint, und sich in die alleinige Gegenwart Gottes versetzt, um in seiner Liebe zu leben, seine Herrlichkeit anzuschauen, und so viel es ihr möglich ist, schon einen Vorgenufs von jener Seligkeit zu haben, welche in ihrer ganzen Fülle ihr einst zu Theile werden wird. Welch ein grofser Lehrer des geistlichen Lebens ist Fenelon! Und wie liebenswürdig ist dieser Lehrer! Wie voll Anmuth, voll Salbung, voll Feuer! Nie gab es ein liebliches Genie, ein zärtlicheres Herz, eine schönere Seele: Nicole denkt, Fenelon fühlt. Was für ein Mann wäre jener, der beyde in sich vereinigte!“

Man würde sich sehr irren, wenn man aus dem Titel, den man dieser Sammlung gab, schliefsen wollte, als seyen die Briefe nur an solche Personen gerichtet, die schon durch lange Uebungen in der erhabensten Andacht, und in allen Werken der

christ-

christlichen Vollkommenheit sich Fertigkeit verschaffet hatten. Auch Weltleute, wenigstens solche, die noch Gefühl für moralische Tugenden haben, und den ersten Grundsätzen des Christenthums nicht gänzlich entsagt haben, werden in denselben die besten Vorschriften darüber finden, wie sie in jeder Lage und in allen so oft im Leben vorfallenden Ereignissen sich zu benehmen haben. Mag sich jemand in einem noch so hohen Stande der menschlichen Gesellschaft befinden, er wird in sehr vielen dieser Briefe auf Maximen stofsen, von denen er den nützlichsten Gebrauch machen kann. Mehrere derselben sind an Personen geschrieben, die entweder am Hofe ihre Geschäfte hatten, oder sich der Ehre der militärischen Laufbahn widmeten, oder in öffentlichen Aemtern standen, oder das edle Streben in sich fühlten, sich jenen persönlichen Werth zu erwerben, der von keinem Titel, von keinem äufseren Range abhängt. Beym Durchlesen einiger dieser Briefe wird man vorzüglich über die Menschenkenntnifs wundern, und über die feinen und tiefen Beobachtungen, die F. so leicht und unfreywillig entwischten, während er seiner Feder so schnellen Lauf liefs, ohne je daran zu denken, dafs diese Briefe von Andern, als von denjenigen, an welche sie geschrieben waren, dürften gelesen werden.

So ein Brief ist jener, den er an einen jungen Mann am Hofe schrieb, welcher zwar viele Neigung zur Tugend, aber nicht Kraft genug hatte, um

jene Weichlichkeit und eine gewisse Fühllosigkeit zu bekämpfen, welche man mit Erstaunen zuweilen selbst in dem Alter des Feuers und der Thätigkeit antrifft. F. suchte ihn gegen die Folgen eines Zustandes zu verwahren, bey welchem die schätzbarsten Eigenschaften ohne Frucht und Nutzen bleiben können.

„Am meisten haben Sie Sich vor Weichlichkeit und eitlem Zeitvertreibe zu fürchten. Diese beyden Fehler sind im Stande, auch solche Leute in die wildesten Unordnungen zu stürzen, welche sonst viele Entschlofsenheit für die Uebung in der Tugend, und einen tiefen Abscheu vor dem Laster haben. Die Weichlichkeit ist eine Trägheit der Seele, bey der sie einschläft, und alles Leben für das Gute verliert; sie ist eben so verderblich vor der Welt, als vor Gott. Ein weichlicher und zerstreuungssüchtiger Mensch ist immer ein armer Mensch und, wenn er sich in hohen und wichtigen Stellen befindet, so gereichen sie ihm nur zur Unehre. Die Weichlichkeit bringt den Menschen um alles, was seinen Eigenschaften Glanz ertheilen kann; ein weichlicher Mensch ist kein Mann, er ist ein halbes Weib, die Liebe zur Bequemlichkeit reisset ihn immer fort, wenn auch seine gröfsten Vortheile darunter leiden. Er weifs weder seine Talente auszubilden, noch sich die nöthigen Kenntnisse in seinem Stande zu erwerben, noch sich einer anhaltenden Anstrengung bey schwierigen Geschäften zu unterwer-

fen,

fen, noch sich lange Zeit Zwang anzuthun, um sich in fremden Geschmack und Laune zu schicken, noch endlich muthvoll an seiner Besserung zu arbeiten. Diefs ist der *träge Mensch* der h. Schrift, *der will und nicht will*, der in der Ferne will, was er wollen soll, der aber die Hände vor Mattigkeit sinken läfst, wenn er die Arbeit in der Nähe erblickt. Was ist mit einem solchen Menschen anzufangen? Er ist zu nichts tauglich: Geschäfte eckeln ihn an, ernsthaftes Lesen mattet ihn ab; Kriegsdienste stören seine Vergnügungen; der immerwährende Aufenthalt am Hofe sogar wird ihm zur Last; alle seine Zeit schwindet dahin, und er weifs sie nicht zu brauchen. Fragt man ihn, wie er die Morgenstunden zugebracht hat, so weifs er es nicht, denn er lebt, ohne daran zu denken, dafs er lebt; er hat, so lange als möglich, geschlafen; hat sich ganz langsam angekleidet; hat mit dem nächsten besten gesprochen, ist im Zimmer mehrmahlen herumgelaufen; hat gedankenlos der Messe beygewohnet; so kam dann der Mittag herbey: der Nachmittag geht vorüber wie der Morgen, und sein ganzes Leben wie dieser Tag. Noch einmahl, ein solcher Mensch tauget zu nichts. Wenn er Stolz hätte, so würde er einen jedem Menschen so schimpflichen Zustand an sich selbst unerträglich finden, denn man braucht nur Stolz und Gefühl für äussere Ehre, um vor Aerger und Verdrusse zu bersten, wenn man sich als einen solchen Schwächling erkennet.“

Es

„Es ist sogar zu befürchten, dafs Ihr Gefühl für Religion sich mit Ihrer Weichlichkeit verschmelzet, und Sie nach und nach zu einer ernsten und sonderbaren Lebensweise verleitet, welche zwar einen Schein von Regelmäfsigkeit, im Grunde aber gar keinen Werth haben wird; Sie werden sich viel darauf zu gut thun, wenn Sie Sich von den thörichten Lustgelagen der Jugend entfernen; werden aber nicht merken, dafs bey dieser Entfernung die Religion nur ein blofser Vorwand ist. Die Wahrheit ist: Sie werden Zwang in solchen Gesellschaften fühlen, Sie werden Sich nicht auf den muntern und ausgelassenen Ton zu stimmen wissen, den die Andern doch erwarten. Diefs wird, Ihrem eignen Hange gemäfs, Sie in ein ernsteres und düsteres Wesen versenken, das Ihnen aber, wie zu besorgen ist, eben so fruchtlos und gefährlich seyn wird, als alle jene munteren Thorheiten. Ernst mit Weichlichkeit, bey dem die Leidenschaften im Stillen dahinbrüthen, veranlafst ein dunkles, niederträchtiges, verdorbenes Leben, für welches die Welt selbst, so sehr sie auch Welt ist, nichts anders als Abscheu haben kann. Auf solche Weise werden Sie Sich von der Welt trennen, nicht wegen Gott, sondern wegen ihrer Leidenschaften, oder wenigstens wegen einer Unthätigkeit, welche aber vor Gott und der Welt eben so verächtlich ist, als die schlimmsten Leidenschaften.“

Nachdem F. dem jungen Manne eine heilsame

Scham

Scham gegen die Verachtung und Ehrlosigkeit, in welche ihn sein weichlicher Character stürzen könnte, einzuflöfsen gesucht hat, so zeichnet er ihm einen einfacheren und leichteren Plan für die Verwendung seiner Stunden und für seine stete Lebensweise.

Anfangs schreibt er ihm vor, er sollte den Pflichten der Religion stets treu seyn, und einige besondere Uebungen der Frömmigkeit, welche sich zu seinem Alter und Stande schikten, nie unterlassen; darauf schildert er ihm den Wandel, den natürlicher Weise ein Mann führen müfse, der zu einer ehrenvollen Stelle in der menschlichen Gesellschaft berufen sey.

„Sie müssen Sich mit Anstande da einfinden, wo die grofse Welt zusammen kömmt, am Hofe, bey dem Könige, bey der Armee, bey den Generälen. Sie müssen Sich jenen feinen Ton zu verschaffen suchen, mit welchem man jedermann nach Würde zu ehren weifs. Ferne sey von Ihnen jede stolze Miene, ferne alles, was gezwungen, was zudringlich ist! Sie müssen jeglichen nach seinem Stande, nach seinem Rufe, nach seinen Verdiensten, nach seinem Credit zu behandeln wissen; dem Verdienste Achtung, grofsen Fähigkeiten, wenn sie mit rechtschaffener und freundschaftlicher Denkart vergesellschaftet sind, Zutrauen und Anhänglichkeit, hohem Range Höflichkeit und äufserliches Gepränge wiederfahren lassen, und auf solche Weise dem Publi-

blikum auf eine ehrenvolle Art Genüge leisten. An Orten, wo es nur darum zu thun ist, etwas vorzustellen, müssen Sie Jedermann im Vorbeygehen grüfsen, und wohl behandeln; doch nur mit wenigen Leuten in Gespräch sich einlassen. Schlechter Umgang entehret, besonders einen jungen Mann, an dem noch alles zweifelhaft ist: man nimmt es nicht übel, wenn er mit wenigen Leuten, aber um so mehr, wenn er mit solchen umgeht, die in einem üblen Rufe stehen; reden Sie nicht verächtlich von diesen, wie manche andere, aber ziehen Sie Sich sachte von ihnen zurück.

„Entehrend ist es, der Einsamkeit blos aus Unthätigkeit nachzuhängen, aber sie suchen, um sich zu beschäftigen, und in den Pflichten seines Berufes Sich zu vervollkommen, dieses erhebet einen Mann weit über alle jene Müssiggänger, die sich nie für ihren Stand befähigen. Sobald man weifs, dafs Sie Sich damit abgeben, um kein Fremdling in der Geschichte und der Kriegskunst zu seyn, wird sich Niemand erkühnen, über Ihre Andacht zu spötteln: der gröfsere Theil wird diese gar nicht vermuthen, sondern blos glauben, Sie geizten mit Weisheit nach Ehre. Durch eine solche Einrichtung Ihres Lebens wird es Ihnen leicht werden, Sich von der thörichten Jugend zu trennen: Sie werden Sich so ungestörte Ruhe verschaffen, um vor Gott zu wandeln, und den Pflichten Ihres Standes Genug zu thun.

„Hier haben Sie beynahe alles, was Bezug auf

den

den öffentlichen Umgang hat. Es giebt noch einen Umgang mit gewissen Freunden leichten und gemeinen Schlages; man mufs nicht auf sie zählen, noch sich ihrer ohne grofse Noth bedienen, doch ihnen, wo es nur möglich ist, gefällig seyn, und sich dieselben auf solche Weise verbindlich machen. Diese Leute brauchen aber kein vollendetes Verdienst zu haben; zur Anknüpfung eines äusseren Umgangs mit ihnen ist es schon genug, dafs sie durchaus für rechtschaffene Leute gelten."

„Was die wahren Freunde belangt, so mufs man sie mit grofser Vorsicht wählen, und folglich sich auf eine sehr kleine Anzahl einschränken. Wählen Sie ja keinen zum innigen Freunde, wenn er Gott nicht fürchtet, und sich nicht von den reinen Grundsätzen der Religion in allem leiten läfst. Ist es immer möglich, so wählen Sie zu ihren Freunden Männer, die etwas älter sind als Sie; diefs wird zu Ihrer früheren Reife dienen. Wahren und innigen Freunden stehe Ihr Herz offen, haben Sie kein Geheimnifs für dieselben, aufser dem, was Ihnen von andern anvertraut worden ist, und noch jene Dinge ausgenommen, rücksichtlich welcher Sie besorgen können, dafs Vorurtheile bey denselben herrschen."

F. schrieb einem schon ziemlich bejahrten Officiere, der in seiner Jugend das Spiel aller Leidenschaften war, nun aber aufrichtig von seinen Verirrungen zurück kommen wollte, nur hielt ihn noch immer eine gewisse Scham und Verlegenheit

zu-

zurück, die zuweilen rege wird, wenn man plötzlich eine Aenderung in seinem Betragen und seiner Lebensweise vornehmen will. Sie müssen Sich so zeigen, wie Sie wirklich sind, das ist, wie ein wahrer Christ. Man muſs freylich vor der Welt verbergen, was sie nicht zu wissen braucht, aber wissen soll sie es, daſs Sie ein Christ seyn wollen, daſs Sie dem Laster entsagen, daſs Sie die Ruchlosigkeit fliehen. Das wahre Mittel, langen Ungelegenheiten und gefährlichen Versuchungen auszuweichen, ist, daſs man nicht neutral bleibt. Wenn sich ein Mann laut für die Religion erklärt, so murret man Anfangs, aber bald schweiget man, und wird es gewohnt, ihn nach seinem Willen handeln zu lassen: die schlimmen Gesellen nehmen Abschied und suchen anderwärts sich einzunisten.“

Einem Manne, der immer noch Zweifel über die Religionswahrheiten äuſserte, schrieb er: „Nur das einzige verlange ich von Ihnen, daſs Sie unbefangen dem Triebe Ihres Herzens für das Gute so gehorchen mögen, als Sie ehmahls der Stimme Ihrer Leidenschaften für das Böse gefolget sind. Allemahl, wenn Sie die Gründe der Religion untersuchen wollen, werden Sie finden, daſs man Ihnen nichts haltbares entgegensetzen kann, und daſs Andere sie nur deſswegen anfeinden, um sich nicht den Vorschriften der Tugend unterwerfen zu müssen.

[illegible]ünfteln Sie nicht; trauen Sie nur Ihrem [illegible]en, welches in diesem Augenblicke zu Ihnen

Ihnen spricht: Ziehen Sie rechtschaffene Freunde zu Rathe, die Sie für aufrichtig halten; fragen Sie, ob sie es bereuen, sich mit Gott wieder ausgesöhnt zu haben; ob sie sich wegen ihrer Bekehrung für zu leichtgläubig oder zu verwegen halten? diesel-ben lebten in der Welt, wie Sie; fragen Sie also, ob sie es bedauern, derselben entsagt zu haben?

„Seyen Sie mifstrauisch auf die Kräfte Ihres Geistes, von dem Sie oft schon sind getäuscht worden: *der meinige hat mich so sehr hintergangen, dafs ich ihm nicht mehr trauen kann.* Noch einmahl, seyen Sie mifstrauisch auf gelehrte und grofse Schwätzer: sie werden immer ein Fallstrick für Sie seyn, und Ihnen weit mehr schaden, als sie Ihnen nutzen können. Sie quälen sich mit Fragen auf Fragen, und gelangen nie zur Erkenntnifs der Wahrheit; sie sind wie die Eroberer, die die Welt verwüsten, ohne sie zu besitzen.

„Aufrichtig, was haben Sie dann gründliches und ausgemachtes den Religionswahrheiten entgegen zu setzen? Nichts als die Furcht vor gewissen Schranken, und vor einem traurigen und beschwerlichen Leben. Sie achten die Religion, Sie fühlen ihr gegründetes Ansehen, Sie kennen die Opfer, welche sie verlangt; aber eben dieses ist der Grund, warum Sie Sich vor ihr fürchten, und Sich ihr nicht zu ergeben wagen. Allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dafs Sie dieselbe noch nicht von ihrer eben so sanften als liebenswürdigen Seite kennen:

Sie sehen nur das, was sie Ihnen nimmt, nicht aber, was sie Ihnen giebt; Sie übertreiben ihre Beschwernisse, und übersehen ihre Tröstungen. Nein, sie läfst keine Leere im Herzen, sie verlangt nichts von Ihnen, als was Sie selbst gerne seyn möchten, und was, wenn Sie es sind, Sie allen demjenigen vorziehen werden, welches Sie so lange geblendet hat. Worauf warten Sie? Soll Gott Wunder thun, um Sie zu überzeugen? Kein Wunder kann die Unentschlossenheit Ihrer Eigenliebe wegnehmen, so lange sie sich zum Opfer hinzugeben fürchtet; was verlangen Sie? Vernunftschlüsse ohne Ende? Kein Vernunftschluſs kann die Wunde Ihres Herzens heilen: Sie brauchen Ihre Vernunft, nicht um abzuschlieſsen und auszuführen, sondern um zu zweifeln, um sich zu entschuldigen, und im Besitze von sich selbst zu bleiben.

„Gebiethen Sie Ihrer Vernunft Stillschweigen. Kann man sich verwundern, daſs das Unendliche unsere Vernunftschlüsse übersteigt, die so eingeschränkt, so schwach sind? Wollen Sie Gott und seine Geheimnisse nach Ihrer Einsicht messen? Würde er unendlich seyn, wenn Sie ihn messen, wenn Sie alle seine Tiefen ergründen könnten?“

Es giebt wenige Stände des geselligen Lebens, wenige Lagen desselben, für welche nicht die *geistlichen Briefe* Fenelons Maximen und Vorschriften aufstellen, die eben so einfach und vernünftig sind, als die, welche wir eben angeführt haben. Man ex-

staunt

staunt Anfangs darüber, dafs so einfache, ganz im Vertrauen und ohne Sorge hingeworfene Briefe, die, so zu sagen, blos für das Bedürfnifs des Augenblicks berechnet waren, doch über den ganzen Inhalt der Religion und der Moral Unterricht ertheilen. Allein gerade defswegen, weil F. keine Abhandlung über Religion und Moral auszuarbeiten im Sinne hatte, gelang es ihm, sich um so deutlicher zu erklären und verständlich zu machen: blos aus dem Herzen sprach er zu denjenigen, die aus Zutrauen zu seiner Tugend ihn fragten, und zu Rathe zogen; und ein Herz, wie es F. hatte, war mit allen Geheimnifsen des menschlichen Herzens innig vertraut, und hatte die Sprache der Beredsamkeit, um es zu rühren, und alle seine Bewegungen zu leiten, vollkommen inne. Dieses glückliche Talent zu überreden, indem man rühret, verschaffte ihm jene Art von Ruhm, der vielleicht ihm nur allein, wenigstens in einem so hohen Grade, eigen ist.

§. 15. *Fenelons Kirchenregierung.*

Mit eben dem Eifer und Interesse, mit welchem F. seine Untergebenen unterwies, verwaltete er seine andere bischöfliche Geschäfte. Alle jene Verrichtungen, welche in den Kreis des bischöflichen Amts gehören, und welche oft Männern, die tief unter F. stehen, kaum der Aufmerksamkeit würdig zu seyn scheinen, veredelten sich unter seinen Augen, und erhoben sich zum Range der für sein

Amt ehrenvollesten Pflichten. Die nämliche Hand, welche für den Herzog von Burgund die erhabensten Lehren zur Regierung eines grofsen Reichs niederschrieb, fertigte für Pfarrer und einfache Priester Anweisungen zur Regierung einer Pfarrey aus.

Er hatte an der Spitze seiner Geistlichkeit Leute angetroffen, welche über die streitigen Lehren, die damahls die Kirche beunruhigten, sehr verschieden von ihm dachten; er war aber ferne davon, ihnen ihre Greisenjahre defswegen bitter zu machen, oder ihrem guten Rufe dadurch zu nahe zu treten, dafs er ihnen ihre Stelle, in deren Besitze sie so lange Zeit waren, nahm; vielmehr wufste er, ohne gegen ihre Vorurtheile hart anzustofsen, oder ihrem Character Gewalt anzuthun, sie durch Vertrauen, Achtung und Sanftmuth dahin zu bringen, dafs sie sich in seine Maximen fügten. Er untersuchte, ordnete, und entschied selbst, machte aber nicht eher von seinem Ansehen, und der ihm als Bischofe zustehenden geistlichen Gerichtsbarkeit Gebrauch, als nachdem er sich mit seinem Vicariate berathen hatte. Dieses bestand aus seinen General - Vicaren und einigen Gliedern seines Kapitels, die er für gut fand, dazu beyzuziehen, und es kam regelmäfsig die Woche zweymahl in seinem Pallaste zusammen.

Das Bisthum Cambrai, welches erst jüngst durch die Waffen Ludwigs XIV. mit Frankreich vereiniget war, dehnte sich über einen beträchtlichen Theil

des

des der Krone Spaniens noch unterworfenen Flanderns aus; er mufste schonend mit Köpfen umgehen, die für die Maximen der französischen Regierung nicht günstig gestimmt, wenigstens nicht an dieselben gewöhnt waren; mufste die unruhige Eifersucht einer benachbarten Regierung besänftigen, die immer zu besorgen schien, F. möchte durch seine sanfte Tugenden dem Volke zu viele Liebe für Frankreich einflöfsen, da ihr doch alles daran gelegen war, demselben Abneigung gegen Ludwig XIV. beyzubringen, um sich gegen dessen Macht desto besser vertheidigen zu können.

F. richtete sich bey den Vorschriften, welche er den Pfarrern seines Sprengels zum Behufe ihrer Seelsorge ertheilte, nach zwey Maximen des h. Augustin, die eben so weise und vernünftig sind, als sie sich gegenseitig einander mäfsigen.

Die erste ist: „Man müsse ohne Anstand, wo es nur immer die Umstände erlauben, alles abschaffen, was sich nicht auf das Ansehen der h. Schrift gründe; nicht von Kirchenversammlungen eingeführt, nicht von der Gewohnheit der allgemeinen Kirche bestätigt, sondern nach der verschiedenen Lage der Zeit und des Ortes aufserordentlich verschieden sey, so dafs man selten oder niemahls auf die Ursachen kommen könne, nach denen sich die Leute bey der Einführung derselben richteten.“

Aus diesem ersten Satze folgerte er, man müs-

se alles zu unterdrücken suchen, was nicht durch ein rechtmäfsiges Ansehen eingeführt sey, und zu keiner vernünftigen Erbauung etwas beytrage. Zur Aufrechthaltung der Mifsbräuche sey es nicht genug, dafs man sich auf den Leichtsinn, auf die grobe Unwissenheit, und die Ungelehrigkeit des Pöbels, oder auf seine unbescheidene Anhänglichkeit an abergläubische durch lange Gewohnheit bestärkte Gebräuche berufe. Wenn man die Nachsicht für die Volksunwissenheit zu weit treibe, so heifse dieses Meinungen und Vorurtheile nähren, welche der Reinigkeit und Würde der Religion entgegen wären, und den Ketzern einen scheinbaren Vorwand gäben, die Heiligkeit ihrer Maximen zu verläumden.

Die zweyte Regel des h. Augustin über den nämlichen Gegenstand ist eben so weise und mäfsig, als die erste genau und scharfsinnig ist, sie sagt: „Bey dergleichen Gebräuchen mufs Freyheit herrschen, und ein vernünftiger und aufgeklärter Christ thut am besten, wenn er sich in seinem Benehmen nach dem richtet, was bey der Gemeinde, zu welcher er kömmt, im Gange ist; denn gegen Uebungen, welche nicht gegen den Glauben und die guten Sitten anstofsen, mufs man sich gleichgiltig verhalten, und denen zu Liebe, unter welchen man lebet, sich in dieselben fügen. Man mag also an eine Kirche kommen, an welche man will, so richte man sich nach ihrer Gewohnheit; sonst nehmen wir an Andern, und Andere an Uns Aergernifs. Denn

wenn

wenn auch die Abänderung einer solchen Gewohnheit einigen Nutzen verschaffen sollte, so ist doch die Verwirrung, die eine Folge der Neuerung ist, oft weit nachtheiliger.“ Diesen Regeln des h. Augustin zu Folge schrieb F. den Seelsorgern in seinem Sprengel vor, sie sollten alles wegschaffen, was kein Gegenstand oder Mittel zur Erbauung seyn könne, oder was offenbar auf Aberglauben hinauslaufe. Aber zu gleicher Zeit ladet er sie ein, alles sorgfältig beyzubehalten, was dem Glauben und den guten Sitten nicht entgegen sey, und was bey dem Volke Gefühl für Religion nähren, oder Eifer zu einem christlicheren Lebenswandel erregen könne. In solchem Falle müsse man keinen frommen Gebrauch mifsbilligen, vielmehr ihn durch sein Ansehen und Beyspiel bestätigen. Durch diesen weisen Mittelweg lenke man das Volk von abergläubischen Begriffen ab; weise aber auch die Unbesonnenheit jener sauern und grämlichen Censorn zurück, die unter dem Vorwande, einige Mifsbräuche abzuschaffen, alle äussere Ceremonien der Religion auf einen magern und unwirksamen Gottesdienst gerne zurück führen möchten. Er seufzte mit dem h. Augustin über manche unwissende, schwache und leichtgläubige Menschen, welche auf die äufseren Uebungen einen eben so grofsen Werth zu legen schienen, als auf die Befolgung der Gebothe, welche die h. Schrift für die Bekehrung des Herzens, und die Besserung der Sitten ertheilt. Einen sol-

chen Wahn kann man, sagt F., freylich nicht billigen; doch erfodert es zuweilen die Klugheit, dafs man sich nicht bitter darüber herauslasse, sonst gibt man wahrhaft frommen Leuten Aergernifs, unruhige und argwöhnische Köpfe aber bringt man sehr auf. „Wenn ich mich also gezwungen sehe, *aus Besorgnifs eines noch gröfseren Uebels* einige dergleichen Gebräuche zu *dulden*, welche keinen hinreichenden Grund in den Gesetzen und Vorschriften der Kirche haben, so bin ich weit davon entfernet, sie zu billigen, oder gar anzurathen.“

Noch mufs man bemerken, dafs Fenelon über ein Volk gesetzt war, welches über seine Sitten und Gewohnheiten eisenfest hielt; welches lange Zeit unter spanischer Oberherrschaft gestanden hatte, und defswegen in Hinsicht seiner Vorurtheile und Gebräuche mit sanfter Schonung mufste behandelt werden; er drückt sich daher mit dem h. Augustin also aus: „Man müsse bey Wegschaffung dergleichen Mifsbräuche nicht rauh, hart und herrschsüchtig verfahren, müsse mehr belehren als befehlen, mehr mahnen als drohen. So habe man sich immer mit dem grofsen Haufen zu benehmen; Strenge dürfe man nur gegen einzelne Verbrechen eintreten lassen. Mufs der geistliche Obere eine drohende Sprache annehmen, so soll sich im Tone selbst Schmerz und Wehmuth ausdrücken, und noch dazu soll er die göttlichen Strafgerichte mit den Worten der h. Schrift ankündigen, damit man bey die-

sem Ausspruche nicht sowohl ihn als Gott selbst fürchte: auch soll er sich zuerst an wahrhaft fromme Personen, oder doch an solche, welche sich der Frömmigkeit befleifsen, mit seinen Vorstellungen wenden, damit sie durch ihr Beyspiel seinen sanften aber dringenden Ermahnungen desto mehr Wirkung und Nutzen bey dem grofsen Haufen verschaffen."

Da F. es für unmöglich oder vielmehr für gefährlich hielt, eingewurzelte Mifsbräuche zu rasch zu verbessern, so empfahl er den Seelsorgern, „sie sollten wenigstens in den Pfarreyen keine neue Gebräuche mehr einführen, ohne zuvor Vollmacht von ihm zu haben; sollten hierin dem Hange des Volkes unter dem Vorwande, mehr Frömmigkeit zu verbreiten, nicht so leicht nachgeben.

F. liefs es aber nicht bey der blofsen Theorie bewenden, und war schon zufrieden, wie es zuweilen geschieht, einige allgemeine und unbestimmte Maximen von Mäfsigung und Klugheit in öffentlichen Acten zur Schau ausgestellt zu haben. Unter seinen Manuscripten kömmt ein Brief an einen Dechant seines Bisthums vor,*) den er bey einer Gelegenheit schrieb, wo er den Pfarrer wegen seines unzeitigen Eifers, die Pfarrgemeinde aber wegen ihres unziemlichen und unregelmäfsigen Benehmens zurechtweisen zu müfsen glaubte; dieser Brief scheint uns mustervoll in Hinsicht des klugen Verhaltens

zu

*) Geschrieben den 19. July 1702.

zu seyn, welches die geistlichen Vorsteher in ähnlichen Umständen beobachten sollen.

„Ich ersuche Sie, mein Herr, dafs Sie Sich Mühe geben mögen, um den Pfarrer zu Jumes mit seinen Pfarrkindern wieder auszusöhnen. Die Sache betrifft eine Wallfahrt, welche das Volk ohne den Pfarrer und wider dessen Willen hielt, weil erster wegen verschiedener Unanständigkeiten, welche die Gemeinde dabey wollte eingeführt haben, durchaus nicht bey derselben erschienen ist.

„Den Einwohnern, bitte ich Sie, in meinem Namen die Erklärung zu machen, dafs sie sehr gefehlet hätten, weil sie, eine Wallfahrt ohne ihren Pfarrer anzustellen, sich herausgenommen hätten; dafs diefs in Hinsicht der Religion ein sehr ärgerlicher Auftritt gewesen sey; und dafs, wenn sie nicht durch ihren Gehorsam das Aergernifs wieder heben würden, ich gegen sie den ganzen Ernst meines Amtes müsse eintreten lassen.

„Aber wenn sie ihren Fehler einsehen, und wieder gut machen wollen, so soll auch der Hr. Pfarrer Nachsicht brauchen, um die Herzen seiner Pfarrkinder zu gewinnen. Die Gemeinde bestand darauf, dafs bey der Wallfahrt Trommeln gerühret, Fahnen getragen, und Pfeile in den Händen sollten gehalten werden. Freylich wäre es besser, dafs diese Neuerung unterbliebe, weil sie in Mifsbräuche und Unanständigkeiten ausarten kann; allein die Unanständigkeit gegen den Gottesdienst ist doch nicht

so grofs, dafs es der Pfarrer darüber zu einem Streite zwischen sich und seinen Pfarrkindern hätte sollen kommen lassen. Ich bin weit entfernt, einen so rechtschaffenen Pfarrer defswegen herabsetzen, oder ihn den Launen eines starrsinnigen Volkes Preis geben zu wollen; aber Sie können es ihm nicht stark genug vorstellen, wie er sich durch solche Kleinigkeiten um all das Gute, das er in wesentlichen Dingen stiften kann, bringen wird. Er wird kein Ansehen, kein Zutrauen mehr bey dem Volke, keine Ruhe bey seinen Amtsgeschäften, keinen Nutzen von allen seinen Anstrengungen mehr haben, wenn er in dergleichen Dingen seine Gemeinde nicht mit Glimpfe behandelt. Suchen Sie diesen Handel auf eine sanfte Weise so beyzulegen, dafs das Volk beruhigt und der Pfarrer bey seinem Ansehen gehandhabt wird. Vor allem mufs das Volk sein Vergehen wieder gut machen, dafs es eine Wallfahrt gegen alle Regeln der Kirche, ja sogar durch eine Art von Aufruhr gegen sie angestellt hat. Dieses kritische Geschäft ist in guten Händen, und ich bin überzeugt, dafs Sie es auf eine freundschaftliche Weise mit bekannter Gewandheit und Schonung ausführen werden.“ In unsern Manuscripten finden wir noch einen andern merkwürdigen Beweis darüber, welch einen guten Gebrauch F. von seiner Klugheit, Mäfsigung und weiser Vermittlungsgabe in solchen Umständen zu machen wufste, in welchen man durch einen unbescheide-

nen

nen Eifer die Kirchengewalt zuweilen gefährden kann.

Solche Umstände treffen nur zu oft bey der Kirchenregierung ein, und in solchen schwierigen Zeiten haben die höheren Vorsteher genau dahin zu sehen, dafs kein gegenseitiges Reiben der Gewalt zum lauten Ausbruche komme, denn die Uebelgesinnten suchen solche Auftritte stets dazu zu benutzen, um die Fehler, deren sich einige Geistliche aus einem unzeitigen und übertriebenen Eifer schuldig gemacht haben, auf die Religion selbst fallen zu lassen.

Ohne Zweifel wird man gerne hier lesen, wie sich F. in einer solchen kritischen Lage benommen hat, wo die Klugheit rathet, durch einen mäfsigen Gebrauch seines Ansehens einem gröfseren Uebel zuvorzukommen: er wufste, wie man sehen wird, bey jeder Gelegenheit die sanfte Liebe eines Seelenhirten, die Würde eines Obervorstehers, und die gerechte Achtung, welche ein Bischof den Inhabern der Staatsgewalt schuldig ist, miteinander zu vereinigen. Kein Bischof ist sicher dafür, dafs er nicht in so schwierige Lagen könnte versetzet werden, keiner wird sich aber auch beleidigt fühlen, wenn man ihm F. zum Muster darstellt.

Wie es scheint, hat sich ein Kapuziner in seinem Sprengel nicht innerhalb der Schranken gehalten, welche doch Anstand, billige Umsicht, und der ächte Geist der Religion jedem ihrer Diener an allen

len Orten und Zeiten vorschreiben; er hatte sich sicher in einer seiner Predigten solche Züge oder Anspielungen erlaubt, welche den Intendant der Provinz sehr verdrofsen. Diese Züge oder Anspielungen mufsten äufserst beleidigend gewesen seyn, weil Letzterer nicht dazu schweigen zu dürfen glaubte, ob gleich damahls alle Staatsbeamten der Religion und ihren Dienern nach dem Beyspiele und dem wohlbekannten Willen Ludwigs XIV. die gröfste Achtung bewiesen. F., der, wie wir aus seinem Briefe sehen, sich genauen Bericht über diesen Vorfall hat erstatten lassen, sah, dafs der Religiose wegen seiner Unklugheit nicht zu entschuldigen sey, und suchte nur den Folgen zuvorzukommen, die sie hätte haben können.

„Ich bitte Sie, mein ehrwürdiger Pater, gehen Sie, sobald als möglich, zu dem Kapuziner-Guardian zu Maubeuge, und zu dem Prediger der Stiftsdamen in dieser Stadt, und sagen Sie ihnen, *der Prediger sey in seinem Eifer zu weit gegangen, ich könne ihn nicht entschuldigen,* so herzlich gut ich es auch mit ihrem Orden meine, und *so sehr ich auch von den frommen Absichten dieses guten Paters überzeugt sey:* die Gerechtigkeit endlich fodere, dafs man den Hrn *Oberaufseher*, der mit der königlichen Gewalt bekleidet sey, und dem in jeder Rücksicht Respect gebühre, zu begütigen suche, dafs folglich dieser Geistliche sich des ferneren Predigens zu Maubeuge zu enthalten, und diese Stadt zu verlas-

sen

sen habe. An jedem anderen Orte in meinem Bisthume werde ich es ihm nie an Beweisen von Achtung fehlen lassen, um ihm dieses Begegnifs zu versüfsen. Sollte er Anstand nehmen, das zu befolgen, was Sie ihm in meinem Namen sagen werden, so würde er sich verdrüfsige Befehle vom Hofe aus zuziehen, die sogar dem ganzen Kloster nachtheilig werden dürften; noch mehr, ich würde es mir nicht versagen können, alle ihm ertheilte Vollmacht zurückzunehmen. Wenn er im Gegentheile bey dieser Gelegenheit die seinen Ordensgelübden gemäfse Sanftmuth und Demuth wird blicken lafsen, um die Unbescheidenheit seines Eifers wieder gut zu machen, so wird er alles erbauen, wird den Hrn Intendanten begütigen, wird ihn vielleicht dahin bringen, dafs er ihn bey seiner Stelle lassen wird, mir aber den Beweis liefern, dafs er ein würdiger Sohn des h. Franz ist. Ich bitte Sie, ihm und dem Pater Guardian diesen ganzen Brief zu lesen, so wie ich Sie auch bitte, Sich statt meiner zur Frau Abtissinn von Maubeuge zu verfügen, und sie zu ersuchen, sie möchte, wenn es möglich ist, diese Sache in der Güte beylegen, und nicht betroffen werden, wenn ich aus Achtung für den Hrn Intendanten wünsche, dafs ein anderer Prediger in ihrer Kirche möchte angestellet werden. Warten Sie auch, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Hrn. Intendanten auf, und arbeiten Sie daran, diesen Handel gut zu enden, und den Kapuzinern seine Gewogenheit wieder zu verschaffen."

fen.“ Bey Durchlesung dieses Briefes kann man die Bemerkung machen, wieviel eine glückliche Zusammensicht der geistlichen und weltlichen Oberen dazu beyträgt, um die öffentliche Ruhe zu sichern, und unangenehme Auftritte zu beseitigen; man darf voraussetzen, dafs die Staatsgewalt nicht gerne strenge Maafsregeln ergreifet, und dafs es ihr immer angenehm ist, wenn sie derselben gegen die Diener der Kirche durch weise Vermittlung der ersten Kirchenvorsteher überhoben wird.

Bey aller seiner Sanftmuth war F. nicht schwach, und er wufste eben so viele Festigkeit als Liebe zu zeigen, wenn ihn ernste Pflicht auffoderte, das Volk gegen die Ansteckung des Lasters und des Aergernisses zu verwahren.

Ein Pfarrer aus seinem Sprengel war vor dem Official zu Cambrai sehr schwerer Vergehungen überwiesen: bey rohen und frechen Manieren schändete er sein Amt durch die verdorbensten Sitten; bey den Schlechtigkeiten, die er sich mit und vor seinen Pfarrkindern erlaubte, kam es oft zu brutalen Auftritten und zu blutigen Raufereyen: für Religionsspötter war er ein Gegenstand des bitteren Hohns, und für rechtschaffene Leute ein Mann des Schreckens geworden.

Keine ehrliebende Frau getraute sich, sich dem Beichtstuhle eines solchen Seelsorgers zu nähern; kein Mann von Ehrgefühl hätte es seiner Gemahlinn, Schwester oder Tochter erlaubt, sich der Dien-

ste eines eben so verächtlichen als gefährlichen Priesters zu bedienen; doch hatte sich der Official damit begnüget, ihm eine Vertauschung seiner Pfarrey mit einem einfachen Beneficium aufzulegen. Man wollte einen Mann nicht ganz darben lassen, den sonst vielleicht Mangel und die Heftigkeit seiner Leidenschaften noch zu den schrecklichsten Verbrechen gegen die gesellige Ordnung würde hingerissen haben. F. wollte nur einen so gefährlichen Verführer aus den Augen des Volkes rücken, und einem so verdorbenen Priester Verrichtungen untersagen, deren er völlig unwürdig war. Dieser Mensch hätte zuverläfsig für die menschenfreundliche Nachsicht seines Bischofes dankbar seyn sollen; allein er erfrechte sich, von diesem vielleicht viel zu gelindem Urtheile an das Officialat von Arras und Saint-Omer zu appelliren. Da der Gerichtsbarkeit dieser Stellen sehr enge Gränzen angewiesen waren, so änderten sie das erste Strafurtheil dahin ab, dafs er sich ein ganzes Jahr lang in das Seminarium zu Cambrai zurück ziehen solle.

F. gab es aber durchaus nicht zu, dafs „ein Haus, wo junge Geistliche nur Gegenstände der Erbauung erblicken, wo sie nur Lehren der Tugend und Gottesfurcht vernehmen, und wo sie sich innig von der Heiligkeit des in der Folge zu übernehmenden Amtes überzeugen sollten, durch die Anwesenheit eines Mannes sollte besudelt werden, der seinen Character auf eine so auffallende Art geschän-

schändet hatte. Diesen jungen Geistlichen sollte nicht bey einem solchen Beyspiele der Gedanke aufsteigen, als könne ein so kurzer Aufenthalt im Seminarium einen so vieler schändlichen Ausschweifungen überwiesenen Priester wieder rein waschen.“

Indessen wollte er die einmahl eingeführte Appellationsordnung, so mangelhaft sie auch seyn mochte, mit seiner heiligen Pflicht so viel als möglich vereinigen, und daher es durchaus nicht erlauben, dafs auf eine bedeutende Pfarrey ein so verschrieener Mann je wieder zurückkehren sollte. „Ich machte, schrieb F., den Vorschlag, dieser Unglückliche sollte alle Einkünfte seiner Pfarrey fortbeziehen, nur wollte ich auf meine eigne Kosten einen tugendhaften Priester da anstellen, um statt seiner die Seelsorge zu übernehmen.“

Wir haben alle diese Umstände aus einem eigenhändigen Schreiben F. an den Cardinal-Datarius ausgehoben; denn dieser schlechte Mann, der aus Scham, aus Gewissensbifsen und aus Dankbarkeit sich seinem Erzbischofe zu Füfsen hätte werfen sollen, hatte noch die Frechheit, seine Sache sogar zu Rom anhängig zu machen.

Bey solchen gewaltsamen Hindernissen, um dergleichen auffallenden Aergernissen ein Ziel zu setzen, sah sich F. genöthigt, seine Zuflucht zur Staatsgewalt zu nehmen, und diefs zwar in einem ganz besonderen Falle, der ihm nicht erlaubte, den gesetzmäfsigen Weg zu der kirchlichen Behörde ein-

zu-

zuschlagen. Wir haben den Original-Entwurf seines Schreibens an den Minister: es verdient von allen in wichtigen Aemtern angestellten Männern aufmerksam durchlesen zu werden, wenn sie in die Nothwendigkeit versetzt sind, auf strenge Maafsregeln zu dringen. Nicht ohne Verwunderung wird man sehen, mit welcher liebevollen Schonung er verlanget, die Inhaber der Staatsgewalt möchten, ehe sie einen Schlag thäten, vorher drohen, weil zu hoffen sey, blofse Androhung von Strenge werde schon eine heilsame Veränderung bewirken, und ein infamirendes Verfahren entbehrlich machen. Rührend ist es auch, dafs er mit so feinem Ehrgefühl darauf bey der Regierung anträgt, sie möchte sich nicht allein an sein einzelnes Zeugnifs halten, sondern auch noch von anderen Männern von Ansehen Bericht und Gutachten sich erstatten lassen.

„Mein Herr,*) wir haben in unserem Erzbischöflichen Kapitel einen Kanonikus, mit Namen —, der in der Stadt Brüssel selbst den Protestanten zum Aergernifse lebet. Schon vor geraumer Zeit haben der Hr. Erzbischof zu Mecheln, der Päpstliche Nuntius, dann der Hr. v. Bagnols seliger Gedächtnifs und andere ansehnliche Männer mir hierüber Nachricht ertheilet. Da unser Capitel in dem ruhigen Besitze ist, von der Gerichtsbarkeit seines Erzbischofes befreyt zu seyn, so habe ich mich darauf eingeschränket, im Einverständnisse mit demselben auf Mittel zu den-

*) Brief F. an den Minister vom 30. Nov. 1710.

denken, um ein so auffallendes Aergernifs zu heben. Allein vergeblich haben wir alle Wege der Güte eingeschlagen: dieser Kanoniker hat Schutz bey den Feinden gefunden, und er zählt darauf, dafs wir nichts gegen ihn ausrichten würden, weil wir gehindert seyn würden, in einem feindlichen Lande die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Der Hr. Erzbischof von Mecheln hat mir dem ohngeachtet eine geheime Untersuchungsacte überschickt, welche dem Kanonikus sehr zur Last fällt; aber ich sehe wohl, dafs dieser Prälat keine öffentliche Untersuchung vornehmen will, wie sie uns doch nöthig seyn würde. Indessen, mein Herr, ist es für die Ehre der Religion äufserst wichtig, diesem Aergernisse schnell Einhalt zu thun. In dieser äussersten Verlegenheit wage ich an Sie die Bitte, uns den Schutz des Königs zu verschaffen. Diese Sache wird bald ein Ende nehmen, und der Angeschuldigte wird Anfangs wenigstens aus Furcht zu seiner Pflicht zurück kehren, wenn Sie mich nur mit einem Schreiben beehren wollen, das ich ihm zeigen darf, und worin Sie mich von Seite Seiner Majestät hoffen lassen, dafs Höchstdieselben die nöthigen Befehle zur Verhaftung dieses Kanonikus erlassen würden, sobald der Hr. Ritter von Luxenburg, Generallieutenant in dieser Provinz, und der Hr. Intendant derselben, Hr. von Bernières mit mir und dem Capitel einverstanden seyn würden, dafs eine solche Maafsregel für ein so grofses Uebel nö-

thig sey. Sie sehen aus diesen vorgeschlagenen Einschränkungen, wie sehr ich davon entfernt bin, dafs man mir allein glauben soll. Diese Herren werden einsehen, dafs der Gebrauch von dem Schreiben, um das ich Sie zu bitten wage, blos allein den Zweck habe, alle Schärfe zu beseitigen, und in ihrer Gegenwart den Kanonikus dahin zu bewegen, dafs er seinen Unordnungen ein Ende machen, und es nicht auf ein infamirendes Verfahren ankommen lassen soll. Ich hoffe, dafs Seine Majestät dieses gute Werk zum Besten der Kirche zu thun geruhen werden."

F. wufste wohl, dafs das einzig wahre Mittel, um allen Aergernissen zuvorzukommen, welche solche ihres heiligen Berufes unwürdige Geistliche zuweilen der Religion und der Welt geben, darin bestehe, dafs man nur an solche Männer die Würden und Aemter der Kirche vergeben dürfe, welche mit Erbauung und Frucht die Pflichten derselben zu erfüllen im Stande sind: aber es ist allgemein bekannt, wie sehr die Bischöfe durch die Resignationen und die Patronatrechte in ihrer Auswahl gehemmet, und in Ausführung ihrer frommen Absichten gestöret werden.

Auch blieb das Bisthum Cambrai vermöge der Friedensschlüsse an das deutsche Concordat gebunden, und der Papst hatte demnach das Recht, gewifse Pfründen zu vergeben, welche in sechs Monathen des Jahres erledigt wurden. Doch F. stand zu Rom seit seiner auferbaulichen Unterwerfung in

sol-

solchem Ansehen, und Clemens XI. hatte für seine Tugenden eine so ausgezeichnete Hochschätzung, dafs er keine Pfründe, welche in Päpstlichen Monathen erledigt wurde, an andere Männer vergab, als an solche, welche vortheilhafte Zeugnisse dieses Prälaten für sich aufzeigen konnten.

F. machte Gebrauch von diesem Zutrauen des Papstes; aber er hatte sich auch unveränderlich selbst hierüber gewisse Regeln der Gerechtigkeit festgesetzet, von welchen ihn keine Rücksicht auf Gunst, und keine Menschengefälligkeit je abzubringen vermögend war.

Er schrieb sich Anfangs vor, dem Papste nie einen seiner Verwandten, oder nur einen Freund derselben zu empfehlen.

Er schränkte sich blos auf Zeugnisse ein, weil der Papst sie forderte, untersagte sich aber jede Art von Empfehlung.

Wenn er jedem ein gerechtes Zeugnifs seiner Fähigkeiten und seines guten Betragens ertheilte, der ihn in der Absicht darum ersuchte, um durch Vorzeigung desselben irgend eine Pfründe am römischen Hofe zu erhalten, so sah er dieses als seine strenge Pflicht in Hinsicht jener an, die Verdienst, Tugend und Talente hatten, aber aus Bescheidenheit oder Gewifsensbedenklichkeiten sich nicht getrauten, auf die Ausfertigung eines Zeugnisses anzutragen.

Er war der Meinung, dafs man die Landeskin-

 der

der den fremden vorziehen müsse: nur ein einzigesmahl wich er von dieser Regel ab, indem er die Erzdiaconstelle dem Abbé von Laval-Montmorency ertheilte; aber die Dienste, welche dieser dem Bisthume von Cambrai und jenem von Tournai geleistet hatte, und, auch abgesehen von seiner hohen Geburt und seinen psrsönlichen Eigenschaften, seine Stelle als Kanonikus von Cambrai machten ihn dieser Ausnahme wohl würdig; er hatte sogar die Aufmerksamkeit bey dieser Gelegenheit, die eben so empfehlungswürdigen Eigenschaften eines Abbé von Elsafs d'Henin Lietard geltend zu machen. Auch bemerkte er endlich, dafs er dadurch, dafs er keinem Ausländer an seiner Kathedralkirche eine Pfründe ertheilen dürfe, wenn dieser nicht vermöge der Gesetze des Königreiches durch eine königliche Acte unter die natürlichen Landeseinwohner aufgenommen worden sey, und dadurch, dafs der gröfste Theil seines Bisthums dem Könige von Spanien gehöre, auf eine sehr kleine Anzahl französischer Geistlichen bey seiner Auswahl nothwendiger Weise eingeschränket würde, und dafs unter diesen Geistlichen, denen man sonst gute Sitten und Kenntnisse nicht absprechen könne, doch manche sich befänden, welche unglücklicher Weise einen zu entschiedenen Hang für die Neuerungen in der Lehre äusserten; er sah sich demnach verpflichtet, hie und da Ausländern den Vorzug zu geben, welche durch langwierige Arbeiten und steten Aufenthalt in dem

Bisthume Cambrai sich verdient gemacht hatten, und nebst ihren Tugenden und Talenten auch eine aufrichtige Unterwürfigkeit für das Ansehen der Kirche bezeigten.

F. schränkte seinen Eifer nicht darauf ein, um in seinem Sprengel die Kirchenzucht und regelmäfsige Sitten aufrecht zu erhalten; er betrachtete sich auch als den natürlichen Vertheidiger der Rechte seiner Geistlichkeit, wenn ihm selbige durch ungerechte und willkührliche Eingriffe gefährdet schienen. Ein eigenhändiger Aufsatz, den wir von ihm in Händen haben, liefert darüber den deutlichsten Beweis. Dieser Aufsatz, der, weil er blos eine Sache des Fiscus betrifft, heutiges Tages kein Interesse mehr hat, ist an den Hrn v. Pontchartrain, damahligen General-Controleur der Finanzen gerichtet, und schwer würde es seyn, die blendenden Gründe, auf welche dieser Minister die Ansprüche des Fiscus baute, mit mehrerem Scharfsinne, mit mehrerer Klarheit und Bestimmtheit zu widerlegen. Man kann leicht daraus erkennen, dafs F., ob er gleich seit seiner Entfernung vom Hofe sich den blos geistlichen Angelegenheiten seines Bisthums ganz hinzugeben schien, doch durch den natürlich leichten, richtigen, und weit dringenden Blick seines Geistes zu Geschäften aller Art aufgeleget war, und dafs im Fache der Finanzverwaltung und der Staatsregierung er mit den kleinsten Theilen bekannt war.

Wenn

Wenn er aber die Rechte seiner Geistlichkeit gegen widerrechtliche Foderungen stark zu vertheidigen wufste, so sollte diese auch nach seinem Dafürhalten in jeder Gelegenheit, wo es das Wohl des Staates und die Erleichterung der Unterthanen foderte, das Beyspiel der gröfsten Aufopferung geben. Bey dem traurigen Kriege sah sich im Jahre 1708 die Regierung genöthigt, der Geistlichkeit in der Gegend von Cambrai, so wie auch den übrigen Ständen des Staats aufserordentliche Beyträge abzufodern. Flandern war seit sieben Jahren der Schauplatz alles Elends, welches siegreiche oder besiegte Heere stets nach sich ziehen; das Land war entvölkert, das Feld lag unangebaut da; das Loos der Geistlichkeit von Cambrai war noch weit betrübter, als in allen andern Provinzen. Aber in der gegenwärtigen Krise Fankreichs hielt es F. für eine der ersten Pflichten der Geistlichkeit, auch die letzten Aufopferungen zu machen, um nur dem Volke neue Auflagen zu ersparen. Sein Herz gab ihm ein Auskunftsmittel ein, um diese Opfer der nützlichsten, aber ärmsten Classe der Geistlichkeit ein wenig erträglicher zu machen; dieses Mittel bestand darin, dafs er den Beytrag, der auf die Pfarrer seines Bisthums ausgeschlagen war, selbst übernahm.

F. führte aber nicht nur gegen die Minister Ludwigs XIV. jene edle und feste Sprache, welche seines Namens, seines Ranges und der gerechten an sie gerichteten Vorstellungen so würdig war; er

wufste sich auch mit Würde zu den Grofsen der Erde zu erheben, um ihnen das Interesse der Religion zu empfehlen, und sie gegen den Mifsbrauch des Sieges und der Gewalt zu vertheidigen. Wir haben den Original-Entwurf eines Schreibens von F. an den Prinzen Eugen, *) welcher damahls in den Niederlanden die siegreichen Heere der gegen Frankreich verbündeten Mächte commandirte. Er, der sich, so zu sagen, fürchtete, sein Ansehen vor seinen Untergebenen blicken zu lassen, und es nicht für niedrig hielt, sich zu ihnen bis auf Bitten herabzulassen, wufste aus dem nämlichen richtigen Gefühle für seine Würde, welches sich verschieden nach verschiedenen Umständen ausdrückt, sich an den Prinzen Eugen mit einem edlern und erhabenen Tone zu wenden. Er hatte am königlichen Hofe gelebet, und sein vielseitiger Umgang mit der grofsen Welt hatte ihm die Fertigkeit erworben, seinen starken Vorstellungen jenen Ausdruck von Achtung und Respect zu ertheilen, wie es der ho-

he

*) Der Prinz Eugen war der zweyte Sohn des als Obersten der Schweizer im J. 1673 verstorbenen Grafen von Soissons und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinal Mazarini. Das Haus Savoyen führt defswegen den Titel von Soissons, weil ein Prinz von Carignan die Schwester und Erbinn des Grafen von Soissons, aus der Familie von Bourbon geheurathet hatte, welcher ohne rechtmäfsige Kinder zu hinterlassen, in der Schlacht bey Sedan im J. 1641 den 6ten Julius um das Leben kam.

he Rang, und die persönlichen Eigenschaften dieses Prinzen erfoderten. Es ist übrigens bekannt, dafs dieser Held seine Heere angewiesen hatte, dem Erzbischofe von Cambrai alle die Ehre zu erweisen, welche ein siegreicher Feind Unterthanen der feindlichen Macht selten zugestehet. F. konnte daher mit Grunde erwarten, dafs seine gerechten Vorstellungen über eine so wichtige Angelegenheit, als es die Religion ist, günstiges Gehör bey einem Prinzen finden würden, der in dem Erzbischofe zu Cambrai die Tugenden des Bischofes, und den weisen Erzieher des Telemachs verehrte.

„Monsieur! Obgleich ich die Ehre nicht habe, von Ihnen persönlich gekannt zu seyn, so hoffe ich doch, Sie werden es gütig aufnehmen, wenn ich für die Kirchen meines Sprengels, welche in der Stadt und in den Umgebungen von Tournay sind, um Ihren Schutz zu bitten, mir die Freyheit nehme. Ich verwundere mich nicht, wenn die nichtkatholischen Deutschen, Engländer und Holländer sich für die freye Uebung ihrer Religion in einer Gegend, wo sie Krieg führen, schickliche Plätze wählen: aber, Monsieur, ich wage es, Ihnen zu sagen, dafs sie eben nicht nöthig haben, ihren Gottesdienst so offen und feyerlich zu halten, um die Katholiken selbst in denselben zu locken. In jedem Lande giebt es stets leichtsinnige und leichtgläubige Menschen, welche sich von dem Strome der Neuerungen hinreissen und leicht verführen lassen. Diese Verfüh-

rung

rung solcher schwachen Köpfe könnte Unruhen in einem Lande veranlassen, welches immer über die Erhaltung der alten Religion so eifersüchtig wachte: diese ist zu jeder Zeit unter der Oberherrschaft des Hauses Oesterreich in Schutz genommen, und mächtig unterstützet worden, und ich kann mir es kaum denken, dafs diejenigen, die den Oberbefehl über die Verbündeten führen, solche Neuerungen zum Nachtheile der katholischen Kirche gut heifsen sollten. Erlauben Sie mir, wenn es Ihnen, Monsieur, gefällig ist, dafs ich mich vor Ihnen auf ein noch sehr neues Beyspiel berufe, welches denjenigen, die einer Ueberzeugung bedarfen, diese verschaffen könnte. Vor dem Ende des letzteren, und unmittelbar vor dem Ausbruche des jetzigen Krieges hatten die holländischen Truppen, welche zu Mons und in anderen Städten der spanischen Niederlande in Garnison lagen, einen für ihre Predigten etwas abgelegenen Ort, wo sie frey ihre Religion übten, ohne ihn für die Katholiken, welche verführt werden können, offen zu halten. Mich dünkt, dafs eine solche Maafsregel, mit der man sich damahls begnügte, auch gegenwärtig andere Religionsverwandte zufrieden stellen könne, ohne dafs unsere Religion dabey beeinträchtiget würde.

Ich hoffe, dafs diejenigen, denen die höchste Gewalt anvertrauet ist, dieses Auskunftsmittel ihrer Weisheit und Mäfsigung bey reiferem Nachdenken würdig finden werden, indem ja die nämlichen

chen Nationen in dem nämlichen Lande schon Gebrauch davon gemacht haben. Ich hoffe dieses um so mehr, weil ich einen Prinzen um seinen Schutz ersuche, welcher die wahre Religion aufrichtig schätzet, dessen Haus die Katholischen zu allen Zeiten mit so grofsem Eifer unterstützet hat, und dessen grofse Eigenschaften ganz Europa hochschätzet.“

Doch F. nahm nicht blos gegen den Prinzen Eugen, den Obergeneral der feindlichen Heere, eine solche edle und respectvolle Haltung an; sein Eifer für die Religion flöfste ihm auch gleiche Festigkeit gegen Ludwig XIV. ein, indem er sich den unregelmäfsigen Maximen der königlichen Minister entgegenstellte, welche diesem Monarchen dadurch ihre tiefe Ergebenheit zu beurkunden suchten, dafs sie die Ansprüche einer unbedingten und gränzenlosen Gewalt bis zum Uebermaafse steigerten. Wir haben einen sehr interessanten Aufsatz von ihm in der Hand, welchen er an den Kriegsminister und Kanzler von Frankreich gerichtet hatte. Er setzt darin die ächten Grundsätze über die Ausübung der geistlichen Gewalt auseinander; mit einer edlen Freymüthigkeit spricht er vor dem Throne Ludwigs XIV. jene Grundartikel der katholischen Kirchenverfassung aus, deren Umsturz in unsern Tagen so betrübte Folgen nach sich zog, Folgen, welche nicht anders wieder gut gemacht werden können, als wenn durch eine glückliche Zusammensicht des Staats- und Kirchenoberhauptes man, wie mit einer Art

von Wunder, zu jenen alten Maximen zurückkehret. Dieser Aufsatz schien uns vorzüglich defswegen so wichtig, weil man daraus sieht, wie F. in jeder Gelegenheit Weisheit und Mäfsigung mit der unerschütterlichsten Festigkeit zu vereinigen verstand, und wie er bey den vorgeschlagenen Auskunftsmitteln gegen die Inhaber der höchsten Gewalt jenen Respect beobachtete, von welchem die Diener der Kirche stets an sich ein Beyspiel geben müssen.

„Ich habe, schreibt F., *) gränzenlosen Dank für die ausgezeichnete Güte des Hrn Voisin. Ich erröthe über meine Zudringlichkeit und über seine Geduld; ich mufs Respect für seine grofse Beschäftigung haben; ich will schweigen, und voraussetzen, dafs ich mich täusche, sobald ich gewahr werde, dafs ich nicht mit ihm gleicher Meinung bin; aber ich fühle mich in meinem Gewissen verbunden, ihm noch einmahl Vorstellungen über eine Sache zu machen, an welcher dem Könige nichts liegen kann, die mir aber für die Kirche von der äussersten Wichtigkeit zu seyn dünket.

1) „Niemand wird mir beweisen können, dafs ich in Hinsicht des Capitels von Valenciennes von unserem Parlement etwas begehret habe, *was in blos geistlichen Dingen* die Gränzen der ordentlichen Gerichtsbarkeit übersteigt. Nun aber hat sich das Parlement es nicht versagen können, dem Erzbischofe

von

*) In seiner Vorstellung an den Kanzler Voisin im Jahre 1714.

von Cambrai bey *seiner rein geistlichen Gerichtsbarkeit* zu schützen; es hat mir also ohne irgend eine Ausnahme alles, worauf ich antrug, zuerkannt. Wenn es die Gerichtsunkosten gegeneinander aufgehoben hat, so hat es, ich weifs aber nicht aus welch einem Grunde, vorausgesetzt, dafs ich Anspruch auf eine weltliche Gerichtsbarkeit gemacht habe.

2) „Das Parlement hat dem Erzbischofe nicht die Auflage gemacht, er solle bey dem Könige um die Erlaubnifs bitten, *diese geistliche Gerichtsbarkeit* ausüben zu dürfen. Noch mehr, alle meine Vorfahrer haben dieselbe mehr als hundertmahl, wie es die vorfindlichen Acten beurkunden, ruhig und friedlich ausgeübet, ohne sich je die Erlaubnifs dazu von den Königen Spaniens ausgebethen zu haben. Warum sollten wir erst dazu den Anfang machen? *Kann denn die weltliche Gewalt einem Bischofe das Recht zur Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit ertheilen, welches er nur von Jesus Christus allein empfangen kann?*

3) „Zu einem solchen Gesuche hält der König keinen Bischof seines Königreiches an, selbst nicht für die königlichen Capellen, wenn sie kein Befreyungsrecht haben. Die Erzbischöfe von Paris dürfen ungehindert ihre blos geistliche Gerichtsbarkeit über alle Geistlichen ausüben, aus denen die Capelle zu Versailles besteht. Seine Majestät werden also den Erzbischöfen von Cambrai diese Freyheit

noch

noch weit mehr über ein Capitel lassen, welche für seine Befreyung weder einen Titel angeben kann, noch im Besitzstande derselben ist.

4) „Es ist nichts ungereimter, als wenn dieses Capitel vorgiebt, es sey eine Layenkörperschaft, die nur von dem Könige, ihrem Stifter, abhänge. Die Kanonikaten sind wahre Kirchenpfründen; ihre Inhaber sind Geistliche; ihre Verrichtungen sind geistlich; dieses Capitel ward nicht durch den weltlichen Fürsten, sondern durch die Kirche errichtet. Der Fürst gab nur die Güter zum zeitlichen Unterhalte der Geistlichen her. Wie können sie doch so unwissend in dem Kirchenrechte seyn, und sich einbilden, dafs sie in Hinsicht der blos geistlichen Gerichtsbarkeit von dem weltlichen Fürsten abhängen?

5) „In einem eben so grofsen Irrthume würden sie seyn, wenn sie vorgeben wollten: wenn das Parlament dem Erzbischofe die Gerichtsbarkeit in blos geistlichen Dingen zuerkannt habe, so sey darunter die Verbesserung der Sitten nicht begriffen. Kann es denn Jemand verkennen, dafs die Sittenverbesserung der wesentlichste Punct der geistlichen Gerichtsbarkeit zur Beförderung des Seelenheils ist? Das Parlament läugnete nicht im geringsten, dafs es uns durch Zuerkennung alles dessen, was *blos geistlich* ist, diese Verbesserung auch zuerkannt habe. Würde es diese Folgerung nicht zugeben wollen, so dürfte es vom Könige, dem Schutzherrn der

Kir-

Kirchenkanonen und der Kirchenfreyheit, zurechtgewiesen werden.

6) „Seine Majestät lieben die Kirche zu viel, als dafs Höchstdieselbe in einer feyerlichen Acte erklären sollten, *von der weltlichen Macht bekäme ein Erzbischof die Gewalt, seine blos geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben, und es verstehe sich demnach, dafs dieser Erzbischof diese Gerichtsbarkeit nur in so ferne habe, als sie ihm der König zuzugestehen für gut befunden habe.*

7) „*Wenn der König nichts weiter vom Erzbischofe verlanget, als die respectvolleste Bitte um eine blofse Genehmigung, so kann der Erzbischof dieses thun, obgleich diese Förmlichkeit keine Regel und kein Beyspiel für sich hat; aber in diesem Falle mufs es in der Acte mit der gröfsten Behutsamkeit ausgedrückt werden, dafs hier nur von einer blofsen Aeusserung des Respects zur Erhaltung einer blofsen Genehmigung die Rede sey, um so einer sehr unanständigen Zweydeutigkeit und einem der gefährlichsten Mifsbräuche über die blos geistliche Gerichtsbarkeit auszuweichen.*“

F. hat seine Grundsätze über die geistliche Gerichtsbarkeit bey einer noch feyerlichern Gelegenheit laut ausgesprochen. Von der Kanzel herab trug er sie zwey regierenden Fürsten gerade in dem Augenblicke vor, wo einer derselben aus seinen Händen die bischöfliche Salbung empfangen wollte. Die ächten Grundsätze über diesen Gegenstand hat er in seiner Rede auf *die Consecration des Churfürsten*

sten von Cölln, *) mit so vieler Weisheit und Gründlichkeit auseinander gesetzt, dafs wir hier die vorzüglichsten Stellen im Auszuge liefern wollen. Es schadet nicht, wenn man von Zeit zu Zeit die Grundmaximen, welche eigentlich die Kette der Erblehre bilden, in das Gedächtnifs zurück ruft: auch der unruhigste, argwöhnischste und übelgesinnteste Kopf mufs Achtung für sie fühlen, wenn sie von so frommen und aufgeklärten Bischöfen, von so gehorsamen Unterthanen, von so tugendhaften und weisen Staatsbürgern, wie F. dieses in jeder Hinsicht war, der Nachwelt sind überliefert worden.

„Möchten sich doch die Fürsten nicht schmeicheln, als würde die Kirche zusammenstürzen, wenn sie dieselbe nicht in ihren Händen trügen! Hören sie auf, dieselbe zu unterstützen, so wird der Allmächtige selbst ihre Stütze seyn. Zwischen dem Himmel und der Erde schwebend, hat sie nur jener unsichtbaren und allmächtigen Hand nöthig. Ungeachtet der Stürme von aussen, und der Aergernisse von innen dauert die Kirche ewig: zum Siege genüget es ihr, dafs ihre Anführer gehorchen, leiden und sterben.

„Vergeblich sagt man, die Kirche sey im Staate. Wahr ist's, sie ist im Staate, um den Fürsten in weltlichen Anordnungen zu gehorchen. Aber wenn sie sich gleich im Staate befindet, so hängt

sie

*) Gehalten zu Lille in der Hauptkirche den 1ten May 1707.

sie doch in Hinsicht ihrer geistlichen Verrichtungen nicht von ihm ab. Die Welt, als sie sich der Kirche unterwarf, hat nicht das Recht bekommen, sie zu unterjochen. Die Fürsten, als sie Kinder der Kirche wurden, sind nicht ihre Herren geworden. *Der Kaiser*, sagte der heilige Ambrosius, *ist in der Kirche, aber nicht über der Kirche: die Kirche bleibt unter den christlichen Kaisern eben so frey, als sie es unter den abgöttischen sie verfolgenden Kaisern war.*

„Kömmt es auf bürgerliche und politische Ordnung an, so ist die Kirche weit davon entfernt, die Reiche der Erde zu erschüttern; sie verlangt nichts von dem, was in die Sinne fällt; sie ist arm, und rühmt sich des Schatzes ihrer Armuth; sie ist friedlich, und gibt den Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann; sie ist geduldig, und durch ihre Geduld unüberwindlich. Sie will nur gehorchen; sie giebt ohne Unterlafs das Beyspiel des Gehorsams und des Eifers für die rechtmäfsige Obrigkeit: sie würde ihr Blut darüber vergiefsen, um das Ansehen derselben aufrecht zu erhalten: die Fürsten haben in ihrer Treue die sicherste Gewährschaft.

„Aber ehe sie sich unter das Joch der weltlichen Mächte biegen, und die evangelische Freyheit verlieren sollte, würde sie sich lieber alle zeitliche Güter wieder nehmen lassen, welche sie von den Fürsten erhalten hat. „*Die Kirche*, sagt der h. Ambrosius, *zahlt von ihren Grundstücken Schatzung, und*

will

will der Kaiser diese Grundstücke wieder an sich ziehen, so hat er die Gewalt dazu; keiner aus uns widersetzt sich ihm. Die freywilligen Gaben des Volkes reichen noch hin, um die Armen zu ernähren: man mache uns nicht wegen des Besitzes unserer liegenden Güter gehässig: mag sie der Kaiser nehmen, wenn er will; ich trage sie nicht an, doch verweigere ich sie auch nicht.

„Ist aber von dem geistlichen Amte die Rede, welches die Kirche von ihrem göttlichen Stifter erhalten hat, so übt sie es vollkommen unabhängig von den Menschen aus. So wie die Seelenhirten dem Volke mit dem Beyspiele der vollkommensten Unterwürfigkeit und der unerschütterlichsten Treue gegen die Fürsten in weltlichen Angelegenheiten vorangehen müssen, so müssen auch ihrerseits die Fürsten, wenn sie Christen seyn wollen, vor den Augen ihres Volkes in allem, was die geistlichen Angelegenheiten betrifft, den Oberhirten das Beyspiel der demüthigsten Gelehrigkeit und des genauesten Gehorsams geben.

„O Menschen, die ihr stets Menschen bleibt, obgleich die Schmeicheley es wagt, euch eure Menschheit vergessen zu lassen, und euch über sie zu erheben, erinnert euch doch, dafs Gott alles über euch, ihr aber nichts gegen ihn vermöget! Nein, ferne davon, dafs die Fürsten gegen die Kirche etwas vermögen sollten, so können sie sogar, was das Geistliche betrifft, nichts für sie thun, ausser dadurch, dafs sie ihr gehorchen.„

„Wahr ist's, der fromme und eifrige Fürst heifst ein *äufserer Bischof*, ein *Schutzherr der Kirchensatzungen.* Diese Ausdrücke werden wir stets mit Freuden wiederhohlen, so lange man sie in dem bescheidenen Sinne der Alten nimmt; aber der *Bischof von aussen* darf dem Bischofe von innen nie in seine Amtsverrichtungen eingreifen; er nimmt ihn in Schutz, aber zur nämlichen Zeit gehorcht er ihm; er schützet die Entscheidungen, aber er ertheilt keine; der Schutzherr der Freyheit vermindert sie nicht; sein Schutz würde kein Beystand, sondern ein verstecktes Joch seyn, wenn er die Kirche leiten wollte, statt sich von ihr leiten zu lassen. Durch dieses traurige Wagestück hat England das heilige Band der Einheit zerrissen, da es sich anmafste, dem Fürsten die Gewalt eines Oberhaupts der Kirche zu geben, der doch nur der Schutzherr derselben seyn soll. So sehr auch die Kirche der Unterstützung der Fürsten bedarf, so ist es für sie doch noch weit nöthiger, ihre Freyheit zu erhalten.“

F. hatte in einer andern sehr schwierigen Lage darüber zu wachen, dafs die wahren Maximen der geistlichen Gerichtsbarkeit aufrecht erhalten wurden. Der bedenkliche Zustand, in welchem sich die Religion in einem der wichtigsten Bisthümer seines erzbischöflichen Sprengels befand, foderte seine ganze Aufmerksamkeit, und setzte seinen Eifer und seine Weisheit auf eine neue Probe.

Die

Die feindlichen Heere hatten sich unter dem Prinzen Eugen im September 1709 der Stadt Tournai bemächtiget. Hr. von Beauvau, der dasige Bischof, welcher sich in dieser Stadt gerade bey ihrer Einnahme befand, schlug es dem Prinzen ab, durch die Haltung eines feyerlichen *Te Deum* Gott für eine Eroberung zu danken, die einem durch Respect, Dankbarkeit, und sogar durch die Bande des Bluts mit seinem Könige verbundenen Prälaten nicht anders als schmerzhaft seyn konnte; doch wufste er seine abschlägige Antwort in die schmeichelhaftesten und verbindlichsten Ausdrücke einzukleiden. Der Prinz, gefühlvoll für Anstand, hatte Achtung für die gerechte Bedenklichkeiten eines durch Rang und Geburt so ausgezeichneten Prälaten, der, wie er wufste, zufrieden damit, die Verrichtungen seines Amtes in Sicherheit erfüllen zu können, viel zu weise und aufgeklärt dachte, als dafs er sein bischöfliches Ansehen zu politischen Intriguen, oder zu Bewegungen, welche für die Sicherheit der neuen Eroberung gefährlich wären, hätte mifsbrauchen sollen. Er liefs ihn in der ruhigen Ausübung *seiner geistlichen Gerichtsbarkeit*, und schützte ihn in dem Besitze seiner Kircheneinkünfte. Als aber der Prinz durch eine mit den Verbündeten getroffene Uebereinkunft den Holländern die Stadt Tournai eingeräumt hatte, so betrugen sich diese nicht so edelmüthig gegen Hrn v. Beauvau, sondern wollten ihn zu gewissen Schritten zwingen, durch welche seine

religiösen Grundsätze sowohl, als sein feines Ehrgefühl beleidiget wurden. Die Holländer waren ganz anders als der Prinz Eugen gesinnet; sie wufsten wenig von jenen feinen und anständigen Manieren, für welche ein Prinz an den Höfen so viel Geschmack, Fertigkeit, und leises Gefühl erhält; das gefällige Benehmen des Bischofes von Tournai machte ihm kein Verdienst bey diesen Republikanern, denen Hafs gegen Ludwig XIV. und Stolz auf die glücklichen Erfolge den Kopf schwindlich gemacht hatten. Ueber dem liefsen sie sich in Hinsicht der kirchlichen Verfassung in ihren neuen Eroberungen von einigen nach Holland geflüchteten Jansenisten leiten; nicht als ob sie auf diese kirchliche Controversen grofses Gewicht legten; aber sie hatten gehört, dafs die Anhänger des Jansenius von der strengen Lehre Calvins über die Gnade weniger abwichen, als ihre Gegner, und diese wirkliche oder scheinbare Uebereinstimmung konnte sie zu ihrer Begünstigung stimmen. Politische Absichten gaben endlich bey den Holländern den Ausschlag; diese Geistlichen waren nämlich aufgebracht gegen Rom, weil sie da verdammt wurden, und erbittert gegen Ludwig XIV., der ihnen entgegen war. Unter ihnen befand sich der Abbé Ernest, *) Secretär des berühmten Doctors Arnauld, **) welcher eini-

*) Von Ruth Ans - Van - Ernest, Kanonikus an der Sanct-Gudula - Kirche zu Brüssel.

**) Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, war zu Paris den

ge Jahre vorher gestorben war. Er gab dem Grofs-pensionär Heinsius, dessen Zutrauen er gewonnen hatte, den Rath, durch unangenehme Begegnisse aller Art den Bischof von Tournai zur Verlassung seines Bisthums zu zwingen, und Kraft der angeblichen Souveränitätsrechte die Subjecte zu den ledig werdenden Kanonikaten an der Kirche von Tournai zu ernennen. Ernest liefs sich selbst die Dechantsstelle des Capitels übertragen, und brachte es bey den Generalstaaten dahin, dafs für die erledigten Kanonikate die Auswahl auf solche Geistliche fiel, die mit ihm seine Meinungen und seine Widersetzlichkeit gegen den h. Stuhl theilten. Nachdem der Bischof von Tournai, um den ersten Schwierigkeiten auszuweichen, sich von seinem Bisthume entfernt hatte, so schrieben ihm sogleich die Holländer zu seiner Wiederkehr eine kurze Zeitfrist vor, und zwar unter solchen Bedingungen, welche dieselbe noch bedenklicher machten; nahmen, als die gesetzte Zeitfrist verstrichen war, seine Einkünfte in Beschlag, und bedienten sich dieser gezwungenen Abwesenheit zum Vorwande, das Bisthum für erledigt auszugeben, und sich sogar in den Besitz der geistlichen Gerichtsbarkeit zu setzen.

Durch die Abwesenheit des Bischofes von Tournai, und die Weigerung des Capitels, sich Leute aufdringen zu lassen, welche selbst die Erklärung ge-

6ten Februar 1612 gebohren, und starb in seinem 82ten Lebensjahr zu Brüssel den 8ten August 1694.

gemacht hatten, dafs sie sich den Decreten des h. Stuhles nicht unterwerfen wollten, war eine Art von Kirchenspaltung in dieses unglückliche Bisthum herbeygeführt. So war die Lage der Dinge zu Tournai, als endlich der Erzbischof von Cambrai in der Eigenschaft als Metropolitan dieser bedrängten und ihres rechtmäfsigen Oberhauptes beraubten Kirche zu Hilfe kommen zu müssen glaubte. Anfangs hielt er es für das schnelleste, wirksamste, und den Kirchensatzungen angemessenste Mittel, dafs der Bischof von Tournai zum wenigsten den Besitz seiner Gerichtsbarkeit wieder zu erhalten versuchen sollte. F. arbeitete defswegen einen interessanten Aufsatz, den wir in Händen haben, aus, und liefs ihn Ludwigen XIV. zustellen: auch theilte er mit einem Schreiben vom 5ten Februar 1711 dem Bischofe von Tournai selbst denselben mit.

Anfangs legte er die Gründe vor, welche es dem Bischofe von Tournai zur Gewissenspflicht machten, sich ungeachtet aller Quälereyen, die er von den Holländern zu besorgen hätte, wieder in sein Bisthum zu verfügen: dann erwägt er die rein-politischen, oder einen blossen Ehrenpunct betreffenden Betrachtungen, welche man zuweilen geheiligten Verbindlichkeiten von einem höheren Range entgegenstellt. Denn zur nämlichen Zeit, wo er den Dienern der Kirche die Regeln und Grundsätze in das Gedächtnifs zurück rufet, nach welcher sie ihr Betragen gegen Gott und den Staat einzu-

rich-

richten haben, giebt er auch den Fürsten und Regierungen zu verstehen, dafs sie in gewissen unglücklichen Umständen nicht mehr fodern sollen, als was Weisheit, Vernunft, Gerechtigkeit, und ihr wohlverstandenes Interesse selbst erlaubten. Doch die eignen Worte F. können uns am besten mit der weisen Art bekannt machen, mit welcher er stets die Grundsätze der Vernunft und den Wohlanstand zu vereinigen wufste. „Weltliche Personen voll von Ehrgefühle, von gesundem Verstande und Eifer für den König, dürften der Meinung seyn, der Hr. Bischof von Tournai müsse nicht in sein Bisthum zurück kommen, weil sie nur den Eingebungen ihrer Anhänglichkeit und ihres tiefen Dankes für Seine Majestät Gehör geben; ich aber bin überzeugt, dafs der König, der die Religion liebt, und dem das Reich Gottes mehr als sein eigenes am Herzen liegt, recht gerne Mitleiden für eine grofse Kirche, ja für eine ganze Kirchenprovinz haben wird, in welcher die Religion von den gröfsten Uebeln bedrohet wird.“

Die in diesem Aufsatze dargelegten Gründe kamen dem Könige so stark und entscheidend vor, dafs er auf der Stelle dem Bischofe von Tournai die Weisung gab, sich in sein Bisthum zurück zu begeben. Allein die Holländer beharrten fest auf ihrem einmahl gefafsten Plane, und untersagten diesem Prälaten für immer den Zutritt in seine bischöfliche Stadt: er war also nur nach Flandern gekom-

kommen, um der betrübte Zeuge einer Art von Spaltung zu seyn, welche man, ohne dafs er irgend eine Abhilfe dagegen treffen konnte, in sein Bisthum einführen, und immer mehr erweitern wollte. Nur mit geheimem Widerwillen hat er sich in die Befehle des Königes gefüget, mag es nun seyn, dafs er von der Unnützlichkeit jedes Versuches, um nach Tournai zu kommen, schon zum voraus überzeugt war, oder dafs er wegen seines Characters und Geschmackes zu dergleichen Kämpfen wenig geeignet war. Uebrigens riefen ihn seine Wünsche, seine Hoffnungen, und die schon laut gewordenen Absichten des Hofes zu einer der ersten Kirchenstellen in Languedoc hin*), auf welcher er sich wegen seiner den Geschäften seines Vermittlungstalents, und seiner natürlichen Leichtigkeit an der Spitze einer zahlreich versammelten Geistlichkeit zu glänzen, ein Daseyn und einen Ruhm versprechen konnte, welche mit seinen sanften, edlen und feinen Manieren besser übereinstimmten. Dieses läfst uns F. selbst in einigen seiner vertrauten Briefe an den Herzog von Chevreuse wahrnehmen, aus welchen man sehen kann, wie fein er die Menschen zu beobachten, und ihren Geist und Character zu beurtheilen wufste.

Mag es nuh dem Bischofe von Tournai wirklich

*) Das Erzbisthum von Toulouse, das seit dem 11ten Julius 1710 durch den Tod des Hrn Johann Baptist-Michel von Colbert de Villacerf erledigt war.

lich Ernst gewesen seyn, sich die freye Ausübung seines Amts in seinem Bisthume wieder zu verschaffen, oder mag er sich nur gestellt haben, als wolle er alle ihm mögliche Mittel erschöpfen, um die Absichten des Königs und die dringenden Auffoderungen F. in Vollzug zu bringen; genug, er legte einen Plan vor, um durch die Vermittlung des Cardinal von Bouillon, welcher sich damahls in die Niederlande unter den Schutz der feindlichen Heere begeben hatte, die Einwilligung der Holländer zu erhalten. Dieser Cardinal war ein Jahr vorher (1710), weil er sich eines förmlichen Ungehorsams gegen die königlichen Befehle schuldig gemacht hatte, auf zehen Jahre lang nach seinen Abteyen verwiesen; liefs sich aber da von einer streifenden Truppenabtheilung der Armee des Prinzen Eugen aufheben. Der Bischof von Tournai theilte seinen Plan F. mit, er war aber eben so bedenklich, als schwer auszuführen. Ludwig XIV. war voll gerechten Unwillens gegen den Cardinal von Bouillon, und man wufste, dafs der blofse Gedanke ihn empören würde, den Namen dieses Prälaten in eine Unterhandlung einzumischen, bey welcher Frankreich interessirt zu seyn schien.

F., wenn er zu diesem Vorschlage des Bischofes von Tournai die Hand gebothen hätte, würde sich noch weit mehr, als jeder andere, der Ungnade des Königs blos gestellt haben. Seine Feinde hatten bey der Entweichung des Cardinal von Bouil-

lon die alte Abneigung dieses Prinzen gegen seine Person dadurch zu vermehren gesucht, dafs sie ihn an die vormahligen Verhältnisse F. mit diesem Cardinale während der quietistischen Händel erinnerten, und zu verstehen zu geben suchten, er stehe in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Allein die Verläumdung hatte, wenigstens bey dieser Gelegenheit, ihren Zweck verfehlet, und Ludwig XIV. war fest überzeuget, dafs der Cardinal von Bouillon seines so unregelmäfsigen und unbesonnenen Schrittes sich sicher würde enthalten haben, wenn er F. zuvor würde zu Rathe gezogen haben; doch machten letzteren diese so frischen Versuche seiner boshaften Feinde äusserst behutsam in Bezug auf alles, was nur immer auf eine Verbindung mit dem Cardinal von Bouillon hindeuten konnte. Indessen, sobald er bemerkte, dafs in Hinsicht auf Religion irgend etwas Gutes durchgesetzet, oder etwas Böses abgewendet werden könnte, so liefs er sich durch keine Rücksicht auf Furcht oder auf persönliches Interesse Fesseln anlegen. Wir haben sein Antwortschreiben an den Bischof von Tournai; es zeigt deutlich, wie er in allen seinen Handlungen und Gedanken den Eifer mit der Klugheit in das richtigste Gleichgewicht zu versetzen verstand.

Es scheint aber, dafs diese Unterhandlung, bey welcher der Cardinal von Bouillon eine mehr oder weniger sichtbare Rolle spielen mufste, in Versail-

les verworfen ward; wenigstens sieht man nicht, dafs sie irgend einen Erfolg hatte.

Als der Bischof von Tournai Flandern verliefs, um nach Paris zurück zu kehren, hatte er F. einen andern Gedanken an die Hand gegeben, welcher die seine Kirche bedrohende Spaltung noch sicherer abzuwenden vermögend war. Er ersuchte ihn sogar um seine Verwendung, um den Erfolg davon einzuleiten: der Vorschlag bestand darin, man möchte ihm, dem Hrn von Beauvau, einen Nachfolger geben, welcher dem französischen Hofe und den feindlichen Mächten auf gleiche Weise angenehm sey. F. warf seine Augen auf den Bischof von Namur, Ferdinand Maximilian, aus der gräflichen Familie von Berlo und Brus. Er schrieb ihm, um seine Gesinnung zu vernehmen; allein wegen der Verdrüfslichkeiten, denen diese Stelle in der damahligen Lage ausgesetzt war, wollte dieser lieber ruhig zu Namur verbleiben, als sich in alle stürmischen Streitigkeiten verwickeln, die ihn zu Tournai erwarteten.

Was F. voraussah, geschah. Da der Bischof von Tournai sich bey der hartnäckigen Weigerung der Holländer in die Unmöglichkeit versetzt sah, je wieder zu seinem Bisthume zu gelangen, so wufste er dem Könige das verwirrende seiner persönlichen Lage so zu schildern, und zugleich ihn auf eine so scheinbare und natürliche Weise darauf aufmerksam zu machen, wie unnütze und sogar unschicklich

lich es für ihn sey, immer vor seinem Bisthume gleichsam an der Thüre zu stehen, und doch niemahls eingelassen zu werden, dafs er nach Verlaufe von drey Monathen die Erlaubnifs erhielt, wieder nach Paris zurück zu kehren. „Der Hr. Bischof von Tournai, schrieb F. *) an den Herzog von Chevreuse, stirbt seit mehr als einem Monathe beynahe vor Begierde, Paris wieder sehen zu dürfen: er seufzet nur nach Toulouse und Languedoc; er scheut Tournai mehr als den Donner; er hat es hier an allem, was der Anstand erfodert, nicht fehlen lassen, war aber entzückt, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde. Ich weifs, dafs die Holländer die Sache aus einem andern Gesichtspuncte vorstellen wollen; sie geben nur vor, der Bischof sey ein intriguanter Kopf, der dem Könige den Hof machen, und auf Frankreich zu ihrem Nachtheile hinüber hänge. Nie werden wir ihn, sagen sie, während des Feldzuges zurück kehren lassen. Wird aber er nicht zurück kommen, und so seine Heerde aufzugeben scheinen, so werden die Aergernisse und die Gefahr einer Spaltung von neuem beginnen; und die noch Gutgesinnten im Capitel dürften allen Muth verlieren. Ich habe daher den Vorschlag des Bischofs von Tournai sehr gebilliget, ihm einen Nachfolger zu verschaffen, welcher den zwey entgegengesetzten Mächten auf gleiche Weise angenehm wäre. Nach so vielen Widersprüchen, die

ihm

*) Den 12. May 1711.

ihm begegnet sind, wird ein Anderer auf dieser Stelle mehr gutes stiften als er; anderer Seits wird er nach Toulouse, dieser so wichtigen Stelle kommen, die ohne die nachtheiligsten Folgen ohnehin nicht lange mehr unbesetzt bleiben kann. Dieser Prälat ist, wie ich Ihnen schon sagte, sanft, klug, bescheiden, und gut gesittet, aber auch schmiegsam, schlau, ehrsüchtig. Ich habe nichts vergessen, um sein Herz zu gewinnen; aber wir weichen in unserm Geschmacke zu sehr von einander ab; bey mir wird er sich nie ganz zufrieden und frey fühlen."

Die Abreise des Bischofes von Tournai, die ewigen Quälereyen, durch welche die Generalstaaten sein Capitel zwingen wollten, die neuen Kanoniker anzunehmen, der Sectengeist des Ernest und seiner Anhänger, ihre hartnäckige Weigerung, sich den Decreten des h. Stuhles zu unterwerfen, das päbstliche Breve, welches dem Capitel untersagte, die Eingedrungenen anzuerkennen, alles dieses hatte diese Kirche in den traurigsten Zustand versetzet. Da es den Capitularen unmöglich war, von ihrem unmittelbaren Oberhaupte irgend eine Hilfe oder Unterstützung zu erhalten, so wendeten sie sich an ihren Erzbischof: sie legten ihm offen ihre Verlegenheit, ihre Gefahren, und ihre Gedanken über die schicklichsten Mittel dar, wie man einsweilen zur Rettung der Hauptsache den ersten Schwierigkeiten so lange ausweichen könne, bis

glück-

glücklichere Zeitumstände stärkere und muthvollere Entschliefsungen zulassen würden.

Wir haben die Antwort F., und finden sie sehr merkwürdig wegen der richtigen Grundsätze, die er aufstellt; wegen der Mäfsigung, die aus seinen Rathschlägen hervorleuchtet, und vorzüglich wegen der sanften Herablassung, mit welcher er sich in die Lage dieser unglücklichen Geistlichkeit versetzet, und mit ihrer Schwäche Mitleiden hat. Da diese damahlige Lage der Kirche von Tournai so viel Aehnlichkeit mit jener hat, in welcher sich vor unsern Augen die ganze französische Kirche zehen Jahre lang befand, so wird man das hier folgende Schreiben ohne Zweifel mit desto gröfserem Interesse lesen.

„Ich kann mich irren, schrieb ihnen F., (im Jahre 1711) und meine Gedanken sind vielleicht sehr unreif; aber ich kann Ihnen nicht mehr geben, als ich habe; und ich gebe es ihnen von ganzem Herzen, gerade so, als wenn ich in diesem Augenblicke gleich sterben müfste.

1) „Halte ich es für sehr gut, dafs ihr Capitel bey seiner Festigkeit und Geduld ausharre, wie es dieses zu seiner grofsen Ehre und zu so vieler Erbauung der Kirche zeither gethan hat. Ich verwundere mich gar nicht darüber, dafs man Ihnen drohet; man hofft, das Capitel werde sich fürchten und nachgeben: *aber wenn Ihr ganzer Körper, in Hinsicht auf weltliche Angelegenheiten, stets sich unterwürfig, respect-*

spectvoll, bescheiden und eifrig in seinem Gehorsame betragen wird, und sich darauf einschränkt, das päbstliche Breve, welches öffentlich ist bekannt geworden, demüthig zu befolgen, was wird man ihm denn thuen können? So viele Kanoniker wird man nicht auf einmahl in den Kerker werfen: ein solches Verfahren würde ein zu schreyender Beweis von Gewalt und von der Nichtigkeit alles dessen seyn, was man hernach weiter vornehmen würde. *Selig sind diejenigen, die um der Gerechtigkeit Willen leiden.* Es liegt viel daran, solche Diener des Altares zu sehen, welche mit Ruhm, Sanftmuth und Unterwürfigkeit zu leiden wissen, um die Gesetze und Freyheit der Kirche aufrecht zu erhalten: *die Sache des h. Thomas von Canterbury war nicht so klar, als die Ihrige.*

2) „Ich sehe keinen Grund, warum Sie Ihr Betragen sollten ändern dürfen. Die nämliche Kirchenfreyheit ist es, die Sie gegen eine souveraine Macht zu bewahren haben, welche nicht zu unserer Kirchengemeinschaft gehört; *nur dafs Sie dieser in allem, was das Weltliche betrifft, vollkommenen Gehorsam leisten müssen; die nämliche Nothwendigkeit bleibt, an der Aufnahme der Eingedrungenen keinen Theil zu nehmen; die nämliche Verbindlichkeit bleibt, dem päbstlichen Breve zu gehorchen, das Ihnen unter der Strafe des Kirchenbanns verbietet, sie in's Capitel aufzunehmen.* Warum sollen Sie also Sich anders benehmen?

3) „Eine geheime Protestation würde lange nicht so kräftig wirken, als eine demüthige, ehrfurchtsvolle und standhafte Weigerung, die Eingedrungenen aufzunehmen. Diese Protestation (Verwahrung) würde wie eine Nachgiebigkeit, wie ein politischer Ausweg herauskommen, durch welchen man wirklich zurückweiche, während man nicht zu weichen sich stellte; sie würde wenigstens auf eine Zeitlang die Eingedrungenen berechtigen; sie würde ihrer Sache einen gefährlichen Anstrich geben; sie würde durch einen Schein eines ruhigen und kanonischen Besitzstandes ihre Anmassung weniger gehässig machen. Doch dem sey, wie ihm wolle, ein so zweydeutiges Benehmen würde nicht so einfach, nicht so gerade, nicht mit dem Evangelium so übereinstimmend seyn, als eine bescheidene, demüthige, unterwürfige, ehrfurchtsvolle und feste Weigerung, um dem päbstlichen Breve zu gehorsamen.

4) „Eine Ausbleibung aus dem Capitel würde gesucht, und wie eine Aufgebung der guten Sache herauskommen, wenn alle Gutgesinnten auf einmahl und gleichsam mit gemeinsamer Einwilligung hinwegblieben. Uebrigens würden diese, wenn sie auch von dieser einzigen Capitelsversammlung hinwegblieben, doch bey den folgenden Versammlungen, und bey dem Gottesdienste sich einfinden, wo sie gemeinsam bethen, Altardienste verrichten, und gegenseitigen Friedenskufs ertheilen, und die Eingedrungenen, ob sie gleich mit dem Kirchenbanne

be-

belegt sind, für Brüder erkennen würden; dieſs würde aber einer Aufnahme in das Capitel gleich gelten, hingegen würde man zugleich bey dem Souverain dafür verantwortlich seyn, daſs man der Capitelsversammlung sich entzogen habe, um der Einwilligung auszuweichen.

5) „Am meisten ist zu besorgen, daſs man die General-Vicare auf den Fall, daſs sie sich weigern werden, die Eingedrungenen anzuerkennen, fortjagen werde; dann möchte der Souverain vielleicht Lust bekommen, ihre Stellen durch die Eingedrungenen oder ihre Anhänger zu ersetzen, welches nun der Anfang einer Spaltung wäre. Man könnte vielleicht dadurch ausweichen, wenn die Groſs-Vicare von der Capitelsversammlung wegblieben; allein sie würden durch einen solchen Schritt ein Beyspiel von Furchtsamkeit und Schwäche geben.

6) „*Indessen will ich allen Stimmfähigen eben nicht eine laute Widersetzlichkeit zumuthen, weil sie derselben vielleicht nicht alle fähig sind, nur wünschte ich, daſs sie sich sämmtlich über einen Plan vereinigten, um hernach standhaft bey demselben bis ans Ende auszuharren. Bey einem zu hart auszuführenden Plane ist zu befürchten, daſs eine Trennung einreiſse, welche alles verderben dürfte. Im äussersten Falle würde ich mit dem Auskunftsmittel des Wegbleibens von dem Capitel, oder einer geheimen Protestation, die ich dem Hrn Nuntius schicken würde, mich begnügen — humanum dico propter infirmitatem carnis vestrae. Die Stärkeren müs-*

sen sich zu denjenigen herablassen, die es nicht so sehr sind: die Prüfung ist hart und lange. *Von weitem kann man sich einbilden, dafs man sie leicht aushalten werde; aber ich glaube gerne, dafs ich ohne grofsen Beystand der Gnade in derselben unterliegen würde.* Ich bedaure Sie alle; ich verehre Sie, wie Confessoren (Bekenner) ich empfehle mich Ihrem Gebethe, so wie ich Sie auch in dem meinigen nicht vergessen werde."

Welch eine sittsame bescheidene Sprache, besonders, wenn man sie aus dem Munde F. vernimmt! Aber auch wie lehrreich ist sie gegen jenen bittern Eifer, gegen jene schneidenden Entscheidungen, die man zuweilen wagt, ohne das Nachtheilige und Gefährliche derselben zu berechnen, ja ohne nur ernsthaft darüber nachgedacht zu haben, ob sie mit den ächten Grundsätzen übereinstimmen oder nicht!

Durch die weisen Winke F. geleitet, benahm sich das Capitel von Tournai mit einer Klugheit, welche die Holländer den hitzigen Vorschlägen von Ernest und seinen Anhängern nicht blindlings folgen liefs: es hütete sich, seinem neuen Souverain, welcher ihm durch das Loos der Waffen angewiesen war, den geringsten Vorwand zu dem Besorgnisse zu geben, als unterwerfe es sich nicht in allem, was die Ordnung im Zeitlichen betrifft, oder als mangle es ihm an der den Inhabern der öffentlichen Macht zu allen Zeiten gebührenden Treue.

Auch

Auch konnten die Holländer auf die Jansenistischen Streitigkeiten kein so grofses Gewicht legen, als die Anhänger Arnaulds. Gerührt wurden sie von dem regelmäfsigen und achtungswürdigen Betragen eines gesellschaftlichen Körpers, welcher sich darauf einschränkte, für sich gerade jene Grundsätze von Gewifsensfreyheit in Anspruch zu nehmen, welche die Generalstaaten unaufhörlich als die Fundamental-Artikel ihrer religiösen und politischen Verfassung aussprachen. Vielleicht wufsten auch die Holländer vermöge der Kenntnisse, die sie von den zwischen den Höfen zu London und Versailles gepflogenen Unterhandlungen hatten, dafs die Stadt Tournai nicht unter ihrer Bothmäfsigkeit bleiben würde. Diese Anssicht mufste natürlicher Weise die Hitze erkälten, in welche sie Ernest gerne versetzet hätte. Endlich kam die Vorsehung selbst der unglücklichen Geistlichkeit zu Hilfe. Durch die Friedensverträge von Rastadt und Utrecht kamen die Niederlande unter die Oberherrschaft der Kaiserlichen Oesterreichischen Familie; Herr von Beauvau legte 1713 sein Bisthum nieder, und ward zum Erzbisthume von Toulouse befördert, welches schon drey Jahre lang für ihn bestimmt war. Hr. von Leuwestein wurde mit Genehmigung des Wiener Hofes zum Bischofe von Tournai ernennet, und das dasige Capitel, sich stützend auf das päpstliche Breve, weigerte sich standhaft, Ernesten und jene eingedrungenen Kanoniker anzuerkennen, wel-

che sich den Decreten des h. Stuhles nicht unterwarfen.

F. war aus Grundsätzen und Character stets für sanfte Mittelwege gestimmt, wenn sie ihm für seinen vorhabenden Zweck, auf dessen Erreichung er pflichtmäfsig hinarbeiten mufste, nützliche Resultate versprachen. Aber es lag auch so viele Festigkeit in seinem Character, so viele Geradheit und Gerechtigkeit in seinen Grundsätzen, dafs er durchaus keiner persönlichen Rücksicht Gehör gab, sobald die Regeln der Billigkeit, oder die Rechte seines Amtes verkannt oder gefährdet zu werden schienen. Es both sich ihm ein Fall dar, in welchem er die Vorurtheile einiger seiner Suffragane zu widerlegen, seine Metropolitanrechte aufrecht zu erhalten, und, so zu sagen, die furchtsamen und politischen Einflüsterungen von der Hand zu weisen hatte, durch welche man seiner Amtsgewalt Fesseln anzulegen sich bestrebte.

Der Bischof von Saint-Omer, der nämliche, welcher auf der Metropolitan-Versammlung zu Cambrai 1699 sich so unmanierlich gegen F. benommen hatte, hatte einem Geistlichen seines Sprengels, der noch im Verhafte safs, den Processs machen lassen. Dieser appellirte von diesem Urtheile an den Metropolitan, und der Erzbischof von Cambrai hatte als solcher befohlen, ihm die Processacten einzuschicken, um das Urtheil zu handhaben, wenn es regelmäfsig, oder aufzuheben, wenn es mangelhaft

seyn

seyn sollte. Der Bischof von Saint-Omer, der zu seiner Familie auf einen Besuch nach der Provence verreiset war, nahm es F. sehr übel, dafs er nicht mit der Schlichtung dieser Rechtssache, welche sich doch nicht aufschieben liefs, bis zu seiner Rückkehr gewartet habe. Wahrscheinlich vergafs er, dafs ein Angeklagter, der im Verhafte ist, sich aber für unschuldig hält, sich mit allem Rechte über verzögerte Gerechtigkeit würde haben beschweren können, wenn man für die Verzögerung keine kanonische Ursache angeben konnte. Weil er sich aber vielleicht seines ehemahligen sehr unregelmäsigen Verfahrens gegen F. erinnerte, oder seine Festigkeit fürchtete, so wendete er sich an einen seiner Mitbrüder, und suchte ihn durch Umwege dahin zu bringen, dafs er gemeine Sache mit ihm machen sollte. Der Bischof von Arras schrieb F. über diese Sache; er war aber zu einsichtig, als dafs er die Form hätte tadeln sollen, in welcher der Erzbischof von Cambrai vorgeschritten war; er wufste, dafs sie den Vorschriften des Rechts ganz gemäfs war, er liefs sich also nur auf leere und allgemeine Betrachtungen über die gegenseitige Achtung ein, die Mitbrüder sich schuldig wären. Zuverläfsig müssen diese geltend seyn, wenn vom Umgange miteinander die Rede ist, aber nie dürfen sie einen Einfluſs haben, wenn die Regeln des Rechts und der Gerechtigkeit bey einem leidenden Unglücklichen in Gefahr kommen.

Der

Der Bischof von Arras liefs sich auch in seinem Schreiben Winke entwischen, diese Sache könne ihm am Hofe nachtheilig werden; der Bischof von Saint-Omer habe sich dadurch, dafs er ihn, freylich nicht auf eine ehrenvolle Weise, noch nach seiner auferbaulichen Unterwerfung bitter verfolgt habe, einige Verdienste gemacht; man dürfte vielleicht diese Gelegenheit benützen, um den König gänzlich zu erbittern, und ihn in seiner Abneigung zu bestärken.

F. antwortete dem Bischofe von Arras in den verbindlichsten und herzlichsten Ausdrücken, doch konnte er sich nicht enthalten, ihm zu bemerken: *Gott und nicht den König müfsten die Bischöfe vor Augen haben, wenn von blos geistlichen Dingen die Rede sey.*

Aus einem anderen Briefe F., der lange nach dem eben angeführten an den nämlichen Bischof von Arras *) geschrieben ward, sieht man, wie sanft und schonend er zu Werke gehen mufste, um seine Rechte und die Regeln der Gerechtigkeit zu handhaben, ohne gegen die so erregsame und stets eifersüchtige Empfindlichkeit seiner Suffragane zu hart anzustofsen. In jedem Falle, wo er aus Gefühl für Pflicht und Gerechtigkeit einige von ihnen ausgesprochene Urtheile aufheben zu müssen glaubte, war er der erste, sie einzuladen, dafs sie sich gegen seinen Ausspruch an ein höheres Tribunal wen-

*) Den 16. Jän. 1711.

wenden möchten, wenn sie dafür hielten, derselbe sey den Gesetzen oder ihren Rechten entgegen.

„Monseigneur, Sie wissen alles, was ich gethan habe, um Ihnen jede Unannehmlichkeit zu erspa-ren, und Ihnen meine Verehrung gegen Sie zu bezeugen: ich habe sogar alles, was ich thun zu müssen glaubte, so lange als möglich, hinausgeschoben, weil mir alles ausserordentlich leid thut, was Sie immer mifsvergnügt machen kann. Meinen schwachen Einsichten hab' ich nicht getraut, sondern zu fremden meine Zuflucht genommen; alles, was für Ihre Meinung war, habe ich sorgfältigst dargestellet, und mit der aufrichtigsten Ergebenheit gewünschet, dafs ich Ihnen beystimmen könnte; endlich habe ich weisem Rathe und meinem Gewifsen gefolgt. Wenn die Strafsen wieder gangbar sind, werde ich, wenn es Ihnen angenehm ist, nach Arras reisen, um mit Ihnen zu sprechen, die Ehre zu haben, obgleich ein Richter nur allein vor seinem höhern Richter über die Gründe seines gefällten Urtheils Rechenschaft zu geben schuldig ist. Ich will alsdann ohne Rücksicht mein Herz Ihnen im gröfsten Vertrauen über alles öffnen, worüber Sie Aufklärung wünschen möchten, und ich hoffe, Sie davon zu überzeugen, dafs ich nach den wahren Regeln zu Werke gegangen bin. Nichts desto weniger, Monseigneur, gestehe ich Ihnen, dafs ich mich leicht tiuschen kann; aber, wie mich dünkt, so mufs jeder von uns sich darauf einschränken, sei-

nem

nem Amte dadurch genug zu thun, dafs er nach seinem besten Wissen und Gewissen urtheilt, ohne einen Ehrenpunct daraus zu machen, seinem Urtheile das Uebergewicht zu verschaffen. Ich habe geurtheilt, wie ich es thun zu müssen glaubte, und Sie denken zu aufgeklärt, und zu billig, als dafs sie es übel nehmen sollten, wenn ein Metropolite auf sanftem Wege dasjenige ergänzet, was er nach seinem Auftrage von der Kirche ergänzen zu müssen glaubet. Meiner Seits halte ich mich nicht im geringsten darüber auf, wenn mein Mitbruder durch meinen Oberen dasjenige abändern läfst, worin ich vielleicht als Metropolite kann zu weit gegangen seyn. In diesem Falle können wir das Beyspiel eines sanften, friedfertigen und erbaulichen Verhaltens gegen einander geben, ob wir gleich verschieden denken. Es wird mir gar nicht wehe geschehen, wenn Sie sich entschliefsen, auf kanonischem Wege Rechtshilfe zu suchen; es kann defswegen doch vollkommene Einigkeit zwischen uns fortdauern, die auch stets unverletzt bleiben soll. Ich hoffe, Sie werden nie aufhören, mich mit Ihrer Wohlgewogenheit zu beehren, so wie ich auch meiner Seits mein ganzes Leben lang mit der gröfsten Ergebenheit und dem aufrichtigsten Respecte erharren werde etc.“

Wie es scheint, hat der Erzbischof von Cambrai sich verpflichtet gefühlt, ein vom Bischofe von Arras gesprochenes Urtheil umzuändern, was ihm die-

dieser Prälat übel zu nehmen, schwach genug war. Man kann dieses aus einem Briefe schliefsen, den ihm F. einige Monathe nachher geschrieben hat.

„Monseigneur, einen willkührlichen Gebrauch der Gewalt kann Niemand mehr verabscheuen als ich; selbst in meinem Bisthume Cambrai bin ich äusserst dagegen, und ich wage nie, in einer Sache anders zu Werke zu gehen, als mir es die Gesetze vorschreiben. Ich kann mich freylich täuschen, aber ich glaube die gröfste Vorsicht gebraucht zu haben, um mich nicht zn viel auf mich selbst zu verlassen. Uebrigens kann ich mich nicht enthalten, mir selbst das Zeugnifs zu geben, dafs ich seit sechzehen Jahren bey jeder Gelegenheit alle Aufmerksamkeit, und zwar in einem mehr als gewöhnlichen Maafse für Ihre Person hatte. Wären die Wege sicherer, und die Zeit ruhiger, so würde ich mit Vergnügen nach Arras gehen, um mir die Ehre, Sie zu besuchen, zu geben, und Ihnen Monseigneur, alle Gründe darzulegen, aus welchen ich, zu meinem Leidwesen, anders denke als Sie. Gegenwärtig ist mein ganzes Haus von kranken Oberoffizieren der Armee belegt, unter welchen sich seit einigen Tagen mein sehr gefährlich verwundeter Nefe *) befindet; ich sehe also einem glücklichern und ruhigern Zeitpuncte entgegen.“

Wenn

*) Der Marquis von Fenelon, hernach französischer Gesandter in Holland: Fenelon hatte zu dieser Zeit alle Generale und

§. 16. *Fenelons Betragen in andern Verhältnissen.*

Wenn man sich erinnert, dafs F. durch den h. Stuhl ist verdammt worden, so erstaunet man, dafs man diesen Prälaten so kurze Zeit nach dem ergangenen Verdammungsurtheile zu Rom in so grofsem Credite und in einer so hohen Achtung stehen sieht, dafs selbst diejenigen, welche sich gegen ihn erklärt hatten, ihn um seine Unterstützung bey dem Papste und dem h. Collegium ersuchten. Seinen Tugenden und seinem Ruhme hatte er es zu verdanken, dafs er aus seiner tiefen Einsamkeit zu Cambrai, zu Rom und in ganz Europa gleichsam eine Oberherrschaft auf dem Gebiete der Meinung ausübte.

Die Vorsteher der auswärtigen Missionen zu Paris hatten bey dem h. Stuhle die Jesuiten in China der Abgötterey bezüchtiget, weil sie mit gewissen Ehrenbezeigungen Nachsicht hatten, welche die Chinesen, einem alten Herkommen gemäfs, ihren Vorältern und dem Andenken des Confucius zu beweisen pflegten: oder es war vielmehr diese Controverse eine Folge jener Streitigkeiten, welche sich 40 Jahre vorher zwischen den Dominikanern und Jesuiten erhoben hatten. Durch ein Decret vom

Offiziere in seinen Pallast aufgenommen, welche bey dem damahligen Kriege in Flandern in verschiedenen mörderischen Gefechten verwundet worden waren.

vom 23. März 1656 hatte der Papst Alexander VII. dieselben glücklich beygeleget; aber sie waren gegenwärtig wieder mit mehrerer Heftigkeit und Bitterkeit ausgebrochen. Die Vorsteher der auswärtigen Missionen zu Paris hatten sich darein gelegt, und ihre Meinung schien um so gewichtiger gegen die Jesuiten zu seyn, weil man sie nicht in Verdacht haben konnte, als läge bey ihnen, wie man es doch den Dominikanern vorwarf, Eifersucht im Hinterhalte. Der hohe Ruf, in welchem jene Vorsteher, die HH. Tiberge und Brisacier, wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit standen, mufsten ihrer Aussage noch eine neue Stärke beylegen. Da sie durch ihre Verbindungen in Rom erfahren hatten, in welcher ausgezeichneten Achtung F. bey dem Papste und dem gröfsten Theile der Cardinäle stand, ihnen auch sonst seine Freundschaft für die Jesuiten nicht unbekannt war, so schienen sie zu besorgen, der h. Stuhl möchte diesen Prälaten über diese Controverse zu Rathe ziehen, und er möchte ihnen in seiner Meinung entgegen seyn. Sie wendeten sich also mit ihren schriftlichen Aufsätzen, Beschwerden und Bitten an ihn, und riefen ihn zur Hilfe und zur Beystimmung für sich auf. Ohne Zweifel hatte F. sehr ungerne gesehen, dafs sich Streitigkeiten über eine Frage erhoben, deren genaue und bestimmte Auffassung so schwer war, indem dazu eine tiefe Kenntnifs von den Gebräuchen, den Maximen und der Sprache einer so fernen Nation

tion erfoderlich war, welche noch dazu durch fast unübersteigliche Schranken von der übrigen Welt abgesondert war. Auch war die Frage durch eine Menge von widersprechenden Thatsachen und Behauptungen sehr dunkel geworden; er urtheilte also mit Grunde, eine solche Dispüte könne natürlicher Weise nichts anders bewirken, als dafs sie einer so mifstrauischen und argwöhnischen Nation das Schauspiel eines ärgernifsgebenden Zwistes über die wesentlichsten Puncte einer Religion, zu welcher man sie doch bekehren wollte, aufstellen müsse. Man konnte auch mit einem sehr gemeinen Grade von Scharfsinne voraussehen, dafs der gänzliche Ruin der christlichen Religion in China die unvermeidliche Folge davon seyn würde. Die in diesem Lande gemachten Fortschritte hatte sie vorzüglich dem aufgeklärten Eifer der ersten Jesuiten zu verdanken, welche dahin eingedrungen waren, und dadurch, dafs sie durch ihre fein ausgedachte Geschicklichkeit den Religionsunterricht mit den Reizen der menschlichen Wissenschaften vereinigten, dem Kaiser und den Gelehrten von China für ihre erhabensten Lehren Kenntnifs und Geschmack einzuflöfsen gewufst hatten. Der Erfolg hatte diesen glücklichen und unschuldigen Kunstgriff vollkommen gerechtfertiget; und ein kluger, menschenfreundlicher und aufgeklärter Kaiser, der für alle nützliche Wissenschaften, welche noch seinem Reiche fehlten, heifsen Durst hatte, liefs die christ-

liche

liche Religion seinem Throne sich nähern, nahm die Diener derselben in seinen Pallast auf, und begünstigte den Erfolg ihrer religiösen Plane durch seine Gewogenheit und den ausgezeichnetsten Schutz. F. seufzte darüber, dafs nun dieses grofse Gebäude wieder zusammenstürzen würde, nachdem man es mit so vielen Sorgen und Beschwernissen aufgeführt, und durch das Blut so vieler Märtyrer, durch die Anstrengungen so vieler apostolischen Männer befestiget hatte, welche sich 6000 Meilen weit von ihrem Vaterlande hinwegbegeben hatten, um durch das Opfer aller jener süfsen Neigungen, welche die Menschen an ihre Familien und an ihr Geburtsland knüpfen, durch ihre Leiden und durch ihren Tod der wahren Religion neue Verehrer zu gewinnen. *)

Aber zu gleicher Zeit war auch F. von der dem Ansehen der Kirche gebührenden Unterwürfigkeit viel zu sehr durchdrungen, als dafs er sich hätte erlauben sollen, über eine bey dem h. Stuhle anhängig gemachte Frage vorläufig abzusprechen. In seiner den Vorstehern der auswärtigen Missionen in Paris ertheilten Antwort **) drückt er zu gleicher Zeit seinen Schmerz darüber, dafs man die-

*) Der Erfolg hat die gerechten Besorgnisse F. nur zu sehr gerechtfertiget; diese unglückliche Dispüte diente zum Grunde oder zum Vorwande allen jenen blutigen Verfolgungen, welche auf einmahl die Fortschritte der christlichen Religion in China gehemmet haben.

**) Den 5. Oct. 1702.

diese Controverse zeither mit so vieler Hitze getrieben habe, und seinen festen Entschluſs aus, daſs er schon zum Voraus der Entscheidung Roms, welcher man entgegen sah, beytrete.

„Meine Herrn! Man hat mich wirklich in Briefen darum ersucht, ich möchte meine Meinung über ein, wie es heiſst, bis nach Rom verbreitetes Gerücht sagen, als sey die französische Kirche ungehalten darüber, daſs der Papst mit seinem Urtheile über die den chinesischen Gottesdienst betreffende Frage so lange zögere, und dadurch die Bekehrung der Ketzer hindere. Ich habe nach meinem Gewissen geantwortet, und folgendes ist der Inhalt dieser Antwort. Mich dünkt, von einem so frommen, festen und aufgeklärten Papste sey gerade dieſs am wenigsten zu vermuthen, daſs er aus irgend einer menschlichen Rücksicht das Aergerniſs verlängere, oder die Abgötterey, wenn sie ganz bewiesen ist, nur auf einen Augenblick sollte dulden wollen; ich warte also ohne Ungeduld seine Entscheidung ab, in der Ueberzeugung, daſs er von jeder Uebereilung, wie von jeder Langsamkeit, gleichweit entfernet sey. Es ist ganz natürlich, daſs er sich der Wahrheit der Thatsachen, welche von beyden Partheyen so verschieden erzählet werden, erst zu versichern sucht. Es ist hier die Rede von den Sitten der Chinesen, welche so weit von den unsrigen abweichen, und von der Absicht, welche sie mit den im Streite begriffenen Ceremonien verbinden;

den; nur der Richter kann entscheiden, ob die eingezogenen Erkundigungen zum endlichen Ausspruche hinreichend sind oder nicht. *Was mich betrifft, meine Herrn, so weifs ich nicht, was ich wünschen soll, indem ich weder die Ceremonien, noch die Absichten der Chinesen kenne.* Wenn der Papst wird entschieden haben, so werde ich den Schlufs machen, dafs nach seinem Dafürhalten die Thatsachen in hinreichendes Licht gestellet waren. Wird er aber im Gegentheile die Entscheidung noch aufschieben, so werde ich voraussetzen, dafs er die Beweise noch nicht bündig genug gefunden habe. Was die Ketzer in Frankreich betrifft, so mufs *ich* sie kennen, indem ich aus erhaltenem Auftrage, mich mit dem Unterrichte derselben sowohl zu Paris als zu la Rochelle und anderwärts meine ganze Jugend hindurch zu beschäftigen hatte. Ich zweifle gar nicht, dafs das grofse Aufsehen dieses Handels auch ihre Aufmerksamkeit gespannt habe; aber darum ist es ihnen nicht zu thun, wie das Aergernifs gehoben, und ihre Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche könnte erleichtert werden. Im Gegentheile, sie würden entzücket seyn, wenn sie denjenigen, die sich bekehren wollten, würden sagen können, die römische Kirche sey endlich durch ihr eigenes Eingeständnifs überwiesen, dafs sie seit 50 Jahren ungefähr durch ein Decret des Papstes eine offenbare Abgötterey der Chinesen gutgeheifsen habe. Allein nach meiner Meinung mufs ihre Kritik die Entschei-

scheidung weder beschleunigen noch zurück halten: *es handelt sich nur über den Grund dieser gottesdienstlichen Verehrung, welche keinen Augenblick darf geduldet werden, wenn sie abgöttisch ist, gegen welche man aber auch, den Ketzern zu Gefallen, sich nicht den geringsten Tadel erlauben darf, Falls die Beweise für das Abgöttische nicht statthaft sind.* Sehen Sie, meine Herrn, so denke ich ohne Zuneigung und ohne Partheyhafs. Sie wissen, dafs ich von jeher Ihre Verrichtungen und Ihr Haus geliebet und geschätzet habe; ich hege für Ihre Personen alle Achtung, welche Ihren Verdiensten und Ihrer Frömmigkeit gebühret, und mit dieser aufrichtigen Gesinnung werde ich stets seyn etc.“

F. hatte in der Folge eine glücklichere und mit den Wünschen seines Herzens mehr übereinstimmende Gelegenheit, von seinem Credite am römischen Hofe Gebrauch zu machen, und diefs zwar zu Gunsten seines ältesten, treuesten und achtungswürdigsten Freundes, des Herzogs von Beauvilliers. Dessen Bruder, der Abbé von Beauvilliers, war den 1ten April 1713 zum Bisthume von Beauvais ernennt worden, welches durch den Tod des Cardinal Janson war erledigt worden. Schon länger als drey Monathe hatte sich der Papst geweigert, ihm die erforderlichen Bullen zuzugestehen, weil dieser Geistliche während seines theologischen Curses eine gewisse These öffentlich vertheidiget hatte. Fenelon, welcher diese unerwartete Schwierigkeit erfah-

fahren hatte, fürchtete nachtheilige Folgen davon; er hielt es defswegen für gut, an einen Religiosen zu Rom, der das vorzügliche Vertrauen des Papstes genofs, einen sehr dringenden Brief zu schreiben, und ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sich der römische Hof durch ein solches Benehmen in den damahligen Umständen aussetzen dürfte. *Er* wählte mit Vorbedacht diesen Umweg, um die Wahrheit bis zum Papste gelangen zu lassen; er behielt so die Freyheit zu den richtigsten und weisesten Bemerkungen, welche er in einem Schreiben an den Papst selbst nicht mit so vielem Nachdrucke hätte vortragen dürfen. Man weifs, dafs die gehörige Rücksicht auf hohen Rang und Würde, und die durch Herkommen und Respect eingeführten Formeln zuweilen die Gründe schwächen, weil man die Ausdrücke mildern mufs. Wir wollen dieses Schreiben*) nach dem Originalentwurfe hersetzen.

„Ehrwürdiger Pater! Mit einem wahren Schmerzen vernehme ich, dafs der Papst dem Hrn Abbé von Saint-Aignan, der zum Bisthume von Beauvais ernennet ist, die Bullen verweigert hat, und zwar wegen einer These, die dieser Abbé bey seiner Beförderung zum Licenciatengrade vertheidiget hat. Diese Sache macht grofses Aufsehen am Hofe und in Paris. Alle diejenigen, die das Ansehen des

*) Vom 12. July 1718.

des römischen Stuhles mit Ungeduld ertragen, hoffen aus dieser unruhigen Stimmung der Köpfe Nutzen zu ziehen, und einen sehr gefährlichen Zwist zwischen den beyden Mächten zu erregen. Ich für mich kann weiter nichts thun, als dafs ich in einem so traurigen Falle vor Gott seufze, und mich betrübe; ich kann mich sogar nicht enthalten, Sie dringend zu ersuchen, dafs Sie mit Seiner Heiligkeit reden, und Höchstderselben meinen Brief zu zeigen, Sich die Freyheit nehmen möchten, wenn Selbige anders es Ihnen gnädig erlauben werden. Man kann diesen Schritt für eine grofse Unbescheidenheit auslegen. Ich hoffe aber, dafs ein so frommer und aufgeklärter Paspt mir dieses Uebermafs von Eifer zu gut halten werde: ut minus sapiens dico.

i) „Ich habe die These nicht gelesen, und ich weifs also nicht, was sie eigentlich enthält; nur einige Monathe nachher, als sie ist vertheidiget worden, hörte ich, dafs der Hr. Abbé von Saint-Aignan, welcher ein Bruder von dem Hrn Herzoge von Beauvilliers, diesem für den h. Stuhl so wohl gesinnten Staats-Minister ist, und in dem Seminar von Saint-Sulpice, in welchem das oberste Ansehen der *Mutter und Lehrerinn anderer Kirchen* so sehr empfohlen wird, erzogen ward, zur Aufstellung dieser These durchaus ist genöthiget worden. Der Hr. Kanzler, *) welcher für die Maximen des Pa-

la-

*) Hr. von Pontchartrain.

laments sehr eingenommen ist, und in dieser Materie sehr lebhaft zu Werke geht, hatte vom Könige einen ausdrücklichen Befehl darüber ausgewirket, und auf der Stelle auf die Ausführung desselben gedrungen. Man suchte nur diesen jungen Abbé und die andern bestensgesinnten Personen bey Seiner Majestät verdächtig zu machen, im Falle er sich geweigert hätte, die These aufzustellen; der nämlichen unumschränkten Gewalt bediente man sich damahls, um den Neffen des verstorbenen Bischofes von Chartres, welcher auch sein Nachfolger geworden ist, zur Aufstellung des nämlichen Lehrsatzes anzuhalten. Darum bekümmerte man sich wenig, ob diese Thesen vertheidigt würden, denn lieber hätte man es gesehen, wenn man sich geweigert hätte, sie zu vertheidigen, um so den verstorbenen Bischof von Chartres, den Hrn Herzog von Beauvilliers und alle gutgesinnte Personen um ihren Credit zu bringen, der gewissen Leuten sehr lästig war: diefs ist der wahre Hergang der Sache.

2) „Der Papst hatte die Gnade, von dieser These nichts wissen zu wollen, als er dem Neffen des verstorbenen Hrn Bischofes von Chartres seine Bullen so günstig zugestand. Konnte Seine Heiligkeit nicht die nämliche Gnade in Bezug auf die These des Hrn Abbé von Saint-Aignan haben?

3) „Vor der Versammlung der Geistlichkeit im Jahr 1682, auf welcher die 4 Sätze in Frankreich wie Grundregeln zur Lehre vorgeschrieben wur-

den, ja sogar von allen Streitigkeiten der vorhergehenden päpstlichen Regierungen stand es herkömmlicher Weise bey der Facultät zu Paris Jedermann frey, die eine oder die andere der entgegengesetzten Meinungen zu vertheidigen. Der Hr. Abbé von Saint-Aignan hat sich also nur der damahligen Freyheit bedient, über welche sich Rom sonst nicht beklagte. Nur, wenn ich dieses sage, *muſs ich den Satz von der Unabhängigkeit unserer Könige in Hinsicht des Zeitlichen ausnehmen, welchen man nie in Zweifel setzen lieſs.*

4) „Eine groſse Menge rechtschaffener aber ungelehrter Leute, welche die Gegner des h. Stuhles durch Intriguen und Kunstgriffe aller Art zu blenden wissen, suchen nur ein Miſsverständniſs zwischen dem Papste und dem Könige. *Man macht Rom gehäſsig, man giebt vor, es könne nicht leiden, daſs man seine Untrüglichkeit in Zweifel ziehe, indem es mit derselben seine Gewalt, Könige vom Throne zu stürzen, unzertrennlich verbinde;* man bemüht sich, dem Könige und allen seinen Umbungen die widerlichsten Meinungen und Besorgnisse beyzubringen. Seine Majestät denken zwar gelassen, fromm, und sind dem h. Stuhle aus Religionsgrundsätzen aufrichtig zugethan, aber man wird Denselben vorzuspiegeln suchen, Ihr Ansehen werde in seinem Fundamente erschüttert, wenn man nicht den ultramontanischen Eingriffen einen kräftigen Damm entgegen setze; in

in der gegenwärtigen Lage ist nichts gefährlicher, als so gleifsende Vorwände.

5) „Obgleich der König, Gott sey Dank, einer sehr guten Gesundheit geniefst, so sehen doch die Feinde Roms, dafs dieser Prinz schon 75 Jahre alt ist; sie zählen darauf, dafs, wenn uns diese grofse Stütze der Kirche sollte entfallen, sie alsobald frey ihr Haupt würden emporheben können, um während der Stürmen einer Minderjährigkeit das Joch des h. Stuhles abzuwerfen, oder wenigstens das Ansehen desselben völlig zu lähmen. Ein so verderblicher Erfolg ist äusserst zu befürchten; ich getraue mir sogar zu sagen, ein so grofser Papst müsse vermöge seiner tiefen Weisheit in so gefährlichen Zeitumständen jedem auch dem geringsten Vorwande zu Mifstrauen und Zwistigkeiten auszuweichen suchen. Es würde ein grofses Unglück für die Kirche seyn, wenn ihr ein so eifriger König zur Zeit einer Zwistigkeit sollte geraubet werden, in welcher der gröfste Theil der französischen Nation übel gegen Rom gestimmet wäre. Dieſs ist ein besonderer Fall, der auch eine ganz besondere Nachsicht zu fodern scheint; die Uebelgesinnten warten nur auf die Verweigerung dieser väterlichen Nachsicht, um die ganze Nation unwillig und abgeneigt zu machen; *dieſs kann im Stillen den Saamen zu einer Spaltung für eine Zeit ausstreuen, auf welche wir nur mit Furcht und Wehmuth hinblicken können.*

„Wenn ich Ihnen, ehrwürdiger Pater, diese Betrach-

trachtungen darlege, und sie zugleich bitte, dieselben dem Papste vor Augen zu legen, so will ich lieber unbescheiden seyn, und auch dafür gehalten werden, als dafs ich irgend ein Mittel aus der Hand sollte gehen lassen, um zwischen einem so frommen Papste, und einem für die Religion so eifrig gesinnten Könige die Zusammensicht und Einigkeit zu erhalten, da zumahl die gegenwärtigen Zeitumstände so gefährlich sind.

„Uebrigens ist es bey mir gar nicht darauf angesehen, mir in einer so grofsen Sache, die meine Kräfte übersteigt, eine Bedeutenheit zu geben, oder mir aus meiner guten Gesinnung für den Frieden ein Verdienst zu machen. Mir genüget es, wenn ich in der gröfsten Stille meine schwachen Ansichten einem Papste vorlegen kann, der voller Nachsicht ist, und mich mit seiner Güte beehrt. Ich thue dieses mit dem tiefsten Respecte, und mit dem kindlichsten Zutrauen; ich bitte mit der vollkommensten Unterwürfigkeit um Verzeihung, wenn ich bey einer so dringenden Noth für die Sicherheit der Kirche ein Wort zu sprechen, nicht innerhalb meiner Schranken bleiben sollte. Ich sage sogar, dafs ich kein Freund von schwachen und furchtsamen Mafsregeln bin, wo man alles waget, während man die Welt deutlich merken läfst, dafs man sich nichts zu wagen getraut. Ich weifs, wie sehr kühne Köpfe sich solche Nachgiebigkeit zu Nutzen machen, und wie sie dadurch zu den gefährlichsten

Ge-

Gewaltthätigkeiten den Muth bekommen; auch ist es mir nicht unbekannt, dafs es gewisse wesentliche und unzertheilbare Puncte giebt, bey welchen man weder zurück weichen, noch durch die Finger sehen darf, weil man alles verliert, wenn man nicht alles rettet. *Aber es ist ein seltener Fall, dafs sich nicht bey dem gröfsten Theile von Streitsachen ein billiger Mittelweg sollte finden lassen.*

„Ich hoffe, mein ehrwürdiger Pater, dafs Sie Sich gerne für mich zu den Füfsen des Statthalters Jesu Christi werfen werden; ich thue dieses selbst im Geiste und von ganzem Herzen, um ihn mit der tiefsten Ehrfurcht zu bitten, mich bey dieser Gelegenheit mit der Geduld des guten Hirten, und mit der Zärtlichkeit des allgemeinen Vaters anzuhören etc.“

Dieser Brief machte den stärksten Eindruck auf Clemens XI., er behielt ihn sogar bey sich, um die weisen Beobachtungen, die er enthält, tiefer zu beherzigen, und nahm gar kein Bedenken mehr, um dem Abbé von Saint-Aignan die Bullen für das Bisthum zu Beauvais zuzugestehen. Wir ersehen dieses aus dem Antwortschreiben des besagten Religiosen an Fenelon, dessen Original wir in Händen haben.

„Monseigneur! Ich hatte die Ehre, dem Papste dasjenige zu lesen, was Eure Hoheit über die Schwierigkeiten, die man dem Hrn Abbé von Saint-Aignan machte, mir zu schreiben Sich die Mühe ga-

gaben. Die Stelle, welche den Hrn von Beauvilliers betrifft, freute den Papst sehr, der schon die seltnen Verdienste dieses Herrn genau kannte. Seine Heiligkeit wurden von den weisen Bemerkungen gerührt, welche Eure Hohheit über die gegenwärtige Zeitlage und über die Gefahren der Zukunft machten, und behielten defswegen den Brief zurück, mit dem Versprechen, mir ihn wieder zu geben. Ich theilte den nämlichen Brief dem Hrn Abbé von Livry mit, welcher den Eifer Eurer Hohheit für seinen Oheim lebhaft empfand. Die ganze Sache ward sehr glücklich vollendet; der Papst schlug selbst im Consistorium den Hrn Abbé von Saint-Aignan zum Bischofe von Beauvais vor, und es ward alles für ihn gratis ausgefertigt.

F. versagte seinen Credit nie der Freundschaft, wenn sich nur die Gerechtigkeit den Wünschen seines Herzens nicht entgegensetzte; aber er sah es auch für die heiligste Pflicht der Freundschaft an, die Wahrheit zu sagen. Er hatte öfters bemerket, dafs Schwäche und zu weichliche Gefälligkeit für Freunde sie auf Fehler und Verirrungen leitet, gegen welche man sie durch ein etwas freymüthigeres und festeres Benehmen hätte verwahren können; er scheute sich daher nicht, ihnen nützliche Rathschläge, zuweilen auch ernstere Warnungen zu ertheilen, um ihnen späte Reue und Gewissensbisse zu ersparen.

Er hatte Gelegenheit von dieser moralischen

Re-

Regel, derer Anwendung stets so schwierig und so delicat ist, selbst gegen den eignen Bruder der Damen von Beauvilliers und von Chevreuse Gebrauch zu machen. Der Erzbischof zu Rouen, Hr. von Colbert *) ging, wie F. Nachricht hatte, mit dem Gedanken um, sein Schlofs zu Gaillon, dieses alte und majestätische Denkmal von dem Glücke des Cardinal von Amboise **) nach einem schönern und neuern Plane wieder aufbauen zu lassen. Da er zu Versailles unter den neuen und prächtigen Schöpfungen Ludwigs XIV. und Mansard's erzogen war, so fühlte er den so widerlichen Contrast zwischen der gothischen Bauart aus dem 15ten Jahrhunderte und dem edlen und feinen Styl in der Baukunst, der von Italien nach Frankreich gewandert war, seitdem zwey Königinnen aus dem Hause der Medicäer den guten Kunstgeschmack allda erreget hatten.

Dem Erzbischofe von Rouen war es freylich nicht

*) Jacob Nicolaus de Colbert, Sohn des grofsen Colbert, und Bruder des Marquis von Seignelay, ward zum Coadjutor zu Rouen 1680 ernannt, darauf ward er Titular-Erzbischof 1691 und zwàr nach dem Absterben seines Vorfahrers Franz de Rouxel de Medavi, und starb 1707.

**) Georg, Cardinal von Amboise, ward vom Erzbisthume zu Narbonne auf jenes von Rouen 1494 versetzt; ward Staatsminister Ludwigs XII., beständiger Legat in Frankreich, und starb nicht älter als 50 Jahre, im J. 1510., gerade in dem Zeitpuncte, wo das Glück, das ihm ununterbrochen günstig war, ihm die päpstliche Würde zu versprechen schien.

nicht in den Sinn gekommen, F. über Plane aus der Architectur zu Rathe zu ziehen; aber dieser erhielt anderwärts Nachricht davon, und wartete nicht, bis der erstere mit ihm davon redete, um ihm die Folgen dieses Unternehmens, die Gefahren und sogar den Verstofs gegen den Anstand bemerklich zu machen. Der Brief, den er ihm defswegen schrieb, enthält in wenigen Worten alles, was die Vernunft, der gute Geschmack, und die Kenntnifs der Welt den Grundsätzen der christlichen Moral beyfügen kann, um einen Bischof von einem Unternehmen abzuhalten, welches sein Glück und seine Ruhe beeinträchtigen konnte. Nachdrücklicher, annehmlicher und wahrer kann man es nicht einschärfen, welch nachtheilige Folgen daraus entstehen, wenn man, wie es nur zu oft geschieht, sich von jenen verderblichen Planen und Einfällen der Architecte, deren Umfang und Gränzen man nie kennet, zu leicht einnehmen läfst. Denn, wenn man sich einmahl unkluger Weise zu tief eingelassen hat, so endet man damit, dafs man sich selbst die Augen zuhält, und betäubet. An Beyspielen, welche er dem Hrn von Colbert aus seiner eigenen Familiengeschichte hierüber anführte, mufste dieser die Stärke und Weisheit der ihm gemachten Vorstellungen um so deutlicher einsehen; endlich, nachdem F. die unverbrüchlichen Regeln festgesetzt hatte, welche die Kirche über den rechtmäfsigen Gebrauch der Kirchengüter aufstellt, so gab er dem

Hrn

Hrn von Colbert zwar freymüthig, aber zugleich mit jenem annehmlichen und delicaten Tone, mit dem er auch die ernstesten Wahrheiten vorzutragen wufste, zu verstehen, „das Publicum würde sich mit Recht darüber verwundern können, wenn ihm ein Pallast zu seiner Wohnung nicht grofs und prächtig genug seyn sollte, den doch der Cardinal von Amboise zur Zeit seiner gröfsten Macht gebauet hatte, und welcher lange Zeit von Staatsministern, von Cardinälen, und sogar von Prinzen vom Geblüte bewohnt worden sey.“

Doch es waren nicht blos Bischöfe, denen F. so lautere und uneigennützige Vorstellungen machte. Vorher schon, ehe er Erzbischof von Cambrai geworden war, hatte man auf seine gerechte und gewissenhafte Denkart ein solches Vertrauen, dafs man in jeder Familienangelegenheit, bey welcher die Gewissensrechte ins Spiel oder in Gefahr zu kommen schienen, seine Zuflucht zu seinen Einsichten nahm. Einen merkwürdigen Beweis hierüber giebt uns ein ganz von der Hand F. geschriebener Aufsatz; man sieht daraus, wie dieser Mann, welcher die Religion stets in der sanftesten und liebenswürdigsten Gestalt darstellte, welcher stets der Muthlosigkeit und Verzweiflung dadurch zuvor kam, dafs er die Barmherzigkeit Gottes eben so wie seine Gerechtigkeit ins Licht setzte, dann zu einer unerbittlichen Strenge überging, wenn es auf die Grundsätze der Moral und auf die Vorschriften der

Recht-

Rechtschaffenheit ankam. Man darf zweifeln, ob diejenigen, welche so strenge zu seyn affectirten, in ihrer Strenge so weit als F. gegangen sind.

Wir sehen es für überflüssig an, aus diesem Aufsatze dasjenige anzuführen, was nur das Privatinteresse zweyer Familien betrifft; wir wollen nur bemerken, dafs von einer mittelst einer Heurath zu stiftenden Verwandtschaft zwischen zwey Familien die Rede war, von welchen die eine ihr unermefsliches Vermögen einem mächtigen Minister zu verdanken hatte, der seinen Einfluſs dazu mifsbrauchte, dafs er sich Rechte und Vortheile beylegte, welche weit über die Willensmeinung seines Souverän und über die Gränzen seiner Wohlthätigkeit hinausgegangen zu seyn schienen. F. ward von jener dieser beyden Familien zu Rathe gezogen, welche wegen einer solchen einzugehenden ehelichen Verbindung durch Gewissensscrupel beunruhigt war, weil sie zwar grofse zeitliche Vortheile darboth, aber auch die Verbindlichkeit mit sich führte, dem ungerecht erworbenen Gute zu entsagen.

Dieser Aufsatz biethet merkwürdige Aufschlüsse über diese Privatfrage dar; giebt aber auch zu erkennen, wie religiös und gewissenhaft damahls noch die mächtigsten Familien dachten. Man sieht daraus, welch ein richtiges und feines Ehrgefühl noch bey ihnen vorherrschte, so dafs sie sogar ih-

re

re ehrgeizigsten Absichten den Aussprüchen des Gewissens und der Moral unterwarfen.

F. geht eben so genau als unpartheyisch in der Untersuchung der Thatsachen und Umstände zu Werke, und macht einen Unterschied zwischen jenen, welche gar keine rechtmäfsige Entschuldigung erlauben, und den andern, welche die ursprüngliche Ungerechtigkeit eines Vermögens, das nun schon auf gesetzmäfsige Erben übergegangen war, vermindern konnten.

Er stellt Anfangs den Grundsatz auf, „es sey ein äufserst grofser Unterschied zwischen den Kindern von N. welche in der Unkunde aller Umstände, und in der Achtung für ihren Vater, welchen sie als rechtschaffen denkend voraussetzen könnten, aufgewachsen wären; und einem Fremden, der die Gefahr auf sich nehmen wolle, in die Verantwortlichkeit einer so verdächtigen Erbschaft einzutreten. Der blofse öffentliche Ruf, sagt F., mufs schon genaues Nachdenken erregen, und der blofse Zweifel bey der Untersuchung reicht hin, um einem redlich gesinnten Manne Einhalt zu gebiethen.“

F. prüft beynahe ängstig jede Voraussetzung, bey welcher für das Gewissen noch immer grofse Gefahren und Verlegenheiten bleiben konnten, und giebt die weisesten Maafsregeln an, durch welche man es vermeiden könne, in eine tugendliebende Familie Reichthümer zu bringen, welche auf gewalt-

waltsamen oder widerrechtlichen Wegen seyen erworben worden.

Man hatte von seiner Tugend und Weisheit einen so hohen Begriff, dafs seine Freunde über ihre theuersten Interessen keinen Entschlufs fafsten, wenn sie sich nicht vorher seines Gutachtens und Beyfalls versichert hatten *). „Nie war eine Verbindung enger und unveränderlicher, als jene, die zwischen dem Erzbischofe von Cambrai und den HH. von Beauvilliers und Chevreuse, und jener ganzen Gesellschaft bestand, welche er aus der Tiefe seiner Einsamkeit hervor, leitete. Diese Verbindung hatte ihren Grund in dem gegenseitigen innigsten und redlichsten Zutrauen, so wie dieses selbst nach ihrem Dafürhalten sich auf die Liebe zu Gott und zur Religion gründete. Sie waren beynahe alle Leute von grofser Tugend und vielem Geiste, sie lebten und athmeten nur für F., sie dachten und handelten nur nach seinen Grundsätzen. In jeder Sache nahmen sie seine Rathschläge, wie die Aussprüche der Weisheit selbst, an; die Herzoginnen von Beauvilliers und Chevreuse theilten die zärtliche Verehrung ihrer Männer für den Erzbischof von Cambrai, und alle vier waren durch jenes gemeinsame Band, welches durch seine Ungnade nur noch fester zusammengezogen war, so innig an ihn geknüpft, dafs sie nur ein Herz, eine Seele, ein Gefühl und einen Gedanken mit ihm hatten.“

Wir werden interessante Beweise dafür anzu-

*) Mémoires de Saint-Simon.

führen Gelegenheit haben, wenn wir von den Original-Briefen sprechen werden, welche F. mit ihnen über politische Angelegenheiten wechselte: jetzt wollen wir uns begnügen, aus einem seiner Briefe an den Herzog von Chevreuse über die Vermählung seines Enkels einen Auszug zu geben. Man wird an demselben das vorzügliche Talent F. erkennen, um die Herzen, Character, und Köpfe zu lenken, und sie stets zur Liebe der Tugend und zur Achtung für die Vernunft zu stimmen. Die Winke, welche er dem Herzoge von Chevreuse giebt, sind auch für alle Väter und Mütter beherzigungswürdig, wenn sie sich in ähnlichem Falle befinden werden; sie können wenigstens dazu beytragen, um die traurigen Folgen der gar zu frühzeitigen Verheurathungen abzuwenden, bey denen diefs nur der geringste Nachtheil ist, dafs man Kindern den Titel eines Familienoberhaupts giebt, ohne ihnen zugleich die Reife des Verstandes und die nöthige Erfahrung verschaffen zu können, und dafs man sie gerade zu der Zeit dem väterlichen Ansehen entzieht, wo dieses erst den nützlichsten Einfluſs auf ihr künftiges Wohl äufsern könnte. Dieser Widerstreit der geselligen Einrichtungen mit dem gewöhnlichen Gange der Natur setzt zuweilen junge Leute in die bedenkliche Lage, dafs sie entweder den gefährlichen Versuch mit ihrer Unabhängigkeit wagen, oder der Stimme des innern und schätzbaren Schamgefühls folgen müssen, welches ihnen

sagt,

sagt, dafs Respect und Vernunft ihnen das untersaget, was das Gesetz ihnen gestattet.

Der Herzog von Chevreuse hatte seit kurzem seinen kaum 14jährigen Enkel, den Herzog von Luynes mit der erst 13jährigen Mademoiselle von Bourbon-Soissons, trauen lassen. Fenelon schrieb ihm hierüber: „Alles, was Sie mir von der artigen kleinen Heurath, die noch dazu ganz neu ist, melden, entzücket mich: Gott segne diese Kinder! Ich weifs keinen besseren Rath, als dafs man sie ohne Zwang beobachte, sie munter beschäftige, jegliches von ihnen besonders unterweise, und ihnen die Stunden zu ihrem Umgange auf das Mittagsmahl und auf die Familien-Unterhaltungen fest setze. Wird Friede, so könnten Sie den Hrn Herzog von Luynes reisen lassen, doch müfsten Sie ihm einen vernünftigen Mann an die Seite geben, der ihn auf alles, was fremde Länder Gutes oder Schlimmes haben, aufmerksam machen, und ihm die Uebereinstimmung desselben mit unseren Sitten und unserer Verfassung, oder die Abweichung davon zeigen könnte. Es ist eine Schande, dafs in Frankreich Leute aus der höchsten Classe fremde Länder, die sie doch durchreiset haben, so wenig kennen, und dafs sie selbst über unsere Regierungsverfassung und über den wahren Zustand unserer Nation in einer so grofsen Unwissenheit sich befinden.

„Was die junge Herzoginn betrifft, so wird es gut seyn, wenn die Fr. Herzoginn von Chevreuse

sie

sie auf die sanfteste Weise behandelt, und eben nicht eilet, sie wegen ihrer Fehler zurecht zu weisen; denn man muſs diese erst in ihrem ganzen Umfange kennen, und ihr die Freyheit lassen, solche zu äussern. Die Warnungen dagegen finden sich hernach allmählig von selbst ein. Sonst würde man ihr das Herz verschlieſsen, sie würde sich verstellen, und man würde ihre Fehler nur zur Hälfte sehen. Man muſs ihr freundschaftlich begegnen, ihr Zutrauen zu gewinnen suchen, ihr mit allem, was ihr nicht schaden kann, Vergnügen machen, ihr guten Unterricht ertheilen, ohne ihr viel zu predigen; und auf den Unterricht gute Beyspiele folgen lassen, bis man sieht, daſs sie für gottselige Unterredungen Empfänglichkeit hat. Alsdann müssen diese nicht gar lange, aber stets herzlich seyn, und zwar so, daſs immer ein Verlangen in ihr rege bleibt, mehr zu hören, als man ihr wirklich gesagt hat. Frühzeitig muſs man sie daran gewöhnen, gut zu rechnen, ihre Ausgaben zu überlegen, sie einzutheilen, und die Verlegenheiten und Miſsgriffe bey der Verwaltung der Einkünfte kennen zu lernen. Zu Gesellschafterinnen muſs man ihr junge, verständige und gut denkende Personen geben, die ihr gefallen, sie unterhalten, und an solche Zerstreuungen gewöhnen können, bey welchen sie rauschender Vergnügungen leicht entbehrt, und sich nicht nach denselben sehnet.

„Es ist recht sehr zu wünschen, daſs niemahls

weder Eifersucht noch geheime Kälte bey den zwey Familien eintreten möge, die sich in der ihrigen bilden; die Einkünfte sind festgesetzt; alles kömmt nun auf Ihr feines Benehmen gegen die zwey Familien, und auf die tägliche Manier an, wie sie sich gegen einander selbst betragen. Dafür müssen Sie als guter Familienvater gemeinschaftlich mit der Frau Herzoginn von Chevreuse sorgen: eine Kleinigkeit ist im Stande, die Herzen zu verwunden, und Verdacht zu erregen. Wenn einmahl die Einigkeit gestöret ist, so ist sie nicht so leicht wieder herzustellen."

Seit der Verdammung F. waren mehrere Jahre verstrichen, und man hätte glauben sollen, dafs er durch seine Unterwerfung und durch das tiefe Stillschweigen, das er sich aufgelegt hatte, seine Feinde besänftiget, und all ihr Mifstrauen würde beseitiget haben. Indessen konnte er noch immer nur mit Zittern der Tröstung der Freundschaft geniefsen: stets mufste er besorgen, man möchte seinen Freunden aus ihrer treuen Anhänglichkeit an seine Person ein Verbrechen machen, und er wies mit vieler Sorgsamkeit und Umsicht eine grofse Menge von Personen von sich zurück, die mehr Eifer zeigten, seine Verbannung zu Cambrai mit ihm zu theilen, als sie Furcht vor der Gefahr hatten, dem Hofe zu mifsfallen.

Er schrieb dem Abbé Langeron: *) „Erst vor vier-

*) Den 1ten Julius 1700.

vierzehen Tagen schrieb ich dem Hrn von Blainville aus ganzem Ernste, *) er möchte nicht nach Cambrai kommen. Es mag unrecht seyn oder nicht, ich hab' es gethan. Was würde herauskommen, wenn ich ihm so bald nachher das Gegentheil schreiben wollte? Was dürfte er wohl denken? Einmahl für allemahl, der König ist sicher gegen mich aufgebracht, und lifst es deutlich genug merken. Der Hr. von Blainville befindet sich nicht in der nämlichen Lage, wie Sie und der Hr. von Leschelle; er ist in wirklichen Diensten des Königs, und einer seiner Grofsoffiziere. Darf er wohl einen Mann besuchen, gegen welchen der König so aufgebracht scheint? Ich frage Sie dieses Selbst. Doch gesetzt, ich habe mich geirrt, dafs ich entschieden habe, er solle nicht kommen, was müfste man wohl von mir denken, wenn ich auf einmahl wieder andern Sinnes wäre?"

Seinem Neffen, dem Abbé von Beaumont, schrieb er im J. 1702 den 16ten May: „Wenn Sie glauben, dafs die Erbitterung gegen mich gestiegen ist, so überlegen Sie mit L. B. P. D. (der Frau von Beauvilliers) ob sich meine mir so theuren Freunde noch ferner enthalten sollen, mich zu besuchen; ich wünsch-

*) Julius Armandus von Colbert, Marquis von Blainville, als General Lieutenant gestorben im Jahre 1704 an den Wunden, die er auf dem Schlachtfelde bey Höchstadt erhalten hatte.

wünschte, keinem unserer guten Freunde Verdrufs zu machen, und ich fürchte sogar, man möchte Ihrer guten Schwester die Pension entziehen (der Frau von Chevry).“

Die Strenge, mit welcher man alle seine Freunde und Anverwandten behandelt hatte, konnte seine Besorgnisse rechtfertigen; sie giebt uns aber auch einen Begriff davon, wie weit leidenschaftliche Menschen in ihrem Hasse gehen können.

Der Hafs gegen ihn war so hoch gestiegen, dafs er noch drey Jahre nach der Entscheidung seines Processes zu fürchten hatte, man möchte seine treuesten Freunde, welche durch die heiligsten und ältesten Bande enge an seine Person und an seine Schicksale geknüpfet waren, ihm von der Seite nehmen. Noch jetzt sah er sich genöthigt, dem Abbé von Langeron zu schreiben: *) „Alles setzt mich Ihrentwegen in Verlegenheit; ich befürchte, man möchte bey dem hohen Grade von Erbitterung gegen mich irgend einen Gewaltstreich gegen Sie ausführen, um mich auf das Empfindsamste zu kränken, um alles, was ich noch von Freunden habe, in Schrecken zu setzen, und um mich ausser Fassung zu bringen. Um Gotteswillen! zeigen Sie in keiner auch noch so kleinen Sache irgend eine Anhänglichkeit an mich, denn auch der unbedeutendste Vorwand ist meinen Feinden willkommen. Sie wissen, wenn die Leidenschaft die Macht in Hän-

den

*) Brief vom 17. Octob. 1702.

den hat, so kennt sie keine Schranken mehr. Ich schreibe Ihnen vermittelst des Hrn von Janson, der von der Armee zurückkommt.“ Man würde das Herz F. sehr unvollkommen kennen, wenn man ihn blos nach seiner gedruckten Werken beurtheilen wollte. In seinen Briefen, welche nie öffentlich bekannt werden sollten, in diesen Briefen, welche mit der ganzen Eilfertigkeit und dem freyen Ergufse eines Herzens geschrieben waren, das sich ganz zeigt, wie es ist, weil es sich nicht zu verstecken braucht, müfsten sich seine Schwachheiten zeigen; allein sie lassen im Gegentheile alles erblicken, was immer ein edles, sanftes, und empfindsames Herz liebenswürdiges und reizendes darbiethen kann.

Aus dem Begriffe, den F. von der Freundschaft aufstellte, wenn sie so beschaffen ist, wie sie zwischen tugendhaften Herzen seyn soll, kann man sehen, wie sehr er selbst verdiente, Freunde zu haben. „Die guten Freunde, schrieb er seinem Neffen, *) dem Marquis von Fenelon, sind eine gefährliche Hilfsquelle in diesem Leben, man verliert zu viel, wenn man sie verliert; ich fürchte mich vor der Süfsigkeit der Freundschaft. O wie glücklich werden wir seyn, wenn wir uns einst zusammen bey Gott im Himmel einfinden werden; wo wir uns alsdann nur in seiner Liebe lieben, nur in seiner Freude uns freuen, und nie mehr von einander können getrennt werden? Die Erwartung eines

*) Den 17. Apr. 1713.

nes so grofsen Gutes ist in diesem Leben schon das gröfste Gut, durch die nahe Erwartung dieser Seligkeit sind wir schon mitten in unsern Leiden glücklich: Wer sollte sich nicht selbst in dem Thale der Thränen durch die Aussicht auf diese himmlische und ewige Freude aufheitern können? Dulden wir, hoffen wir, freuen wir uns.“

„Wir haben hier (zu Chaulnes) vier Tage in Ruhe, Freyheit, Annehmlichkeit, Freundschaft und Vergnügen zugebracht: nur im Paradiese werden die Menschen durch den Frieden, durch die Freude und die Einigkeit nicht mehr verdorben.

„Leute, welche andere wegen Gott lieben, haben eine weit festere Freundschaft, als die andern; die Freundschaft, welche sich auf Geschmack und Eigenliebe gründet, kostet nicht viel, und gewährt viele Unterhaltung; die Erfahrung wird Sie davon überzeug n.“

In einem andern Briefe an seinen Neffen findet sich jener feine und empfindsame Gedanke: „Soll ich Ihnen, mein Kind, für alle Ihre Bemühungen wegen meiner danken? Ich glaube, nein; die Freundschaft danket nicht, und läfst sich nicht danken.“

„Nichts ist so trocken, so hart, so kalt, so eingeengt, als ein Herz, das sich immer nur allein liebt; nichts ist so zärtlich, so offen, so lebhaft, so sanft, so liebenswürdig, und so liebend, als ein Herz, welches durch eine von der Religion geläuterte Freundschaft beherrscht und belebet wird.“

Wenn

Wenn man alle Gedanken, oder vielmehr alle Empfindungen, welche F. bey dem Erguſse seines Herzens über seine Briefe verbreitet hat, zu einem Ganzen vereinigen wollte, so würde man vielleicht eine Idee von allem haben, was sich nur Feines von der Freundschaft sagen, denken, fühlen läſst.

Er gestand gerne seine Fehler, wenn ihm seine Freunde selbige vorhielten. Man lieſst in einem seiner Briefe an die Herzoginn von Mortemart: „Wahr ist's, Madame, die Eigenliebe giebt bey mir öfters den Ausschlag; ich handle sogar aus natürlicher Klugheit und nach menschlichen Ansichten; mein Naturell ist gerade das Widerspiel von dem Ihrigen. Sie haben nicht das gefällige und einnehmende Wesen, wie ich es habe, wenn mir im Umgange nichts Zwang verursacht, oder mich ungeduldig macht. Sie sind alsdann weit trockner als ich, und finden, daſs ich sogar die Leute verderbe, und Sie haben nicht Unrecht. Allein, wenn man von mir ein studiertes Ansichhalten verlangt, das mir lästig wird, dann bin ich trocken und kurz abgebrochen, nicht aus Härte oder Gleichgiltigkeit, sondern aus Ungeduld und Lebhaftigkeit des Temperaments. Uebrigens glaube ich beynahe alles, was Sie mir sagen; und wenn auch etwas weniges darunter seyn sollte, das ich nicht ganz mit Ihren Bemerkungen übereinstimmend finde, so bin ich doch, ungeachtet ich es nicht einsehe, Ihrer Meinung; denn ich glaube an mir wegen der Gewalt meines

Naturels, und zwar eines sehr schlimmen Naturels, unendlich mehr Böses zu sehen.“

Einem andern seiner Freunde schrieb er: „Ich bitte Sie mehr als je, mir keinen meiner Fehler nachzusehen. Sollten Sie auch einige an mir zu bemerken glauben, die ich vielleicht nicht habe, so wird das kein grofses Unglück seyn. Beleidigen mich Ihre Vorstellungen, so wird mir diese Empfindlichkeit zum Beweise dienen, dafs Sie gerade den Hauptflecken getroffen haben. Immer werden Sie dadurch viel Gutes bey mir stiften, wenn Sie mich in Ertragung von Neckereyen üben, und mich daran gewöhnen, getadelt zu werden; ich mufs mehr als andere niedergehalten werden, weil ich vermöge meines Characters höher als sie stehe, und weil Gott von mir eine gröfsere Abtödtung meiner selbst in allen Stücken fodert. Eine solche Einfalt ist mir vonnöthen, und ich hoffe, unsere Freundschaft wird dabey an Innigkeit mehr gewinnen, als verlieren.“ Durch diese Art von Zauber, welche F. in den Umgang legte, wufste er sich Freunde zu verdienen und zu erhalten, die ihm bey allen Abwechslungen seines Lebens und seiner Schicksale unwandelbar treu blieben. Wer ihn nur kennen lernte, fühlte sich beynahe leidenschaftlich zu ihm hingezogen, und man konnte sich nicht mehr von ihm loswinden, wenn man ihn einmahl zu lieben angefangen hatte.

Die treue Erfüllung der Pflichten seines Amtes,

tes, und die sanften Neigungen der Natur und der Freundschaft waren ihm also mitten in seinem Unglücke zwey unerschöpfliche Quellen von Zufriedenheit. „Ob ich gleich, schrieb er seiner Schwägerinn, der Madame von Laval-Fenelon, nach Verhältnifse meiner Kräfte täglich sehr viel arbeite, so ist doch, Gott sey Dank, meine Gesundheit sehr gut, und noch besser, als zur Zeit, wo ich ein ruhigeres Leben hatte, und eine sehr vorsichtige Diät beobachtete.“

Für seine Anverwandten hatte er ein eben so feines und zärtliches Gefühl, als für seine Freunde; doch machte er sich bey dieser so natürlichen Zuneigung nicht jener strafbaren Gefälligkeiten schuldig, welche eine eitle Liebe gegen den Familiennahmen so oft für eine ehrenvolle Schwachheit, die nur guten Herzen eigen sey, auszugeben sich bemühet. Er liebte zwar seine Familie zärtlich, aber, wenn ihm auch einer seiner Anverwandten noch so lieb war, so verhehlte er es ihm nicht, sobald er an seinem Betragen etwas tadelnswürdiges bemerkt hatte.

Man weifs, wie innig er seine Base, die Marquise von Laval, liebte, welche hernach seine Schwägerinn unter dem Nahmen einer Gräfinn von Fenelon geworden ist. Sie hatte aus ihrer ersten Ehe einen einzigen Sohn, den F. zu sich nahm, um ihm seine erste Erziehung zu geben. Die Stimme des Fleisches und des Blutes verführte ihn nicht

zu

zu einer blinden Vorliebe für alles, was ihm so nahe angehörte; jemehr er die Mutter liebte, desto nachdrücklichere Vorstellungen glaubte er ihr über die strafbare Sorglosigkeit machen zu müssen, welcher sie sich aus übertriebener Mutterliebe überliefs. Eine solche Schwachheit ist den Aeltern nur zu natürlich, kostet ihnen aber oft eine sehr bittere, nur zu späte und vergebliche Reue: sie müssen es stets am ersten büssen, dafs sie jene ersten Lebensjahre verwahrloset haben, welche allein den rechten Zeitpunct ausmachen, um den Kindern eine Erziehung zu geben, wie sie den Pflichten und dem Stande, zu welchem sie ihre Geburt in der Welt bestimmt, angemessen ist.

„Ich mufs mit Ihnen, meine liebe Schwester, über Ihren Sohn frey und ohne Rückhalt sprechen: er fällt mir hier nicht im geringsten zur Last; im Gegentheile, ich habe ihn recht gerne bey mir; denn ich liebe ihn sehr; er ist sehr artig, sehr gefällig, sehr einnehmend, und voller Eifer für mich: möchte er es nur in unserer Gesellschaft eben so gut mit sich selbst meinen, als er es mit mir meint! Ich habe zu wenig Zeit dazu, um ihn bey mir zu sehen, mit ihm zu sprechen, ihn sprechen zu lassen, ihn ganz ungezwungen vor mir handeln zu lassen, und ihn dann zurechtzuweisen: meine beynahe unausgesetzte Geschäfte rauben mir die Zeit dazu. Uebrigens geht er fast mit Niemand in Cambraium; und doch sollte er solche Leute sehen und

hören,

hören, welche ihn bilden können; hier aber sieht er nur Geistliche. Seine Studien sind bis hieher fast für nichts zu rechnen, und man darf sich auch nicht schmeicheln, dafs es in der Zukunft besser damit gehen werde, obgleich gar nichts versäumt wird. Das Kind hat einen lebhaften und offenen Kopf, begreift alles Sinnliche sehr leicht, und hat viele Neugierde für alles, was um es herum vorgeht; aber sein Geist ist noch zu flatterhaft, ist keines ernsten Nachdenkens fähig; es fehlt ihm in Hinsicht der Wissenschaften an Lernbegierde, an Anstrengung, an zusammenhängendem Denken, es hängt mit ganzer Seele blos an körperlichen Uebungen und an den Zeitvertreiben seines Alters: es ist schon grofs, sein Körper bekommt Kräfte, und die Leibesübungen schlagen ihm sehr gut zu. Doch halte ich dafür, dafs man sie ihm nur mäfsig erlauben dürfe, denn es ist noch zärtlich, weich, und hat eine sehr schwächliche Gesundheit, welche ihm sein ganzes Leben hindurch so bleiben dürfte. Ich werde den Kleinen, wenn Sie es wünschen, noch bis zum nächsten Frühling mit sehr vielem Vergnügen bey mir behalten; doch haben Sie dabey wohl zu überlegen, ob Sie ihm nicht anderwärts einen nützlichern Aufenthalt verschaffen können, in Hinsicht der Leibesübungen sowohl, als auch in Betreffe des Umganges, durch welchen sein Geist mehr Ausbildung und Reife erhalten könnte."

F. sucht darauf die Frau von Laval gegen die

Sucht

Sucht zu verwahren, junge Leute zu frühzeitig auf Reisen gehen zu lassen. „Das Reisen ist für die Jugend sehr gefährlich, kostet sehr viel, wenn es wohl soll angestellet werden, und hat nicht den geringsten Nutzen, wenn man noch nicht ernstlich und gründlich zu denken weifs. Wenn doch eine Reise soll gemacht werden, so mufs diese nach der Academie gehen: auch könnte es ihm gar nicht schaden, wenn er einige Zeit mit Ihnen sich auf dem Lande aufhalten könnte, um die natürliche Beschaffenheit seiner Erbgüter, Ihre Sorgen, und die schlimme Lage seiner Finanzen kennen zu lernen. Zu Cambrai wird ihm die Zeit fürchterlich lange, und man mag ihm sagen, was man will, er bildet sich immer ein, er könne einen sehr grofsen Herrn spielen, wenn er nach Paris oder auf Ihre Landgüter kommen würde. Diese Schwachheit des Geistes ist bey einem vierzehnjährigen Jungen sehr natürlich: ich rede ihm zu, er solle sich anstrengen, etwas lernen, ernsthafte Gedanken fassen; dem Rathe solcher Männer, welche Erfahrung und Freundschaft für ihn haben, folgen; in allen Dingen einfach und natürlich zu Werke gehen; böse Gesellschaften fliehen, und sich der guten würdig machen; von andern Menschen nur das annehmen, was dem gesunden Verstande und der Tugend gemäfs ist, sie aber nicht in Kleinigkeiten nachäffen.“

Fenelon hatte das Unglück, seine Schwägerinn

wider

wider seinen Willen zu beleidigen; die Madame von Laval-Fenelon konnte sich nicht entschliefsen, ihren einzigen Sohn Kriegsdienste thun zu lassen, und er verwies ihr eine so strafbare Schwäche mit Ernste. Da damahls ganz Europa in Krieg verwickelt war, und Frankreich, weil es in der gröfsten Gefahr schwebte, allen Franzosen es zur Pflicht zu machen schien, zu den Waffen zu greifen, so hielt er es mit Rechte für die gröfste Schande, wenn ein Montmorency ein müssiges und unruhiges Leben auf dem Schlofse seiner Väter führen wollte, wo ihn alles an die Grofsthaten und den Ruhm seiner Ahnen erinnern mufste. Wie es scheint, hatte er sich in dem Briefe an seine Schwägerinn eine ziemlich freye und starke Sprache erlaubt, worüber sie etwas verdrüssig und ungehalten geworden war: er eilte nun wieder, ihrem bedrängten Herzen sanften Trost einzuflöfsen, weil ihr Fehler nur aus dem Uebermafse von mütterlicher Zärtlichkeit flofs; aber er minderte dabey die Stärke aller jener Gründe keineswegs, welche von einer Mutter eine aufgeklärtere Liebe und gröfsere Festigkeit foderten.

„Als *) ich von Brüssel hieher zurückgekommen war, habe ich Ihren Brief vom 27ten Jäner erhalten. Ich gestehe Ihnen, meine liebe Schwester, dafs er mich ziemlich befremdet und betrübet hat. Ich hoffte, Ihnen einen Gefallen damit zu thun, dafs ich Ihnen so offenherzig meine Gedanken in einem Schrei-

*) Brief F. an die Madame Laval-Fenelon 12. Februar 1706.

Schreiben mittheilte, welches nur für Sie war, und wobey ich die Absicht gar nicht hatte, über das Benehmen Ihres Hrn Sohnes zu entscheiden; mich dünkte, etwas anders sey es, entscheiden wollen, und wieder etwas anders, das mit Eifer in Vorschlag bringen, was man für das Beste hält. Ich erwartete daher auch nichts weniger, als dafs ich eine solche Antwort von Ihnen erhalten würde. Doch gesetzt, ich hätte Unrecht, wie es Ihnen nun einmahl vorkömmt, so wird dem Fehler bald abgeholfen seyn; denn ich werde, weil Sie es so wünschen, mich hinfüro enthalten, Ihnen meine Gedanken vorzutragen, übrigens aber alles, was Sie mir von ihren Gründen zu sagen belieben werden, mit offener Seele anhören. Niemand wird es mehr freuen als mich, wenn sie triftig seyn sollten, so wie es Niemand mehr schmerzen wird, als mich, wenn sie nicht entscheidend seyn würden. Aber vorausgesetzt, sie wären so stark, als sie es in Ihrer Meinung sind, so ist Ihr Hr. Sohn wahrhaft zu bedauern, denn in diesem Falle befindet er sich zwischen einer Mutter, die ihre guten Gründe dazu hat, um ihn von der Armee wegzuhalten, und zwischen dem Publicum, in dessen Augen, aller dieser geheimen Gründe ungeachtet, seine Ehre ohne Rettung verlohren ist, wenn er keine Dienste nimmt. Er steht schon in seinem zwanzigsten Jahre, andere Leute vom Stande warten nicht so lange, bis sie ihren Dienst beginnen: sie dienen schon im 14ten oder

15ten

15ten Jahre; in ganz Frankreich wird man keinen Mann von einer berühmten Familie finden, der nicht schon in seinem zwanzigsten Jahre einige Feldzüge gemacht hat. Von den Gründen eines so sonderbaren Benehmens, welches gegen die Vorurtheile der ganzen Nation sich verstöfst, wird das Publicum nichts begreifen können. Ich mache daraus den Schlufs, dafs Ihr Hr. Sohn sich in einer sehr gewaltsamen Lage befindet; er mufs zwischen den zwey Extremen wählen; nämlich entweder seiner Mutter gehorchen, die so gute Gründe hat, um ihm die Kriegsdienste zu untersagen, oder auf seine Ehre vor den Augen der Welt Verzicht thun, die niemahls etwas von diesen guten Gründen verstehen wird. Was mich betrifft, so weifs ich weiter nichts mehr zu thun, als zu schweigen, mich wahrhaft zu betrüben, und Gott zu bitten, dafs er der Mutter und dem Sohne seinen Geist der Weisheit mittheilen möge. So viel bleibt gewifs, niemahls mehr werde ich Ihr Benehmen in irgend einer Sache mifsbilligen, und ich will lieber mein ganzes Leben hindurch schweigen, als mir noch ein Wort gegen Sie entfallen lassen. Vom innersten Grunde meines Herzens bin ich Ihnen, meine liebe Schwester, stets ergeben.“

So starke Gründe, welche noch dazu aus der Feder der zärtlichsten Freundschaft flofsen, mufsten das Herz der Madame von Laval-Fenelon rühren, und bewirken, dafs sie die Billigkeit des Rathschla-

ges ihres Vetters einsah. Sie ermannte sich endlich, um ihre Schwäche zu besiegen: der Name Montmorency, und die glänzende Tapferkeit, mit welcher er die ersten Schritte seiner militärischen Laufbahn bezeichnete, ersetzten ihm schnell die verlornen Jahre; nach sehr kurzer Zeit erhielt er das Regiment von Conflens, und nachher jenes von Mortemart, welches von ihm den Namen von Laval annahm. An der Spitze dieses Regiments erhielt er den 13. October 1713 bey der Belagerung von Freyberg eine Wunde, indem ihm eine Musketenkugel die beyden Wangen durchbohrte.

Durchliest man die eigenhändigen Biefe F., so findet man, dafs er bey jeder Gelegenheit den nämlichen Character von Weisheit und Gerechtigkeit behauptete. Der Pfarrer zu Versailles gab ihm in einem Schreiben auf einmahl die Nachricht, zwey Fräulein vom Stande, mit Namen de la Châtaigneraye, die mit der Familie der Fenelone verwandt waren, wären aus ihrer Provinz Perigard an den Hof gekommen, in der Absicht, um da eine Unterstützung zu erhalten, die man ihnen zu Hause nicht zu geben im Stande war. Fenelonen fiel es schon lange sehr schwer, Bitten dergleichen Art, mit welchen man ihn täglich überhäufte, zu befriedigen; man sieht sogar aus einem seiner Briefe, wie peinlich seine Lage in diesem Stücke was: „Sie kennen meine Verlegenheiten, schrieb er dem Abbé von Beaumont. Ausser meinen grofsen täglichen Aus-

lagen habe ich grofse Gebäude zu führen, und mit Geräthe zu versehen, ein Seminar herzustellen und einzurichten; fast alle meine Seminaristen zu ernähren; gute Köpfe in Paris zu unterhalten; meinen Neffen bey seinen Kriegsdiensten zu unterstützen, andere Enkel meiner Geschwister entweder in den Malteserorden zu versorgen, oder sie studieren zu lassen; meine Pachtungen sind zum Theile ruinirt, oder dem Ruine nahe.“ Doch sobald von Werken der Liebe die Rede war, setzte er sich über alle Schwierigkeiten hinaus; nicht als wenn er auf Dank gerechnet hätte, denn seinen Grundsätzen zu Folge, *besteht die Menschenliebe darin, dafs man den Menschen Gutes thut, ohne von ihnen einige Erkenntlichkeit zu erwarten*, sondern er gehorchte dem innern Triebe oder vielmehr dem Bedürfnisse seines Herzens: er schickte daher dem Pfarrer von Versailles die Unterstützung, um welche man ihn für die Fräulein von la Châtaigneraye ersucht hatte, fügte aber, ihres eignen Vortheiles wegen, einige Bemerkungen über den unklugen und nicht gar anständigen Schritt, den sie gemacht hatten, bey: „Ich kann es keineswegs billigen, dafs sie ihre Heimath verlassen haben, um sich an den Hof zu begeben. Dürftige Mädchen vom Stande finden immer in ihrer Provinz Anverwandte oder Freunde, welche ihnen leicht einige Unterstützung gewähren; man lebt auch allda äufserst wohlfeil. Uebrigens ist es in jedem Falle weit ehrenvoller, sich

seinen Unterhalt durch die Arbeit seiner Hände zu verdienen, als sich auf die Freygebigkeit Anderer zu verlassen. Wenn man aus seiner Provinz an den Hof reiset, so wachsen die Bedürfnisse, statt sich zu vermindern; man füllt sich den Kopf mit leeren Hoffnungen, und gewöhnt sich an eine Lebensart, an welche man sich niemahls gewöhnen sollte."

Vorzüglich merkwürdig ist an den Privatbriefen F. jener Geist der Frömmigkeit und Gottesfurcht, den er, so wie er selbst innigst davon durchdrungen war, ihnen einzuhauchen wufste; Geschäfte, Krankheiten, sogar die gleichgiltigsten Umstände, alles führt ihn auf diesen steten Gegenstand seiner Betrachtungen und Unterhaltungen zurück. Seinem Bruder, dem Chevalier von Fenelon, welcher damahls in der Armee des Marschalls von Luxemburg Kriegsdienste that, schrieb er: *) „Ich schätze Sie, mein lieber Bruder, zu sehr, als dafs ich Ihnen nicht jenen Geist der Furcht Gottes und des Vertrauens auf ihn wünschen sollte, der allein dem Herzen Ruhe, und in allen Gefahren und Bedrängnissen des Lebens den sichersten Trost gewähren kann. Ich wollte alles darum geben, und alles für Sie leiden, wenn ich nur sehen könnte, dafs Sie ein gründlich denkender Christ ohne Ziererey und Grimassen wären. Um es zu werden, mufs man ein wenig lesen, über das Gelesene unbefangen nach-

*) Den 27. Jul. 1704.

nachdenken, seine Pflichten und Fehler studieren, Gott um die Tugend bitten, und seiner Liebe, welche allein das höchste Gut ist, nachstreben. Denken Sie auf etwas wichtigeres und dauerhafteres, als blos darauf, wie Sie ihr Glück in dieser Welt machen wollen.„

In seinen Briefen an seinen Bruders-Enkel, den Marquis von Fenelon, äussert sich am innigsten jene Gemüthlichkeit und jener Erguſs zweyer zärtlichen Seelen, die gleichsam durch eine himmlische Zuneigung mit einander verschmolzen sind, und die nur in Hinsicht auf Gott mit einander leben, mit einander sprechen, und sich einander verstehen. Das reine und gefühlvolle Herz F. weiſs allen seinen Ausdrücken einen Reiz und eine Salbung zu verschaffen, welche auf eine besondere Weise einer ganz von Liebe athmenden Religion anzugehören scheinen, und bey denen es auch den frostigsten und gleichgiltigsten Gemüthern unmöglich bleibt, daſs sie von der sanften Wärme einer solchen Sprache und Herzlichkeit nicht sollten ergriffen werden.

Der Marquis von Fenelon war von seinen Kindesjahren an zu Cambrai unter den Augen seines Groſs-Oheimes, der ihn an Kindesstatt angenommen hatte, erzogen; nie hatte ein Vater eine zärtlichere Freundschaft für seinen Sohn; er war der Gegenstand seiner vorzüglichsten Neigungen, und der gröſsten Hoffnungen für seine Familie. Von seiner ersten Jugend hatte er ihm die Gefühle und

Grundsätze der erhabensten Frömmigkeit eingeflöfset, und diese verläugnete er auch nicht einen einzigen Augenblick in seinem nachherigen Leben, welches er ehrenvollen Beschäftigungen widmete, und durch einen rühmlichen Tod endete.

Der Marquis von Fenelon hegte stets in seinem Herzen eine solche Verehrung für seinen Grofs-Oheim, die beynahe an das Religiöse gränzte. Ihm hat man nicht nur die Prachtausgaben der Werke des Erzbischofes von Cambrai in Folio- und Quartform, sondern auch die Herausgabe aller übrigen Schriften F. zu verdanken, die er nur immer Gelegenheit hatte, kennen zu lernen. Sein ganzes Leben lang gab er sich damit ab, alle die Ueberreste und Denkmahle, welche den Ruhm eines ihm so schätzbaren und erlauchten Verwandten verewigen konnten, mit einer religiösen Sorgfalt zu sammeln und aufzubewahren. Er sah voraus, dafs eine Zeit kommen würde, in welcher man alle Geheimnisse einer so tugendhaften Seele würde offenbaren dürfen. Die Dankbarkeit verpflichtete uns, hier das Andenken eines so ausgezeichneten Dienstes zu erneuern, den er der Religion, den Wissenschaften und der Menschheit geleistet hat.

Zur Zeit, wo F. seinen Briefwechsel mit diesem jungen Neffen begann, war dieser schon Obrister in dem Regimente von Bigorre. Aus einer natürlichen Unerschrockenheit, die ihm endlich sein Leben kostete, wünschte er sehnlichst, bey der Ar-

mee in Flandern angestellt zu werden, weil dieses Land damahls der vorzüglichste Schauplatz des Krieges war.

F., der es einerseits gerne sah, dafs sein Neffe seinen Ahnen auf der Bahn des Ruhmes folgte, aber sich auch die Gefahren nicht verhehlte, denen er würde ausgesetzt seyn, schrieb ihm: „Wahr ist es, Sie werden an den dortigen Gränzen mehr Gelegenheit haben, sich auszuzeichnen, und ihren guten Willen blicken zu lassen, aber ich würde untröstlich seyn, wenn Sie an dieser Gränze, wo die Gefahr weit gröfser als anderwärts ist, umkommen sollten; vorausgesetzt, dafs sie blos aus Ruhmbegierde diesen Posten gesucht, und ich ein solches Gesuch gut geheifsen hätte. Alles also, was ich thun kann, ist, dafs ich Sie der Leitung der Vorsehung überlasse, und Ihnen rathe, dafs Sie weisere Männer, als ich bin, an dem Orte, wo man Sie haben will, zu Rathe ziehen. Das Vornehmste ist immer, wenn ich mich nicht irre, dafs Sie dem Antriebe Ihres Herzens gerade und einfach folgen, und dabey nur Gott im Auge haben, allen zeitlichen Absichten aber entsagen.“

Diese gänzliche und unbedingte Hingebung an die Vorsehung prägt er ihm ohne Aufhören in allen seinen Briefen ein: „Mein Wille soll nichts anders verlangen, als was dem Herrn des Weltalls gefällig ist. So mufs auch Ihr Wille gestimmet seyn, und zwar ohne Kummer und Traurigkeit. O,

welch

welch eine grofse und reiche Hilfsquelle hat man, wenn man eine allmächtige Liebe entdeckt hat, die für uns sorget, und die uns nur defswegen betrübet, um uns desto mehr Gutes zu thun? Wie sehr ist man zu beklagen, wenn man diese für Zeit und Ewigkeit so liebenswürdige Hilfsquelle nicht kennt. Und doch, wie viele Menschen wenden sich von ihr ab!

„Ein guter Herr ist derjenige, der uns weiser liebt, als wir uns selbst zu lieben wissen; und der, wenn er uns etwas zu leid thut, es nur zu unserm wahren Besten thut; was er uns nicht schuldet, zahlt er uns, und aus Sclaven macht er uns zu seinen Kindern, damit wir seine Erben werden; sein Erbgut ist der Himmel, und der Himmel ist er selbst."

„Wenn Sie irgend einen Freund finden können, der vernünftig denkt, und Gott fürchtet, so machen Sie ihm das Herz dadurch ein wenig leicht, dafs sie ihm von Dingen sprechen, die ihm nach Ihrem Dafürhalten, nicht unangenehm sind; aber, seyen Sie versichert, Gott ist der beste Freund des Herzens, und Niemand tröstet, wie er, Niemand versteht alles so auf ein halbes Wort, wie er; er nimmt an allen unsern Bekümmernissen Antheil; er richtet sich nach allen unsern Bedürfnissen, ohne dafs wir ihm überlästig werden. Machen Sie ihn zu Ihrem zweyten Ich; bald wird dieses Ihr anderes Selbst

das

das erstere verdrängen, und ihm allen Credit bey Ihnen nehmen.“

F. gab seinem Neffen die weisesten Rathschläge über den Umgang mit den andern Offizieren seines Regiments, mischte darunter die nützlichsten Winke über die unangenehmen Folgen, welche die gar zu grofse Ernsthaftigkeit seines Characters nach sich ziehen könnte, und munterte ihn auf, sie zu mildern: „Thuen Sie Ihre Pflicht unter den Offizieren pünctlich; doch ohne ins Kleinliche zu verfallen, geduldig, und ohne Härte. *Man entehret ein rechtschaffenes Betragen, wenn man es nicht mit Sanftmuth, mit Achtung und mit Nachgeben zu verbinden weifs: diefs heifst zwar Gutes thuen, aber auf eine üble Weise.* Ich wünschte, dafs Sie Sich beliebt machten: aber Gott allein kann Liebenswürdigkeit verschaffen, denn Sie sind es nicht aus sich selbsten, weil Sie ein düstres und strenges Naturel haben; ich opfere Sie öfters Gott auf, und bitte ihn, er möge Sie mehr vor der Ansteckung der Welt, als vor den Hieben der Feinde bewahren.“

Seine Besorgnisse für einen ihm so lieben, und seiner Liebe so würdigen Neffen wurden nur zu sehr gerechtfertiget: der Marquis von Fenelon erhielt in einem der Gefechte, welche bey dem flandrischen Feldzuge vom J. 1711 vorfielen, eine sehr schwere Wunde am Schenkel, an welcher, weil sie nicht mehr vollkommen geheilt werden konnte, er sein ganzes Leben lang hinkte.

So-

Sobald die Friedenspräliminarien von Utrecht unterzeichnet waren, eilte er nach Paris, um da die geschicktesten Wundärzte zu Rathe zu ziehen. F. wünschte, sein Neffe möchte diese Reise dazu benützen, um sich auf eine vortheilhafte Weise in der grofsen Welt bekannt zu machen, und sich die Gewogenheit der alten Freunde seines Oheims und seiner Familie zu verschaffen. „Mein Geist mufs, so lang ich noch auf der Erde wandle, darauf denken, Ihnen den Zutritt in der grofsen Welt zu erleichtern, denn für allzeit werden Sie mich nicht haben. Sie können es wohl glauben, mein Kind, dafs ich Sie recht gerne bey mir hätte, aber es läfst sich nicht anders thun; Sie müssen sich an Versailles, und man mufs sich da an Sie gewöhnen. Ich bin alt, und zu weit entfernt; die einzige Stütze und Hoffnung für die Familie beruht auf ihrem Emporsteigen in der Welt; hier in Cambrai ist an keine Beförderung für Sie zu denken; Sie müssen Sich einerseits im Dienste auszeichnen, und den Dienst andererseits dazu benützen, um irgend eine angesehene Stelle und eine vortheilhafte Versorgung zu erhalten. Ich liebe Sie wegen Ihrer selbst, nicht wegen meiner Unterhaltung; Gott bewahre mich, dafs ich Sie ehrgeizig machen sollte; ich wünschte, dafs Sie Sich der höchsten Ehren würdig machten, ohne sie eben zu erhalten, und dafs Sie Sich bey unserem mittelmäfsigen Familienverhältnisse auch mit einer mittelmäfsigen Stelle begnügen möchten.“

Mit

Mit einer wahrhaft väterlichen Sorgfalt und Geduld suchte F. seinen Neffen gefälliger für die Welt und den geselligen Umgang zu stimmen. Dieser hatte, wie so eben bemerkt worden ist, etwas menschenscheues in seinem Character, was ihn um alle Früchte seiner Tugenden und der vortrefflichen Erziehung, welche er von einem solchen Erzieher, als der Erzbischof von Cambrai war, erhalten hatte, bringen konnte. Mehr als einmahl arbeitete daher der Grofsoheim diesem gefährlichen Hange entgegen, der so leicht den Schein von Tugend annimmt, wenn man sich über die wahren Gründe desselben blenden läfst; doch zu gleicher Zeit suchte er ihn mit eben so vieler Kunst als Sanftmuth auf die weise Mittelstrafse aufmerksam zu machen, auf welcher man sich in der Welt halten mufs, wenn man gewifse günstige Ansprüche hat, um von ihr wohl aufgenommen, geachtet, und ausgezeichnet zu werden. „Der Hr. Chevalier von Luxemburg schreibt mir, dafs Sie Sich gar zu höflich gegen ihn betragen. Hüten Sie Sich, davon etwas nachzulassen; Sie können ihm nie zu viel Aufmerksamkeit und Respect beweisen; doch mufs man ihm nicht durch ein zu studiertes und schwerfälliges Ceremonienwesen zur Last fallen. Es giebt einen gewissen leichten, doch richtigen und artigen Ton, der bey aller Ungezwungenheit eben so respectvoll als einnehmend ist; diesen müssen Sie zu erhaschen suchen.“ Diesem Tacte (feinem Gefühle) diesem

guten

guten Geschmacke und dieser scharfen Weltkenntnifs gemäfs waren alle Winke und Vorstellungen, die er öfters erneuern mufste, um den fast unüberwindlichen Widerwillen seines Neffen gegen den Besuch der Gesellschaften zu besiegen.

„Ich kann mich nicht enthalten, Sie ein wenig darüber auszuschelten, dafs Sie die Leute, die Sie doch für Sich gewinnen müssen, so wenig besuchen. Freylich bleibt es immer die Hauptsache, sich gute Kenntnisse zu erwerben, und seiner Pflicht abzuwarten; aber man mufs auch ein wenig hervortreten, und auf seine Beförderung denken. Diefs wird Ihnen aber nie gelingen, und Sie werden in der Dunkelheit so lange ohne eine angemessene Anstellung bleiben, bis Sie Sich einige Geschicklichkeit erwerben, Sich allen jenen Leuten zu empfehlen, die bedeutende Stellen einnehmen, oder auf dem Wege sind, solche zu erhalten. Dahin müssen Sie beynahe unausgesetzt, doch ruhig und gefafst streben, nicht aus Eitelkeit oder Ehrsucht, sondern aus treuer Anhänglichkeit an die Pflichten Ihres Standes, und aus der Absicht, für das Wohl Ihrer Familie zu sorgen. Zudringlichkeit und Unbescheidenheit darf man sich freylich nicht zu Schulden kommen lassen, aber man kann bedeutende Leute, ohne ihnen eben lästig zu seyn, doch sich gewogen machen, und es biethen sich immer natürliche Gelegenheiten dar, um ihr Wohlgefallen zu verdienen. Hinter jener scheinbaren Sittsamkeit, wegen welcher

cher man sich vor erhabenen Männern zurück zieht, liegt oft nur Trägheit, Schüchternheit und ein weichlicher Hang, nur nach seinem Kopfe zu leben, verborgen. Aus vorherrschender Eigenliebe geht man nur gerne mit Leuten um, an welche man gewöhnt ist, bey welchen man ganz frey seyn darf, und unter welchen man sich seines Uebergewichts sicher bewufst ist; die Eigenliebe wird aber gekränkt, wenn man es wagen mufs, nicht ausgezeichnet zu werden, und vor Andern sich bücken mufs, die nun einmahl in gröfstem Ansehen stehen. Man mufs aber die Welt verachten, und nichts desto weniger die Nothwendigkeit einsehen, sie schonend zu behandeln; aus Religion mufs man sich von ihr losreissen, aber nicht aus Fühllosigkeit und aus sonderbaren Launen ihr Abschied geben. Behandeln Sie, mein liebes Kind, die Welt mit Glimpf aus Pflicht, ohne sie aus Ehrgeiz zu lieben; verachten Sie sie nicht aus Trägheit, laufen Sie ihr aber nicht nach aus Eitelkeit.“

Ueber diesen nämlichen Gegenstand besitzen wir noch einen Brief von F. Er scheint uns auf zwey Seiten alles zu vereinigen, was die besten Abhandlungen über die Erziehung, und eine lange Beobachtung der Welt nur Richtiges und Feines für den Unterricht junger Leute enthalten können, welche durch ihre Geburt und ihre Stellen bestimmt sind, wichtige Rollen auf dem Schauplatze der Welt zu spielen. Da F. seine Jugendjahre den stillen

Ver-

Verrichtungen des geistlichen Standes ganz widmete, da er selbst zur Zeit, wo er nach Versailles versetzt ward, stets zurückgezogen lebte; da er, als er nach Cambrai verwiesen war, nur von sehr wenigen Freunden umgeben war, die sich, wie er, blos mit den kirchlichen Angelegenheiten seines Sprengels beschäftigten, so wird man vielleicht darüber erstaunen, woher ihm wohl diese so seltene Kenntnifs der Welt gekommen seyn mag, welche man sich gewöhnlicher Weise nur durch lange Uebung und durch eine Art von unausgesetzt fortdaurendem Studium verschafft. Allein dieses Erstaunen wird abnehmen, oder vielmehr noch höher steigen, wenn man vernimmt, dafs sich F. durch ein edles, feines, anständiges und einnehmendes Benehmen sogar am Hofe Ludwigs XIV. auszeichnete. „Alle seine Manieren, sagt der Hr. v. Saint-Simon, entsprachen dem unerklärlichen Zauber seiner Physionomie; sie standen ihm so wohl an, dafs er auch andere zur Nachahmung fortzog: jenes feine Wesen, jener gute Geschmack, der nur eine Frucht des Umgangs mit der grofsen Welt und mit den besten Gesellschaften ist, fand sich von selbst in allen geselligen Unterhaltungen bey ihm ein.“

„Ich verwundere mich nicht, schrieb F. seinem Neffen, über Ihre Verlegenheit und über Ihren Widerwillen gegen das Hofleben. Bey Leuten, die man wenig oder gar nicht kennet, ist man gespannt; und man thut immer unvollkommen, was man zu

thun

thun nicht gewöhnt ist: die Eigenliebe wird es müde, sich langen Zwang anzuthun, ohne doch vielen Erfolg zu sehen. Sie sind an eine einfache, bequeme, freye, und durch den freundschaftlichen Umgang für Sie so schmeichelhafte Lebensweise gewöhnt; diese Annehmlichkeit verdirbt Sie. Aber, wie man sich im Feldlager an die Anstrengungen des Körpers, so mufs man sich in der Welt an die Anstrengungen des Geistes gewöhnen; je länger sie diese Kopfarbeit für Ihren Eintritt in die grofse Welt hinausschieben werden, desto härter wird sie Ihnen, ja beynahe unmöglich werden; Sie laufen Gefahr, dafs sie Ihnen in einem gewissen Alter sehr übel gelingen werde. Thuen Sie für allzeit Verzicht darauf, so werden Sie Ihr Leben in der Dunkelheit, ohne angesehene Freunde, ohne Credit, ohne Unterstützung, ohne Aussichten, Ihre Dienste geltend zu machen, und ohne Mittel, den Glanz Ihrer Familie zu behaupten, zubringen müssen. Es ist also durchaus nothwendig, dafs Sie je eher, desto besser, das Eis mit Muth und Geduld brechen, ohne Ihrer dagegen sich sträubenden Eigenliebe Gehör zu geben. Die Leichtigkeit wird nach und nach mit mehrerer Uebung kommen; Sie werden nicht mehr so verlegen seyn, wenn die Welt mit Ihnen, und Sie mit der Welt bekannt seyn werden. Wenn Sie an die Dinge gewöhnt werden seyn, die man in diesem Lande treibet, und wenn Sie in den vertrauten Unterredungen ein Wort mitzusprechen wissen

wer-

werden, sobald Sie Sich eine gewisse Anzahl rechtschaffener und geschätzter Leute zu Freunden werden gemacht haben, werden diese Sie in ihrem Umgang ziehen; Sie werden so nach und nach dem immer näher rücken, was für Sie passend ist; Sie werden Sich öffentlich mit Jedermann fein benehmen; werden gegen Einzelne das beobachten, was der gewöhnliche Anstand fodert, und für Ihre wahre Gesellschaft werden Sie Sich nur auf bewährte Freunde einschränken. Man mufs bey denselben nicht auf die Tugend allein sehen, man mufs sich auch solche zur Gesellschaft wählen, welche ächtes Verdienst mit Geburt und selbst mit einigem Range in sich vereinigen. Mittlerweile bewaffnen Sie Sich mit Geduld, suchen Sie etwas über Sich selbst zu gewinnen. Dieser Zwang wird Sie von jener zu freyen Denkweise zurück bringen, der Sie zeither nachhingen, weil sie den Schein eines ernsthaften, regelmäfsigen, und für Paris gründlich beschäftigten Wandels an sich trug. Behalten Sie Sich gewisse Stunden für Ihre Arbeit vor, weichen Sie den *Soupeen* aus, die zu tief in die Nacht dauern, und für den ganzen folgenden Tag den Kopf verstimmen. Sparen Sie Sich ein wenig die Morgenstunden; lesen Sie, und denken Sie über das Gelesene nach. Ich weifs wohl, dafs man nicht immer so regelmäfsig seyn kann; aus Gefälligkeit für gewisse Freunde mufs man zuweilen sich etwas mit fortziehen lassen; die Gesellschaft will es, das Alter erfo-

dert

dert es. Aber wenn man Freunden zu Liebe ein wenig Zeit aufopfert, so muſs man ihnen auch Stunden zu entziehen wissen, weil man sonst sich zu nichts befähigen könnte, um ihre Achtung zu verdienen. Geben Sie Acht, daſs Ihr Vetter, der kleine Page, nicht verdorben wird. Es ist recht, daſs man ihn aus Freundschaft etwas traulich machet; aber durch zu frühes Lob werden die Kinder verdorben; er muſs frühzeitig daran gewöhnt werden, sich als einen armen kleinen Jungen zu betrachten, der sich nicht anders in der Welt fortbringen kann, als durch Verdienste, Anstrengung, Weisheit und Geduld. Urtheilen Sie übrigens aus diesem Briefe, wie zärtlich ich Sie, mein theures Kind, liebe.“

In einem andern Schreiben über den nämlichen Gegenstand setzt er hinzu: „Man muſs den Leuten freundlich seyn, weil es Gottes Vorsehung so will, ohne auf dieselben, nicht einmahl auf die Besten derselben, zu zählen. Gott ist auf alles, selbst auf die Seinigen eifersüchtig; nur an ihn muſs man sich halten, und ohne Unterlaſs ihn durch die Menschen so erblicken, wie man die Sonne durch zerbrechliches Glas erblicket. Indessen muſs man keinen Anstand nehmen, sein Herz frommen Freuden zu öffnen. O wie glücklich ist man, wenn man ein Freund der Freunde Gottes ist! Sie sind weit mehr werth, als die Vertheiler des Glücks.“

Der innige Antheil, den F. an dem Wohle seines Neffen nahm, erregte in ihm die schmerzhaftesten

sten Besorgnisse wegen der schweren Wunde, die selbiger bey der Armee erhalten hatte. Er hatte in ihn gedrungen, sich zu Paris den Händen der geschicktesten Aerzte und Wundärzte anzuvertrauen. Da die grausamen und schmerzhaften Operationen, denen er sich unterwerfen mufste, nur wenig Linderung verschafften, so verordnete man ihm die Bäder zu Barèges, in der Hoffnung, sie würden seinem Schenkel die vollkommene Beweglichkeit wieder verschaffen: in diesem Zeitpuncte schrieb ihm nun F. Briefe, in denen sich die ihm eigne Empfindsamkeit seines Herzens vollkommen offenbarte; wir wollen uns damit begnügen, einige Bruchstücke aus denselben anzuführen:

„Scheuen Sie, mein liebes Kind, keine nöthige Auslage; Ihr Vater nach der Natur kann nicht so sehr Vater seyn, als ich es bin; mir, Ihrem vorzüglichen Vater, gebührt es, das zu bezahlen, was der andere nicht bestreiten kann; Gott wird es uns hundertfach wieder ersetzen. Was die nothwendigen Auslagen für die Aerzte und Wundärzte, unter deren Händen Sie waren, betrifft, so will ich sie edel, jedoch ohne prahlerischen Stolz, bezahlen. Immer thut man lieber zu viel, als dafs man es darauf ankommen läfst, zu wenig zu thun; diefs gilt für jeden Fall, hauptsächlich aber in Hinsicht verdienstvoller Aerzte. Meine einzige Angelegenheit ist nur, dafs ich nicht bey Ihnen seyn, und Sie erleich-

leichtern kann; ich würde Ihr Krankenwärter seyn, und Sie gewifs recht gut bedienen.“

Sein Neffe hatte vor, bey seiner Rückkehr von den Bädern zu Barèges nach Cambrai zu kommen; hierüber schrieb ihm F.: „Ich zähle jeden Tag bis auf den, der uns wieder vereinigen wird; doch bin ich ohne Unruhe und Ungeduld; man kann mir meine Bekümmernisse glauben, denn ich verhehle sie nicht, wenn ich sie fühle, sondern lasse meine Schwachheit ziemlich sehen; ich nehme hierin meine Ehre nicht gut in Acht. Ich werde öfters die Tage bis auf jenen unserer Wiedervereinigung zählen; doch indem ich sie zähle, wünsche ich nie, einen von der Zahl wegschneiden zu können. Man mufs alles so lassen, wie es der Allerhöchste einzurichten für gut befindet, alles, auch in Bezug auf Sie, mein liebstes Kind; ich liebe Sie immer mehr, und ich wünsche, dafs Sie mich nur in Gott lieben, so wie ich auch Sie nur seinetwegen lieben will. Ich befinde mich öfters mit Ihnen vor Gott, Er ist unser Sammelplatz, Er nähert alles einander; 200 Meilen sind nichts für zwey Männer, die sich in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpuncte befinden. — Wâhrend der Messe nehme ich Sie in meinem Herzen mit mir zum Altare, und vor Gott bin ich den Tag hindurch bey Ihnen.“

Die kleinsten Umstände erhalten einen unaussprechlichen Zauber unter der Feder F., weil sie nur von den Eingebungen seines Herzens in Bewe-

gung gesetzt wird. Sein Neffe mufste seinen Rückweg von Barèges über das Schlofs Fenelon, das alte Stammgut seiner Väter, nehmen; hier war der Erzbischof von Cambrai gebohren, derjenige unter ihren Nachkömmlingen, der diesem Schlosse eine dauerhaftere Unsterblichkeit verschaffen sollte, als alle die Steinmassen, aus denen es aufgebauet war: der erste Gedanke F. (der damahls schon 62 Jahre zählte) war, dem Neffen seine Säugamme zu empfehlen. „Ihre zwey letzteren Briefe geben mir die Nachricht, dafs Sie nach Fenelon kommen würden; damit bin ich vollkommen zufrieden; ich sehe es recht gerne, wenn Ihnen unser armes Ithaka gefällt, und Sie Sich an die gothischen Penaten unserer Väter gewöhnen; aber täuschen Sie Sich nicht selbst; nehmen Sie Sich in Acht vor zwey Verräthern, der Langeweile, und der Ungeduld, sich dieser Gegend zu nähern: Fragen Sie nach, ich bitte Sie darum, ob meine Amme noch am Leben ist, und ob sie wirklich von mir durch die Hände unseres kleinen Abbé etwas Geld erhalten hat?“

Wir haben uns bey diesem Briefwechsel des Erzbischofes von Cambrai etwas verweilet, weil wir dem Andenken seines an Kindesstatt angenommenen Sohnes diese Huldigung schuldig zu seyn glaubten; der Marquis von Fenelon hat sich dieser ehrenvollen Adoption durch einen sehr hohen Grad von Tugend, Ehrgefühl und Tapferkeit vollkommen würdig gemacht.

Nur

Nur noch einige Augenblicke erlaube man uns, F. in der Mitte von seiner Familie zu sehen, und den Lesern ihn darzustellen, wie er noch in seinem 62sten Lebensjahre den Lehrer eines 12jährigen kleinen Pagen macht, dessen ganzer Reichthum darin bestand, dafs er so glücklich war, den Namen Fenelon zu führen. Wenn uns ein solcher Auftritt ein Lächeln abzwingt, so wird es ein Lächeln der Verwunderung darüber seyn, dafs man ihn bey dieser Erziehung die nämliche Theilnahme, die nämliche Aufmerksamkeit, und vielleicht noch mehr Nachsicht, als bey jener des Hrn Herzogs von Burgund, brauchen sieht.

„Der Brief des kleinen Pagen traf diesen Morgen ein; er scheint wenig überdacht, und ist sehr originell; nach 10 Jahren wird er besser schreiben, für jetzt bin ich sehr wohl zufrieden. Ich habe nun mit dem kleinen Pagen etwas Bekanntschaft gemacht; er scheint mir ein wenig zu denken, zu fühlen, und guten Willen zu haben. Gott verleihe es, dafs wir einen Stoff an ihm finden, aus dem sich ein Mann machen läfst! Die Menschen legen es bey dem Erziehungsgeschäfte darauf an, das Herz ihrer Zöglinge mit hohem Muthe, und den Kopf mit glänzenden Kenntnissen zu versehen; dann kömmt Gott, und reisset dieses Chartenhaus ein, er zerstöret diesen menschlichen Muth, verwirret diese eitle Weisheit, deckt die Schwachheit dieser Macht auf, verdunkelt, erniedriget und verrücket alles; sein Werk

ist, das unsere zu Nichts zu machen. Er haucht das unsrige an, und es ist nicht mehr; er freuet sich, uns das Geständnifs abzuzwingen, dafs er alles, wir aber nichts sind; nichts bleibt uns, als dieses Geständnifs, ja selbst dieses Geständnifs gehört nicht uns: jeden Augenblick ist es von ihm entlehnt.„

„Der kleine Page ist gegenwärtig auf meinem Zimmer, und gewöhnt sich daran, sich daselbst aufzuhalten. Er macht Bekanntschaft mit den Griechen und Römern; ich hoffe, es soll aus ihm ein brauchbarer Mann werden. Ich liebe ihn aufrichtig: ich weifs nicht, ob er dasjenige werden wird, was man einen geistvollen Kopf nennet; aber er scheint gesunden Menschenverstand, Gefühl, und einen guten Willen zu haben.

„Der kleine Page ist ein gutes Kind; er arbeitet in unserer kleinen Bibliothek, und ist voller Eifer, unsere Zufriedenheit zu verdienen, aber er brachte gar keine Geistesbildung mit, und alles ist noch bey ihm im Beginnen. Wenn die Hand Gottes mit einem richtigen Verstande, und einem für das Gute empfänglichen Herzen den Grund gelegt hat, so vermögen die Menschen bald, den Bau aufzuführen. Ich hoffe nicht, ihm die feine Ausbildung geben zu können, die ihm nöthig seyn dürfte. Sie wissen, wie sehr es Ihnen selbst daran gefehlt hat: aber auch das wissen Sie, dafs es für Kinder schon viel ist, wenn sie an der Seite von Leu-

ten gelebet haben, die ernstlich nach Tugend ringen, und ihnen Liebe zu derselben beyzubringen suchen.

§. 17. *Nachrichten vom Hrn von Ramsay.*

Ein Zögling von einer ganz verschiedenen Art beschäftigte seit einigen Jahren den Eifer F., und war eines solchen Lehrers vollkommen würdig. Es war hier nicht darum zu thun, in das Herz eines noch jungen und biegsamen Kindes die ersten Keime der Religion zu legen, welche sich bey einer tugendhaften Erziehung sehr leicht entwickeln, wenn sie nicht in schon tiefgewurzelten Vorurtheilen starken Widerstand finden. Es mufste für die Wahrheit ein Kopf gewonnen werden, der durch die schiefesten Begriffe verkehret war; der selbst durch seine Anstrengung, die Wahrheit zu erreichen, auf Irrwege gerathen war, indem er sich immer mehr von eitlen und leeren Träumereyen blenden liefs; der endlich in diesen Verblendungen sich sogar wohlgefiel, um so mehr, da er sich bewufst war, der Entdeckung der Wahrheit redlich nachgestrebt zu haben.

Andreas Michael von Ramsay, ein schottischer Baron von einer alten Familie dieses Königreiches, hatte sich mit der den Bewohnern dieses Landes sehr gewöhnlichen Begierde gepeiniget, alle Religionen und philosophische Systeme dem Richterstuh-

le seiner Vernunft zu unterwerfen. Gleich allen feurigen und verwegenen Köpfen hatte er sich in nie auszumachende Spitzfindigkeiten verwickelt, welche ihn von dem Zwecke, den er erreichen wollte, nur immer weiter ablenkten. Da er unterdessen seine Untersuchungen mit redlichem Herzen anstellte, so war es ihm leicht gelungen, die Irrthümer jener Religion, welche er mit der Muttermilch eingesaugt hatte, einzusehen. Ein unpartheyisches Studium der Reformationsgeschichte von Deutschland und England hatte ihm die Lehrbegriffe dieser zwey Secten verleidet; die stürmische Hitze Luthers, und die schamlosen Leidenschaften Heinrichs VIII. vertrugen sich nach seiner Einsicht keineswegs mit jener evangelischen Heiligkeit, durch welche sich ein göttlicher Gesandter beglaubigen mufs, und solche Apostel glichen nach seiner Bemerkung jenen Männern nicht im geringsten, welchen Jesus Christus den Auftrag zur Bekehrung der Nationen gemacht hatte.

Dieser erste Schritt zur Wahrheit hätte ihn, wie es scheint, natürlicher Weise der Religion zurückführen sollen, welcher jene angeblichen Reformatoren entsagt hatten. Allein, nachdem er einmahl sich von seinen ersten Lehrern losgerissen hatte, hatte er blos gelernet, sich über alles menschliche Ansehen hinwegzusetzen, und der Weg des Ansehens, auf welchen die katholische Kirche, wie auf den Hauptgrund ihrer Lehre verweiset, empör-

te

te seinen Stolz und seine keine Schranken erkennende Denkweise: er wollte nur der Vernunft gehorchen, das heifst, keinen andern Richter hören, als sich selbst. Er durchreiste ganz England und Deutschland, er befragte sich bey den berühmtesten Lehrern und Philosophen aller Schulen und Secten; alle antworteten ihm mit einem festen und zuversichtlichen Tone, sie allein hätten die Wahrheit gefunden, und doch wichen sie in ihren Meinungen alle von einander ab. Die Folge von allen diesen sich widersprechenden Behauptungen war endlich, dafs er vom Socinianismus in Gleichgiltigkeit gegen alle Religionen, und von dieser Gleichgiltigkeit in einen allgemeinen Pyrrhonismus in der Philosophie sowohl als Theologie versank.

Aber dieser Pyrrhonismus konnte ihm bey der Qual seines Geistes weder Ruhe noch Befriedigung verschaffen; er fühlte, dafs die Vernunft, auf welche er so stolz und eitel war, allerseits auf undurchdringliches Dunkel gerathe, und dafs ihr schwaches und dämmerndes Licht seinen Pfad weder hinlänglich beleuchten, noch seine Schritte leiten könne. Unwiderstehlich sah er sich hingerissen, die Nothwendigkeit einer Offenbarung anzuerkennen, um der schwachen Einsicht der Sterblichen zu Hilfe zu kommen, und ihr zur Unterstützung zu dienen. Anfangs glaubte er, hinreichende Merkmahle einer göttlichen Offenbarung in dem Glaubensbekenntnisse der Calvinischen Gemeinden zu finden,

weil die scheinbare Einfachheit desselben nicht so sehr gegen die stolze Vernunft zu verstoßen schien, der er noch immer abgöttisch anhing, und der er, ohne es selbst zu merken, die Eingebungen seines redlichen und tugendhaften Herzens zum Opfer brachte. Er schiffte nach Holland über, besuchte hier den berühmten französischen Flüchtling und Prediger Hrn Poiret, und die mit ihm gepflogenen Unterredungen hatten zur Folge, daſs er sich für die katholische Religion entschied. Er machte den Schluſs: wenn die Protestanten sich für verpflichtet hielten, das Ansehen der Offenbarung in jenen Lehren anzuerkennen, welche sie von der katholischen Kirche entlehnt hatten, so könne auch die römische Kirche sich gleichfalls für berechtigt halten, sich auf das Ansehen der nämlichen Offenbarung zu berufen, um jene Glaubenssätze beyzubehalten, zu welchen sie sich seit dem Ursprunge des Christenthums unveränderlich bekennet hat. Alle Schwierigkeiten, welche noch zu lösen waren, beschränkten sich auf die Prüfung einiger Texte eines Buches, welches von den beyderseitigen Kirchen für göttlich gehalten ward, und deren wahren Sinn man nicht einer willkürlichen Auslegung überlassen konnte.

So war er in Holland gesinnet, als ihm wegen der Nähe von Cambrai die Lust ankam, zu Fenelonen zu reisen, ihn kennen zu lernen, und sich mit ihm über die peinlichen Zweifel, die seinen Geist folterten, zu besprechen. Der Name Fenelons war

in

in Deutschland, England und Holland eben so berühmt, als in Frankreich, und seine Tugenden stimmten jedes Herz, ihm in seinen Vorstellungen Glauben beyzumessen. Hr. v. Ramsay kam nach Cambrai im J. 1709, wo er von F. mit väterlicher Güte aufgenommen ward. Er öffnete ihm sein ganzes Herz, und gab ihm sein aufrichtiges Verlangen zu erkennen, bey ihm endlich die Wahrheit zu finden, die er bey so vielen Andern vergeblich gesucht hatte; doch machte er ihm gar kein Geheimniſs daraus, daſs er ihm starke Einwürfe entgegensetzen würde, und er überhaupt wenig Hoffnung habe, je vollkommene Ueberzeugung zu erhalten.

F. ertheilte seiner Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit gerechte Lobsprüche, versprach ihm, eben so aufrichtig, sich gegen ihn zu erklären, und verlieſs sich in Hinsicht des glücklichen Erfolges seiner Unternehmung mehr auf den Beystand von oben herab, als auf seine eignen Einsichten. Er lud ihn zu gleicher Zeit freundschaftlich ein, bey ihm seine Wohnung zu nehmen, damit er sich, während der freyen Stunden, die ihm seine Geschäfte übrig lieſsen, desto bequemer mit ihm über so groſse Fragen unterreden könnte.

Ohne Zweifel ergriff F. durch eine besondere Fügung der Vorsehung dieses erste Mittel, um das Herz dieses neuen Proselyten zu einer desto willigeren Anhörung seines Unterrichts zu stimmen. Das stete Schauspiel eines solchen Wandels, wie ihn

F. führte, mufste schon vorhinein dem Hrn von Ramsay eine günstige Meinung für eine Religion beybringen, deren Organ und Diener ein so tugendhafter Bischof war.

Der Hr. von Ramsay hat selbst die Unterredungen, welche er mit dem Erzbischofe von Cambrai hatte, und die glückliche Aenderung, welche sie in seinem Geiste hervorbrachten, indem sie seinen Ungewifsheiten einen festen Punct anwiesen, öffentlich bekannt gemacht. In der darüber gefertigten Geschichte kömmt eine merkwürdige Stelle vor, die uns einerseits den gewaltsamen Kampf schildert, den er in den fürchterlichen Augenblicken von Zweifel und Geistesbangigkeit mit sich selbst zu kämpfen hatte; andererseits aber alles dasjenige bestätigt, was wir schon von der Aufrichtigkeit sagten, mit welcher F. der Verdammung seines Buches anhing. „Während dieses gewaltsamen Geisteszustandes, schreibt Hr. von Ramsay, befiel mich eine Versuchung, den Erzbischof von Cambrai zu verlassen; seine Ehrlichkeit fing mir an, verdächtig zu werden; ich hatte kein anders Mittel, meiner Besorgnisse los zu werden, als dafs ich mich ohne Rückhalt bey ihm darüber erklärte. Ich bath mir also eine geheime Unterredung mit ihm aus, die er mir zusagte. Hier warf ich mich vor ihm auf die Knie nieder, und redete ihn also an: „*Monseigneur, verzeihen Sie mir bey meiner äufsersten Bangigkeit; Ihre Aufrichtigkeit ist mir verdächtig, und ich*

kann

kann Sie nicht mehr mit Gelehrigkeit anhören. Wenn die Kirche untrüglich ist, so haben Sie also durch die Verdammung Ihres Buches von den Maximen der Heiligen die Lehre von der reinen Liebe verdammet. Haben Sie aber diese Lehre nicht verdammet, so war Ihre Unterwerfung geheuchelt; ich sehe mich also in die harte Nothwendigkeit versetzt, Sie als einen Feind entweder der Wahrheit oder der Liebe anzusehen. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so zerfloſs ich in Thränen; er hob mich auf, umarmte mich zärtlich, und sprach folgendes: *Als die Kirche mein Buch verdammte, verdammte sie nicht die reine Liebe; dieser Lehre pflichten alle katholischen Kirchengemeinden bey. Aber die Ausdrücke, mit denen ich mich über dieselbe zu erklären suchte, waren nicht für ein dogmatisches Werk geeignet; mein Buch taugt nichts, ich mache gar nichts aus demselben; es war eine unreiſe Geburt meines Kopfes, keines Weges aber die Frucht der inneren Salbung: ich will nicht, daſs Sie es lesen.* Man begreift leicht, welch ein neues Gewicht diese Aufrichtigkeit allen Vorstellungen und Beweisen geben muſste, mit denen F. das Ansehen der kirchlichen Entscheidungen unterstützte: er muſste wohl in seinem Herzen die innigste Ueberzeugung von der Untrüglichkeit dieses obersten Richters haben, weil er sich auf seine eigne Verdammung als auf ein Zeugniſs dafür berufet.

So tief hatte sich Hr. von Ramsay nicht in den Unsinn hineingearbeitet, daſs er sogar das Daseyn

Got-

Gottes anfeindete, und da dieser erste Grund gelegt war, so ward es F. leicht, ihn von der Wahrheit der katholischen Religion zu überzeugen. Uebrigens mufs man in den Schriften des Hrn von Ramsay selbst das Resultat der langen Unterredungen lesen, die er sechs Monathe lang mit F. hatte, und die sich damit endigten, dafs er ein eben so aufgeklärter als demüthiger und gehorsamer Katholik wurde. Er hegte bis an das Ende seiner Tage die zärtlichste Verehrung für das Andenken des Erzbischofes von Cambrai, und stand unausgesetzt mit allen seinen Freunden, Verwandten und vorzüglich mit seinem Urenkel, dem Marquis von Fenelon, in den innigsten Verhältnissen. Es scheint sogar, dafs er den Gedanken und die Hoffnung gefafst hatte, seine Dankbarkeit zu verewigen, und sich selbst dadurch Ehre zu machen, dafs er seinen Namen, so viel als möglich, an jenen von F. zu knüpfen suchte. In dieser Absicht schrieb er im J. 1723 ein *Leben Fenelons*, das erste, welches im Drucke herauskam, und in welchem er vielleicht nur zu umständlich von seinen persönlichen Verhältnissen mit F. spricht. Als im J. 1717 der Marquis von Fenelon die erste authentische Ausgabe von Telemach bekannt machte, setzte er an die Spitze derselben eine Abhandlung des Hrn v. Ramsay über das *epische* Gedicht, in welcher der Verfasser den sonderbaren Meinungen des Lamotte über die Gedichte in prosaischer Schreibart beytritt; diefs ist aber eine eben

so spitzfindige als nichtige Frage, die endlich auf Wortstreitigkeiten hinausläuft, und für den Ruhm F. eben so gleichgiltig ist, als für das wirkliche Verdienst seines *Telemachs*.

Der blofse Name Fenelons verschaffte lange Zeit nach dessen Tode dem Hrn von Ramsay in einer merkwürdigen Gelegenheit Schutz und Vortheil. Aus seinem Uebertritte zur katholischen Religion hatte er nie ein Geheimnifs gemacht, er hatte diesen sogar feyerlich erkläret in seinem *Leben Fenelons*, welches im J. 1723 im Drucke erschien. In der Folge ward er Erzieher der Prinzen und Söhne Jakobs III. aus dem Hause Stuart, ward aber durch Intriguen, an denen es bey kleinen wie bey grofsen Höfen niemahls mangelt, gezwungen, diese Stelle niederzulegen. Im J. 1730 machte er mit einem freyen Geleitsbriefe Georgs II. eine Reise nach England, und wurde da als ein Zögling und Freund F. mit Auszeichnung empfangen; er hatte dieses Umstandes wegen die Ehre, unter die Mitglieder der königlichen Gesellschaften von London aufgenommen zu werden. Er schien, ob er gleich Katholike war, zu wünschen, die Doctorwürde an der Universität von Oxford zu erhalten, wovon man aber seit der Glaubensreformation kein Beyspiel hatte. Der Graf von Arran, Bruder des Herzogs von Ormond und Kanzler der Universität von Oxford ertheilte dieser, nach vorher vom Könige eingeholter Erlaubnifs, schriftlich die Vollmacht, den Hrn

von

von Ramsay unter die Ehrendoctoren aufzunehmen. Aber gerade an dem Tage, wo dieses vor sich gehen sollte, widersetzten sich zwey Mitglieder der Universität, und führten gegen ihn an, er sey römisch-katholisch, und habe ehmalhs den Erzieherposten bey den Kindern des Kronprätendenten bekleidet. Doctor Ring, Rector am Collegium von Sanct-Maria zu Oxford, nahm nun das Wort; geschickt schlich er über die persönlichen Verhältnisse hinweg, in welchen der Hr. von Ramsay zu den gegen das regierende Haus Hannover friedlich gesinnten Prinzen gestanden war, und sprach seinen Werken dafür hohes Lob, in dem sich die reinsten Grundsätze der Tugend und Moral aussprechen; endlich, um mit einem einzigen Worte allen Widerstand und jede Einwendung niederzuschlagen, rief er aus: „*Ich stelle Ihnen den Zögling des grofsen Fenelon dar; dieser einzige Titel wiegt alles auf*: quod instar omnium est, Fenelonii magni Archipraesulis Cameracensis alumnum praesento vobis. Nach diesen Worten verstummten fast alle Gegenreden, und der Hr. von Ramsay wurde mit einer Stimmenmehrheit von 85 Stimmen gegen 17 angenommen.

§. 18. *Nachrichten von dem P. Lami.*

Wir dürfen hier nicht des Benedictiners P. Lami vergessen, der zu den achtungswürdigen Freunden F. gehörte, und mit ihm einen steten Briefwechsel unterhielt. Unter unsern Manuscripten

kömmt

kömmt eine grofse Menge ihrer Briefe vor, und aus jenen, die von der Hand F. sind, sieht man, mit welchem Vertrauen er diesen Gelehrten über die interessantesten Gegenstände zu Rathe zog, und welchen Werth er auf seine Meinungen und Einsichten legte.

P. Malebranche hatte, wie wir schon gesagt haben, in seiner *Abhandlung über die Natur und Gnade* sonderbare Ideen aufgestellet, welche lebhaft von Arnauld bestritten wurden, und Bossueten und F. selbst so gefährlich schienen, dafs sie diesem berühmten Manne aus der Congregation vom Oratorium eine öffentliche und feyerliche Censur würde zugezogen haben, wenn die Bescheidenheit seines Characters und die Reinheit seiner Absichten ihn nicht gegen die Verirrungen seiner Einbildungskraft in Schutz genommen hätten. Der P. Lami, welcher nach dem allgemeinen Urtheile unter allen Benedictinern die französische Sprache am besten schrieb, gab einige Schriften über die *Abhandlung von der Natur und Gnade* heraus. Malebranche glaubte, auf dieselbe antworten zu müssen, und zeigte bey seiner sonst so friedlichen und bescheidenen Stimmung eben dadurch, dafs er den P. Lami für einen seiner würdigen Gegner hielt. Aber die Vorsteher von der Congregation des h. Maurus sahen es höchst ungerne, dafs sich zwischen einem ihrer Geistlichen und dem mit Rechte so berühmten Schriftsteller Malebranche ein gelehrter Streit erhob,

hob, dessen Folgen schwer abzusehen waren, und legten defswegen dem P. Lami Stillschweigen auf. Wahrscheinlicher Weise hatte Malebranche diesen Umstand nicht erfahren, weil er noch immer fortfuhr, gegen seinen Gegner zur Vertheidigung seines Systems zu schreiben. Defswegen schrieb nun F. an P. Lami: „Ich kann es nicht begreifen, wie der P. Malebranche gegen einen Schriftsteller schreiben mag, welchem man den Mund verschliefst. Die ihr Interesse wohl verstehende Eigenliebe (wenn anders eine solche auf der Erde anzutreffen ist) sollte schon hinreichen, um von einem so falschen Schritte abzuhalten; ich halte Sie für sehr glücklich, dafs Sie aus Gehorsam nichts weiter thun können, als schweigen.“ In einem andern Briefe setzte er hinzu: „Recht zu haben, will bey einem Christen wenig sagen; diesen Vortheil hat auch oft ein Philosophe: aber Recht haben, und sich doch geduldig dafür verschreyen lassen, als habe man Unrecht, und diejenigen triumphiren lassen, die ihrerseits Unrecht haben, das heifst *das Böse durch das Gute überwinden*, (Röm. XII, 21.) Durch ein auferbäuliches Leben gewinnt die Wahrheit mehr, als durch alles heftige Disputiren für dieselbe: es ist besser, zu bethen für die Leute, die sich täuschen, als sie zu widerlegen.“

Man hat es F. zum Vorwurfe gemacht, dafs er sich den Träumereyen einer chimärischen Vollkommenheit zu sehr überliefs, und Leuten zu vieltraute, die sich aufserordentlicher himmlischer Gnaden rühm-

rühmten; allein selbst seine Briefe an P. Lami zeigen, dafs er mit eben so vieler Weisheit als Festigkeit diese Meinung bey Andern zu bekämpfen wufste; er zeichnet sogar die äusseren Umstände sehr richtig, durch welche fromme Leute von einer lebendigen Einbildungskraft sich verführen lassen, dafs sie blofsen Schein für Wirklichkeit halten. Wenn man auf solche aufserordentliche Wirkungen der Gnade noch so mifstrauisch ist, so kann man mit der einfachen und natürlichen Erklärungsart zufrieden seyn, durch welche er die Selbsttäuschung zu entfernen sucht. Indessen war dieser Punct noch der besondere Gegenstand eines geheimen Briefwechsels mit jenem achtungswürdigen Religiosen, der vielleicht zu viel Hang für jene Art von Geistigkeit hatte, welche man F. vorwarf: er bestrebet sich in demselben, die Verirrungen seiner Einbildungskraft zu berichtigen, und ihn auf gesündere und bestimmtere Begriffe zurückzuführen.

Doch mufs man zu gleicher Zeit bemerken, dafs er diese Einsichten der Vernunft durch den religiösen Character und die tiefe Ueberzeugung von der Allmacht Gottes, der sich offenbaren kann, wann und wie es ihm gefällig ist, zu veredeln und zu heiligen wufste. „Nur *) die Sinne und die Leidenschaften lähmen in diesem Leben die Kraft unserer Seele, wann sie sich zu Gott ihrem einzigen Zie-

*) Brief an P. Lami vom 30. Nov. 1708.

Ziele frey erschwingen will; der Tod, der alle unsere Fesseln sprengt, wird uns in die vollkommene Freyheit versetzen, zu schauen und zu lieben. Bis indessen dieser Zeitpunct unserer vollen Freyheit kommt, so ist alles, was dem Tumulte der Leidenschaften, der flatterhaften Einbildungskraft und den Zerstreuungen der Sinne Einhalt thut, sehr dienlich dazu, um uns mit Gott zu beschäftigen, wenn nur unser Inneres wahrhaft ihm zugekehret ist: die Nacht selbst ist für diese Geistessammlung vorzüglich geeignet; kein äufserer Gegenstand störet uns alsdann, keiner theilet unsre Aufmerksamkeit. Wenn demnach nur die Einbildungskraft durch die Stille der auf sie einwirkenden Dinge in Ruhe versetzt ist, so kann man der friedlichsten und engsten Vereinigung mit Gott geniefsen, ohne einer besondern Wundergnade dazu zu bedürfen. Ich sage diefs nicht, um alle aufserordentliche Gnaden zu verwerfen, Gott bewahre mich dafür, ich will keineswegs darüber absprechen, aber ich glaube, dafs, ohne eben ein Wunder von Einwirkung zu Hilfe zu rufen, schon die gewöhnliche Gnade, wenn sie etwas stark ist, und die Seele, wie ich so eben sagte, in Freyheit gesetzet ist, hinreichend ist, um eine sehr grofse Beschäftigung mit Gott und seinen Geheimnissen in uns zu erzeugen.“

Der P. Lami starb zu Saint-Denis im J. 1711 in seinem 75ten Jahre: „Man bedauerte ihn sowohl seiner hellen Einsichten wegen, als um seines gu-

guten Herzens, der Redlichkeit seines Characters, und der Reinheit seiner Sitten willen. Zuverläfsig hat F., der aus Zuneigung und Freundschaft mit ihm so lange einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, ihn aufrichtig betrauert; er konnte sich dann einer eben so religiösen als rührenden Bemerkung erinnern, welche man in einem seiner Briefe an den P. Lami findet. „Unsere Lage ist betrübt, aber unser ganzes Leben ist nichts als Betrübnifs, und es giebt keine Freude, aufser das man selbst die Betrübnisse will, welche Gott uns schicket.“

§. 20. *Vom dem Cardinale Quirini.*

Mehrere erlauchten Reisenden kamen in der alleinigen Absicht nach Frankreich, um zu Cambrai den berühmten Fenelon kennen zu lernen, und sich um seine Freundschaft zu bewerben. Wir müssen unter diesen den Cardinal Quirini zählen, der wegen seiner weitschichtigen Gelehrsamkeit, und noch mehr wegen der schätzbaren Eigenschaften seines Herzens und Characters so grofse Achtung verdient.

Quirini hatte sehr viel ähnliches mit dem Cardinale Sadolet, der im 16ten Jahrhunderte sich so sehr auszeichnete. Beyde hatten sich bey ihren Zeitgenossen durch ihren Geschmack für Künste und Wissenschaften, durch ihren aufrichtigen Eifer für die Kirche, deren vornehmste Zierden sie waren, durch ihr sanftes, nachsichtiges und liebevolles Be-

nehmen, selbst gegen diejenigen, deren Irrlehren sie bestritten, allgemeine Liebe und Hochschätzung erworben: beyde trennten die Person von der Meinung. und besafsen die Gabe, die Controverse mild zu führen, ohne der Kraft der Gründe etwas zu vergeben. Die protestantischen Schriftsteller ergofsen sich in reiches Lob gegen den Cardinal Quirini, so wie die lutherischen Verfasser den Cardinal Sadolet wegen seines sanften, bescheidenen und feinen Umganges nie zu rühmen aufhörten. Der Cardinal Quirini hatte noch als ein gemeiner*) Religiose den Entschlufs genommen, ganz Europa zu durchreisen, um mit den ausgezeichnetesten Gelehrten seiner Zeit persönlich bekannt zu werden; er hatte alle Werke der damahls lebenden berühmten Schriftsteller gründlich studieret, und wollte sich nun über die Werke, die sie noch unter der Hand hatten, mit ihnen in der Stille unterhalten, ehe dieselben dem Publicum zur Würdigung und Beurtheilung durch den Druck bekannt wurden. Er verliefs Italien, dessen Schätze und Reichthümer er sich durch seine weitschichtige Gelehrsamkeit angeeignet hatte, und besuchte Deutschland, die Schweiz, Holland, England und Frankreich. Ueberall hielt er sich auf, wo er sich mit einem gelehrten Manne unterhalten, oder ein kostbares Manuscript zu Ra-

*) Aber von einer reichen adelichen Familie entsprossener, unterstützter, wahrscheinlich zu hohen Kirchenwürden bestimmter. A. d. Ueb.

Rathe ziehen konnte. Für alle seine Sorgen und Anstrengungen hielt er sich belohnt genug, wenn er so glücklich war, entweder einen Freund mehr gewonnen, oder eine für die Wissenschaften und Religion nützliche Entdeckung gemacht zu haben.

Man kann es sich wohl denken, dafs ein Mann, dem es eine so ehrenvolle Herzensangelegenheit war, alles kennen zu lernen, was gekannt zu werden verdiente, leidenschaftlich wünschte, F. zu besuchen. Quirini hatte, wie wir schon gesagt haben, viele Aehnlichkeit mit dem Cardinale Sadolet, dessen Andenken allen Freunden der Tugend und Wissenschaften noch so theuer war, wir können hinzusetzen, dafs sich zwischen F. und Quirini in Hinsicht auf die Anmuth ihres Geistes, auf die Feinheit ihrer Sitten, und auf jene unveränderliche Sanftmuth, wodurch sie selbst bey den Gegnern der römischen Kirche sich Beyfall erwarben, die nähmliche Aehnlichkeit einfand. Der Cardinal Quirini hat in seiner Reisebeschreibungen die geringsten Umstände von seinem Umgange mit F. aufgezeichnet, so vielen Werth legte er auf die Beweise von Achtung und Zuneigung, welche er von F. empfangen hatte.

„Cambrai, sagte er,*) sollte das letzte Ziel meiner Reise in den Niederlanden seyn. Ich mufs es

aber

*) In Commentaris historico de rebus pertinentibus ad Card. Quirinum. Brixiae. 1749.

aber auch offenherzig gestehen, dafs sie vor allem, was ich in diesem Lande schon merkwürdiges gesehen hatte, meine Wünsche und Begierden an sich rifs. Obwohl ich in der Benedictiner-Abtey zum h. Grabe meine Wohnung genommen hatte, so war ich doch stets um den Erzbischof F., weil er sich dieses mit unbeschreiblicher Anmuth von mir ausgebethen hatte; und doch war damahls sein ganzes Haus voll von französischen Oberofficieren, denen er alle mögliche Höflichkeit und Gefälligkeit zu erweisen unablässig bemühet war. Noch ist bey mir in lebhaftem Andenken alles, was ich ihn über Gegenstände verschiedener Art mit der gröfsten Begierde habe reden oder disputiren hören; auch kann ich mich täglich neuerdings davon überzeugen, wenn ich meine Augen auf die vielen Briefe richte, die er mir schrieb, und welche das kostbarste Kleinod unter meinen Papieren sind. Jedes Wort in denselben bezeichnet den rühmlichen Eifer, mit welchem er die Sache der katholischen Kirche gegen die Irrlehren der Jansenisten in Schutz zu nehmen strebte; einige dieser Briefe erhielt ich von ihm während meines Aufenthaltes zu Paris; andere, als ich auf meiner Rückreise nach Italien über Frankreich den Weg nahm.“

Der Cardinal Quirini führt hernach einige Bruchstücke aus diesen Briefen an, welche ganz mit der Meinung, die er von ihnen hatte, und mit dem Werthe, den er auf sie legte, übereinstimmen.

Als

„Als ich in Versailles war, schreibt Quirini, so hatte ich zufälliger Weise Gelegenheit, einem Minister ein Schreiben zu lesen, welches ich eben von Fenelon erhalten hatte. Von unserem Gespräche, so wie vom Inhalte dieses Schreibens redete man in kurzer Zeit am ganzen Hofe: so viele ausgezeichnete Verehrer hatte der Name Fenelons noch unter den ersten Männern des Hofes, und so wenig waren alle Mifshandlungen, welche er vor einigen Jahren wegen seines *Telemachs* zuerst, dann wegen seiner *Gespräche im Reiche der Todten*, und endlich wegen des Quietismus auszustehen hatte, im Stande, einen Widerwillen gegen ihn hervorzubringen.“

Der Cardinal Quirini las sogar mit rührender Offenherzigkeit einige Briefe vor, in welchen F. auf eine feine und liebreicbe Weise ihn zu Gemüthe führte, dafs er eine vielleicht übertriebene Vorliebe für Wissenschaften und Kenntnisse hätte, welche mehr dazu geeignet seyen, die menschliche Eitelkeit zu nähren, als in einem religiösen Herzen den Geschmak für die grofsen und ernsthaften Wahrheiten der Religion zu unterhalten. „Ich bitte Gott, schrieb F., er möge Sie mit dem Geiste der Einfalt und der Stärke erfüllen, damit Sie nicht Ihrem natürlichen Geschmacke, ihrer Sucht nach Wissenschaften, ihrer Liebe zu den Vergnügungen des Verstandes, und zum Umgange mit gelehrten Männern nachhängen, sondern an der armen Krippe und der Thorheit des Kreuzes Geschmack finden: Nos stulti

prop-

propter Christum, vos autem pondentes in Christo. (1. Korinth. IV, 10.)

„Vermehren Sie also nicht die Zahl jener neugierigen und tiefsinnigen Köpfe, welche sich durch Ihre Wissenschaft *aufblasen* lassen, *) sondern nähren Sie Ihren Geist mit den *Lehren des Glaubens*, und lehren Sie die Menschen, wie sie sich selbst verläugnen, und arm am Geiste seyn sollen. Setzen wir alles hintan, was nur Vorwitz und Zierde des Geistes ist: seitdem mir die Kirche heiligere Pflichten aufgelegt hat, habe ich alle diese Vergnügungen von mir gewiesen, so dafs ich Literaturwerke kaum mehr in die Hände nehme.“

Quirini setzt hinzu: „Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, machte ich mit mir selbst den Bund, die weisesten Vorschriften desselben mein ganzes Leben hindurch mir bey meinem Studieren zur Richtschnur seyn zu lassen; ich will daher diesen Brief ganz hersetzen, weil vielleicht die in demselben eingeschärfte Nüchternheit des Geistes auch Andern zur heilsamen Lehre dienen kann.“

§. 21. *Von dem Marschalle von Münich.*

Es macht ohne Zweifel einen sonderbaren Contrast, wenn wir neben dem Cardinale Quirini, der sein stilles Leben einzig den gelehrten Untersuchungen und nützlichen Studien widmete, den Marschall von Münich auftreten lassen, einen Mann, dem

*) Im J. 1714.

dem seine Erhebung und sein Sturz einen Platz unter den Günstlingen des Glücks und den Schlachtopfern des Ehrgeizes in der Geschichte anweiset. Aber man kann daraus sehen, dafs F. in seinem Character, im geselligen Umgange, und in allen seinen äussern Geberden etwas aufserordentlich anziehendes haben mufste, weil er Leute, welche in Bezug auf Denkart, Sitten, Character und Stand so sehr von einander abwichen, doch zur gemeinschaftlichen Liebe und Bewunderung für seine Person zu vereinigen wufste.

Unsere Verwunderung darüber mufs noch zunehmen, wenn wir bedenken, dafs der Marschall von Münich *) erst 29 Jahre alt war, als er Gelegenheit hatte, F. kennen zu lernen. Er wurde, da er gegen Frankreich die Waffen führte, in dem Treffen bey Denain gefangen, und nach Cambrai gebracht. Ob er gleich noch jung war, und Kriegskunst und Waffengeklirre seine ausschliefsende Neigung und herrschende Leidenschaft ausmachten, so entzückte ihn doch F. durch seine Gespräche, und durch das stete Beyspiel seiner Tugenden so sehr, dafs er am Russischen Hofe immer mit Verwunderung von ihm sprach, und die tiefe Verehrung seiner Person selbst bis in die Steppen Siberiens mit sich nahm. Dieser General, dessen Leben unter so vie-

*) Burkard Christoph Graf von Münich, gebohren in der Grafschaft Oldenburg den 9. May 1683, gestorben den 8. Oct. 1767.

vielen Stürmen hinflofs, der durch seine Feldzüge in der Krimm, und durch seine Siege gegen die Türken, durch den mächtigen Einfluſs, den er lange Zeit an dem Hofe zu Petersburg behauptete, durch seine zwanzigjährige Verweisung nach dem innersten Siberien, und durch seine glorreiche Rückkehr nach einer so langen Ungnade so berühmt in der Welt geworden ist, erinnerte sich noch in den letzten Jahren seines Lebens, wie uns sein Freund*) und Waffengefährte erzählt, mit Vergnügen an die seligen Tage, welche er in seiner Jugend bey F. gelebt hatte, und schien nach einer so langen und stürmischen Laufbahn seine Erhohlung darin zu finden, wenn er die Züge und Tugenden F. erzählen konnte, von denen er zu Cambrai Zeuge war.

§. 22. *Von Jacob III.*

Wie sollten wir nicht unter die Bewunderer F. einen Mann von einem weit höheren Range, als der Marschall v. Münich war, zählen; einen Prinzen, der gleich bey seinem Eintritte in das Leben das Schlachtopfer eines unerbittlichen Schicksals war, welches auf seiner Familie seit so vielen Generationen schwer lastet? Jacob III., der Sohn Jacobs II., im 5ten Monathe seines Lebens aus dem Pallaste seiner Väter auf immer vertrieben, und von seiner Wiege an eines Thrones beraubet, den er nie bestei-

*) Memoires de Manstein sur la Russac. Tome II., pages 91, 92, 93.

steigen sollte, war für sein Jahrhundert ein trauriges Beyspiel des Wechsels der menschlichen Dinge, dessen Andenken gegenwärtig nur durch die fürchterlichste aller Katastrophen aus den Augen verschwunden ist. Unter dem bescheidenen Titel eines Ritters vom h. Georg diente er in der französischen Armee, und suchte wenigstens durch die Führung der Waffen sich die Achtung der Feinde seines Hauses zu verdienen. Die Begierde, F. persönlich zu kennen und zu hören, zog ihn während des spanischen Erbfolgekrieges nach Cambrai; die Unterredungen, welche sie hier mit einander hatten, erzählt uns ein Zeuge derselben. Achtung für das Unglück gab den Worten Feyerlichkeit und Erhabenheit, Weisheit aber solche Rathschläge, die für die Lage eines Prinzen, dessen Loos noch zwischen Ungewifsheit und Hoffnungen schwankte, die angemessensten waren. F. verlor sich nicht in allgemeine und leere Maximen, aus denen sich kein nützliches Resultat ziehen läfst; er wufste, dafs er mit dem Sohne eines Königes zu sprechen hatte, dem eine auf ihre religiöse und politische Freyheit eifersüchtige Nation defswegen geächtet hatte, weil er die ihr so theuren Rechte oder Vorurtheile nicht genug respectirte. Aus diesem doppelten Gesichtspuncte betrachtet F. die Staatsverfassung Englands und die Lage eines Prinzen, dessen Händen die Vorsehung den Zepter seiner Ahnen vielleicht wieder anvertrauen konnte.

Er

Er empfiehlt *) ihm vor allem, nie seine Unterthanen zu einer Religionsänderung zu zwingen; keine menschliche Macht, sagte er ihm, kann die undurchdringlichen Verschanzungen der Freyheit des Herzens bestürmen. Gewalt kann nie Ueberzeugung hervorbringen, sie macht nichts als Heuchler. Sobald sich Könige in die Sache der Religion einmischen, so gewähren sie ihr keinen Schutz, sondern machen sie zur Sclavinn. Gestehen Sie also allen die bürgerliche Duldung zu; nicht, als wenn Ihnen jede Religion gleichgiltig seyn dürfte, sondern um das mit Geduld zu ertragen, was Gott selbst erträgt, und um die Leute auf dem sanften Wege der Ueberzeugung zu gewinnen."

Er macht ihn nachher auf die Vortheile aufmerksam, welche die Regierungsverfassung Englands selbst bey ihren Unvollkommenheiten einem weise und mäfsig denkenden Prinzen darbiethen könne.

„Das Parlement, sagte er ihm, kann nichts ohne den König thun. Ist denn der König nicht mächtig genug? Der König vermag nichts ohne das Parlement, und ist denn ein König nicht glücklich, wenn er Freyheit hat, alles Gute zu thun, was er will, und ihm nur die Hände gebunden sind, wenn er Böses thun will? Jeder weise Prinz mufs wünschen, nur der Vollstrecker der Gesetze zu seyn, und einen obersten Reichsrath an der Seite zu haben, der seine Gewalt *mäfsiget*. Die despotische Al-

lein-

*) Vie de Fenelon par M. de Ramsay.

leinherrschaft eines Souverains ist ein Hochverrath an den Rechten der Menschheit: der Despotismus des Volkshaufen ist eine blinde und thörichte Gewalt, welche gegen sich selbst im Zustande der Raserey ist. Ein Volk, wenn es durch übertriebene Freyheit verdorben ist, ist der unerträglichste aller Tyrannen. Jede weise Staatsverfassung muſs sich vermöge einer durch das bloſse Ansehen der Gesetze beschränkten Freyheit zwischen jenen zwey fürchterlichen Abgründen auf der Mittelstraſse halten; allein die Menschen, voll Blindheit und Feindschaft gegen sich selbst, wissen nicht auf dieser richtigen Mitte zu beharren: trauriger Zustand der menschlichen Natur! Die Fürsten, voller Eifersucht auf ihr Ansehen, wollen es stets erweitern, das Volk, leidenschaftlich seine Freyheit liebend, will sie immer vermehren. *Indessen ist es besser, lieber der Ordnung zu Liebe die Uebel zu ertragen, die selbst in den bestens eingerichteten Staaten unvermeidlich sind, als das Joch jedes Ansehens abwerfen, und sich der Raserey der Volksmenge, die stets ohne Regel und ohne Gesetze zu Werke geht, in die Klauen zu liefern.* Alle Arten von Staatsverfassungen sind nothwendiger Weise unvollkommen, weil es immer Menschen sind, denen man die höchste Gewalt anvertrauen kann; *und jede Staatsverfassung ist gut, wenn diejenigen, die das Ruder führen, aufrichtig das Beste wollen. In der Theorie scheinen freylich einige Staatsformen besser zu seyn als andere;* aber in der wirklichen Welt sind wegen der

Schwach-

Schwachheit oder Verdorbenheit der den nämlichen Leidenschaften ergebenen Menschen alle Staaten fast gleichen Nachtheilen ausgesetzt: zwey oder drey Köpfe haben immer den Senat oder den Monarchen in ihrer Gewalt. *Man wird also niemahls das Wohl der menschlichen Gesellschaft befördern, wenn man die schon eingeführten Staatsformen umändert, oder über den Haufen wirft*, sondern wenn man die Souveraine überzeugt, dafs die Sicherheit ihres Reiches von dem Wohle ihrer Unterthanen abhängt, und die Völker, dafs zu ihrem dauerhaften Glücke Unterordnung nothwendig ist. Freyheit ohne Ordnung ist Zügellosigkeit, welche den Dispotismus nach sich zieht; Ordnung ohne Freyheit ist Sclaverey, die sich in eine Anarchie verliert."

Der nämliche Geschichtschreiber, der uns alles dieses genau aufbewahret hat, fügt hinzu, der junge Prinz sey von der Weisheit dieser Rathschläge Fenelons vollkommen überzeugt, und defswegen fest entschlossen gewesen, sich nach derselben zu richten, wenn er je wieder zur Regierung gelangen sollte.

Der Vorsehung gefiel es nicht, seine durch eine so lange Reihe von Widerwärtigkeiten geprüfte Tugend auf den Thron zu heben; allein durch die schätzbarsten Eigenschaften des Herzens und des Characters, die so selten, und vielleicht so schwer mit der Ausübung der höchsten Gewalt zu vereinigen sind, wufste er selbst seinem Unglücke Eh-

re

re zu machen. Durch seine Sanftmuth, Mäfsigung, aufgeklärte Gottesfurcht, unverletzliche Treue gegen seine Freunde, durch das zärtlichste Dankgefühl für ihre Ergebenheit, und endlich durch die edelste Haltung in den verschiedensten Lagen und Wendungen seines Looses hatte er bis zu seinem letzten Augenblicke das Herz und die Zuneigung aller jener an sich gefesselt, welche ihm entweder in seinen Schicksalen gefolgt waren, oder im Herzen stille Wünsche für sein Wohl hegten. Die allgemeine Achtung von Europa, und die gerechte Theilnahme aller gekrönten Häupter begleiteten ihn in seine Einsamkeit, *) und er genofs in derselben bis zum Ende seiner Tage eine Ruhe und Zufriedenheit, die ihm vielleicht auf dem für seinen Vater und Grofsvater so betrübten Throne nie zu Theile geworden wäre.

F. scheint während der kurzen Unterhaltungen mit Jacob III. alle die Eigenschaften durchblickt zu haben, welche dieser Prinz während des Laufes seiner langen Widerwärtigkeiten äusserte. In dem Urtheile, welches er in einem seiner Briefe vonihm fällte, kann man gleichsam vorhinein eine Geschichte der Begebenheiten seines Lebens entdecken; man trifft in demselben nichts von jenem übertriebenen Lobe an, das man zuweilen geflissentlich an unglückliche Prinzen verschwendet, um sich wirklicher Hilfleistungen dadurch überheben zu können; aber auch

nichts

*) Er starb zu Rom den 1ten Jäner 1766.

nichts von jener beleidigenden Bitterkeit, mit welcher man ihre geringsten Fehler an das Licht zieht, um die Welt zu bereden, als hätten sie ihr Unglück verdient, und um sie jenes religiösen Mitleidens zu berauben, welches edeldenkende Menschen gerne den leidenden Grofsen schenken.

„Ich bin mehrmahlen ziemlich unbefangen mit dem Könige von England umgegangen, und ich glaube Ihnen die gute Meinung, welche ich von ihm habe, sagen zu müssen. Er scheint mir vernünftig, sanft, und sich immer gleich zu seyn; alle Wahrheiten, die man ihm sagt, leuchten ihm ein: er verräth viel Geschmack für die Tugend und für die Religionsgrundsätze, nach welcher er sein Betragen einrichten will, er ist Herr über sich, und handelt ruhig wie ein Mann, der ohne Launen, ohne Phantasie, ohne veränderliche Stimmung, ohne herrschende Einbildungskraft in allem die Vernunft um Rath fraget, und ihr gehorchet. Er ist leutselig aus Pflicht, und hat für Jedermann gebührende Achtung; man merkt nicht, dafs er träge ist, um sich beherrschen zu lassen, oder aus ungeduldiger Besorgnifs, in Verlegenheit zu gerathen, gerne allein und für sich ist. Erscheint er öffentlich, so ist er weder zerstreut, noch in sich selbst verschlossen; was er thut, thut er ganz; er ist voller Würde ohne Uebermuth, und weifs sich in seinem Reden und Benehmen nach Rang und Verdienst genau zu richten; er besitzt die sanfte und bescheide-

dene Munterkeit eines gesetzten Mannes. In ein Spiel läfst er sich, wie mich dünkt, nur mit Vernunft ein, um sich eine nöthige Erhohlung zu verschaffen, oder um den Leuten, die um ihn herum sind, ein Vergnügen zu machen: er scheint sich Menschen hinzugeben, ohne sich defswegen Jemanden blindlings anzuvertrauen. Uebrigens läfst er bey dieser Gefälligkeit weder Schwäche noch Unbedachtsamkeit blicken, man findet ihn vielmehr fest entschlossen, bestimmt; bey kühnen Unternehmungen, an deren Erfolg ihm viel gelegen ist, weifs er leicht sich zu entschliefsen. Bey einem noch sehr schwankenden Gerüchte von einem vorgefallenen Treffen sah ich ihn nach einem eben gehabten Fieberanfalle, der ihn sehr abgemattet hatte, von Cambrai abreisen, um zur Armee sich zu begeben. Niemand von denen, die um ihn herum waren, hätte es gewagt, ihm Aufschub seiner Abreise, und Abwartung bestimmterer Nachrichten vorzuschlagen. Hätte er nur ein wenig Unschlüssigkeit blicken lassen, so würde jedermann in ihn gedrungen haben, er solle wenigstens noch einen Tag warten, und so würde ihm die Gelegenheit zu einer Schlacht aus den Händen gegangen seyn, in der er so grofsen Muth geäufsert hat, dafs sich der laute Ruhm davon bis nach England verbreitete. Kurz, der König von England schickt sich in alle Menschen, und ist Jedermann gefällig; er hat eine ganz praktische Vernunft und Tugend; seine Festigkeit, sein Gleich-

muth, die Gewalt, die er über sich selbst hat, sein schonendes Benehmen gegen Andere, sein mit Sanftmuth und Gefälligkeit gemilderter Ernst, seine Munterkeit, ohne defswegen in zu niedrige Scherze zu verfallen, nehmen alles zu seiner Gunst ein."

§. 23. *Achtung Fenelons gegen alle Fremde.*

Man wird sich über die Theilnahme und das Wohlgefallen, welches F. Fremden aus allen Ländern und Ständen, die sein Ruhm nach Cambrai zog, für seine Person einflöfste, um so weniger wundern, wenn man die Maximen und die Behandlungsart, welche er sich selbst gegen sie vorgeschrieben hatte, genau kennen wird. Ohne Zweifel hatte er schon von Natur jene glückliche Anlage des Characters, vermöge welcher er alle Fremde auf eine so gute Art zu empfangen wufste, dafs er ihnen das Herz und Vertrauen bald abgewann; von ihr hatte er jene äufsere Reize und Annehmlichkeiten, die beym ersten Anblicke einen so günstigen Eindruck machen; jene Einfachheit in Sitten und Sprache, die bey der ersten Unterredung allen Zwang und Zurückhaltung verscheuchet; jenes gefällige und anspruchslose Wesen, wodurch sogar diejenigen, welche seine Ueberlegenheit tief fühlten, bis zu ihm hinaufgehoben wurden; ohne Zweifel fügte seine Herzensgüte zu allem diesen jenen unwiderstehlichen Zauber, dessen Niemand sich erwehren konnte, und zu welchem er den geheimen Schlüssel, oder das glück-

li-

liche Privilegium in seiner Gewalt hatte. Allein diese glänzenden und natürlichen Eigenschaften wurden auch von Grundsätzen unterstützt, nach welchen er sein Betragen unabänderlich einrichtete. F. liebte leidenschaftlich sein Vaterland, aber er konnte es nicht leiden, dafs man es mit Herabsetzung der Verdienste fremder Nationen erhob: *ich liebe, sagte er, meine Familie mehr als mich selbst; ich liebe mein Vaterland mehr als meine Familie, doch noch weit mehr als mein Vaterland liebe ich das menschliche Geschlecht.* Nie liefs er es einen Fremden fühlen, wenn es ihm an jener Bildung, an jenem feinen Schliffe, an jenem guten Geschmacke, und an jener Höflichkeit fehlte, wodurch sich ehemahls in Frankreich Personen aus den höhern Classen so sehr auszeichneten, dafs die Fremden defswegen zu uns kamen, um uns hierin als Muster zu studieren, und nachzuahmen. Er sagte hierüber: „*Die Höflichkeit ist allen Nationen eigen; die Manieren, sie zu äussern, sind zwar verschieden, aber diese sind ihrer Natur nach an und für sich gleichgiltig.* Stets lenkte er bey Fremden das Gespräch auf die Sitten, Gesetze, Staatsverfassung, und grofse Männer *ihres* Vaterlandes: durch diesen unschuldigen Kunstgriff schien er ihnen das Verdienst zuzugestehen, als lehrten sie ihn etwas neues, was er aber eben so gut, ja oft noch weit besser wufste, als sie.

Daraus kann man sich erklären, warum F. im Auslande nichts als Freunde und Bewunderer, aber

nur in seinem Vaterlande Neider und Feinde hatte. Die Quietistischen Streitigkeiten hatten ihm schon mächtige und sehr angesehene Nebenbuhler zugezogen; die Jansenistischen erregten ihm leidenschaftliche und unversöhnliche Feinde.

Ende des vierten Buches.

Fünf-

Fünftes Buch.

§. 1. *Die Jansenistische Parthey.*

Bey der Abfassung der Geschichte Fenelons haben wir die Verbindlichkeit übernommen, auch von seinen Meinungen und Schriften über eine theologische Controverse zu sprechen, welche damahls alle Köpfe in Bewegung setzte. Wenn gleich der wegwerfende Blick, mit welchem der philosophische Dünkel seit 40 Jahren auf alle Religionsstudien herabsieht, dazu beygetragen hat, dafs die hitzigen Dispüte über die jansenistischen Händel verschwunden sind, so wird man doch auch zugeben müssen, dafs diese Kälte nicht alle jene Vortheile nach sich zog, zu welcher die Schriftsteller, welche so verächtlich von dogmatischen Controversen reden, Hoffnung machten. Liest man *sie*, so sollte man glauben, dafs, wenn man den Menschen einen Gegenstand zu dergleichen Streitigkeiten genommen

hat,

hat, alle Leidenschaften des Herzens ihren Character ändern, und sich durch eine glückliche Uebereinstimmung zu einer und der nämlichen Denkart über die Begründung der öffentlichen Ordnung und Ruhe in der Gesellschaft vereinigen würden: allein alle diese glänzenden Hoffnungen blieben unerfüllt, und derjenige, der von Anbeginne der Zeiten *die Welt unaufhörlichen Zänkereyen Preis gegeben hat*, (Ekklesiastes Cap. III. 11.) kannte die natürliche Unruhe der Menschen am besten.

Indessen hat diese Stille oder Gleichgiltigkeit, welche über diese, Staat und Kirche so lange Zeit beunruhigende, Streitigkeiten eingetreten ist, die glückliche Folge für uns, dafs wir sie frey erzählen können, ohne uns dem Verdachte eines zu grofsen Grades von Eifer oder Bitterkeit auszusetzen: auch ist es für uns ein tröstlicher Gedanke, dafs die Meinungen, welche damahls mit den Kirchencensuren belegt wurden, beynahe keine Anhänger mehr haben, und wir also des traurigen Besorgnisses überhoben sind, zu lebhafte Empfindlichkeit zu erregen, oder die tiefe Wunde manches beleidigten Herzens neuerdings aufzuritzen; doch werden wir stets unserem genommenen Entschlusse treu bleiben, nie eine Thatsache anzuführen, wenn wir nicht im Stande wären, dafür solche Zeugnisse anzuführen, für welche selbst diejenigen, deren Meinungen bestritten werden, die gröfste Achtung haben.

Eine

Eine kurze Erzählung alles desjenigen, was in Hinsicht der Jansenistischen Streitigkeiten seit ihrem Anfange bis zu dem von Clemens IX. gestifteten Frieden vorgefallen ist, wird man in den Beylagen zu diesem Werke finden. *) Während der 34 Jahre, welche nach diesem Frieden verflofsen, schienen die innern Streitigkeiten der französischen Kirche beygelegt zu seyn. Allein nach dieser langen Zwischenzeit brachen sie wieder mit gröfserer Heftigkeit aus, und nun glaubte F. aus Pflichtgefühl seine Stimme zum Unterrichte seiner Gemeinde und zur Auferbauung der Kirche erheben zu müssen, und verfafste defswegen einen grofsen Theil derjenigen Werke, mit denen er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte.

Wenn während jener 34 Jahre sich die Gemüther und die Köpfe auch nicht gänzlich einander genähert hatten, so hatten sie wenigstens aufgehört, sich öffentlich zu bekämpfen, sie hatten sich sogar über einen für das Wohl der Kirche und die Ruhe des Staats gleichwichtigen Punct vereiniget. Es kamen damahls mehrere vortreffliche Werke heraus, welche die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche zum Zwecke hatten; man konnte auch natürlicher Weise erwarten, dafs die Anhänger des Jansenius, zufrieden mit der Ruhe, wel-

*) Ich liefs auch diese nicht dringend nothwendige, und aus deutschen Kirchengeschichten leicht zu ersetzende Beylage weg. A. d. Ueb.

welche man sie genieſsen lieſs, nicht ferner daran denken würden, Dispüten zu erneuern, welche kein Interesse mehr hatten, und keinen andern Erfolg versprachen, als den unglücklichen Geist der Zwietracht zu nähren. Sie hatten ihre geschicktesten Vertheidiger verlohren: Arnauld war todt, die groſsen Schriftsteller, durch welche Portroyal so berühmt geworden war, lebten nicht mehr, und die Einigkeit mit Ludwig XIV. und dem h. Stuhle war bis zur Vollkommenheit hergestellt.

Freylich blieben zu Rom während jener 34 Jahre die geheimen Kunstgriffe und Wendungen nicht unbekannt, durch welche man die Gutmüthigkeit Clemens IX. zu beschleichen gesucht hatte. Man hielt sich aber weiſslich an die *authentischen Actenstücke*, welche die 4 Bischöfe ausgestellt hatten, um die Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung zu beurkunden, und die Verfasser der *geheimen Actenstücke*, welche mit ihrem öffentlichen Benehmen im Widerspruche stunden, überlieſs man dem Urtheile Gottes, und dem Zeugnisse ihres eignen Gewissens. Die Regierung richtete sich nach dem Beyspiele des h. Stuhles, und begnügte sich, die 4 Bischöfe*) im Zaume zu halten, wenn sie den durch ihr Schreiben an den Papst eingegangenen Verbindlichkeiten durch Berufung auf ihre geheimen Protokolle auszuweichen sich erkühnten. So muſste der Bischof von Angers (Heinrich Arnauld) eine Verordnung zurück-

*) Die von Aleth, von Pamiers, von Beauvail und von Angers.

rücknehmen, die er nach den in seinem geheimen Protokolle geäusserten Grundsätzen öffentlich zu erlassen gewagt hatte.

Uebrigens waren auch diese vier Bischöfe schon in einem sehr hohen Alter: ihre Tugenden schienen es zu fodern, dafs man sie friedlich in's Grab steigen liefs, und von den ihnen zu gebenden Nachfolgern war man schon versichert, dafs sie nach und nach, ohne Aufsehen oder unruhige Auftritte zu veranlassen, der Verbreitung ihrer Meinungen wehren würden.

Die Sache wegen des Regals,*) welche damahls so viel Aufsehen machte, und die ganze Aufmerksamkeit der Regierung sowohl als des römischen Hofes auf sich zog, trug auch zur Vergessenheit der Jansenistischen Streitigkeiten bey: denn, was sehr seltsam ist, gerade diese Bischöfe, die sich dem Ausspruche des h. Stuhles gegen die Lehre des Jansenius so sehr entgegensetzten, riefen das päpstliche Ansehen auf die dringendste Weise zu Hilfe, um die Verordnungen ihrer Metropoliten zu entkräften, und sich in der Regaliensache gegen die An-

*) La régale ist das Recht, vermöge dessen die Könige von Frankreich, während der Erledigung eines Bisthums, die geringern geistlichen Stellen in demselben besetzten, und die Einkünfte desselben durch ihren eigenen Beamten verwalten liefsen. Für erledigt aber wurde ein jedes Bisthum so lange gehalten, bis der Besitzer dem Könige den Eid der Treue geleistet hatte. A. d. Ueb.

Ansprüche der königlichen Gewalt zu vertheidigen. Auf den Regalienstreit folgten die quietistischen Händel, und beschäftigten mehrere Jahre hintereinander die Höfe zu Versailles und zu Rom, die französische Kirche, und die öffentliche Aufmerksamkeit. Diese glückliche Ruhe hatte man auch zum Theile der Geschicklichkeit des Hrn Harlai, Erzbischofes zu Paris, und der Mäfsigung des P. la Chaise, Beichtvaters Ludwigs XIV. zu verdanken. Wahrscheinlicher Weise würden also die Jansenisten ruhig und in Vergessenheit geblieben seyn, wenn sie nicht zuerst wieder auf eine auffallende Weise die eckelhaften Streitigkeiten erneuert hätten, deren das Publicum müde war, und welche ihre Gegner so gerne in der Stille hätten erlöschen gesehen.

Was indessen diese Bemerkung betrifft, so soll sie der Leser nicht blos für unsere persönliche Meinung ansehen, sondern wir führen, treu unserem Versprechen, nichts ohne unverdächtige Zeugnisse zu behaupten, hierüber folgende Stelle aus den Werken des Kanzlers von Aguesseau an.

„Franz von Harlai, Erzbischof zu Paris, ein Prälat von einer hohen und friedlichen Denkart, welcher durch seine Talente der Kirche eben so viele Ehre zu machen, als sie durch Klugheit zu regieren im Stande war, benahm sich mit einer so ausgezeichneten Geschicklichkeit, dafs es ihm fast immer gelang, einerseits die Lebhaftigkeit derjenigen, welche man *Jansenisten* hiefs, in Schranken

zu

zu halten, andererseits den Streichen der *Jesuiten*, wenigstens zum grofsen Theile, auszuweichen. Er hatte grofsen Theil an der Herstellung des Kirchenfriedens; er wufste, wie viel Mühe und Anstrengung derselbe gekostet hatte, und da die Unterscheidung *zwischen der Thatsache und dem Rechte* die Grundlage desselben ausmachte, so sah er wohl ein, dafs dieser Grund nicht könne erschüttert werden, ohne dafs das ganze Gebäude den Einsturz drohe. Die königlichen Beichtväter, damahls sehr vernünftig denkend, entfernten sich nicht von diesen friedlichen Absichten, und der P. la Chaise, der am längsten an der Regierung blieb, war ein guter Hofmann, der sich und andern gerne ein ruhiges Leben gönnte, der zur Freundschaft gestimmt, dankbar, und sogar wohlthätig war, so oft es ihm nur die Vorurtheile seines Ordens erlaubten. Der Lärmen, welchen im J. 1676 eine Verordnung des Bischofes von Angers, (Heinrich Arnauld) und der sie verdammende Beschlufs des Staatsrathes veranlasset hatten, war unbedeutend und von kurzer Dauer. Der Erzbischof von Paris erstickte, so vieles in seinen Kräften stand, gleich im Anfange allen Saamen der Zwietracht: denn er war gleich allen zur Regierung geschickten Männern überzeugt, dafs eine Streitsache nicht leichter beyzulegen ist, als in ihrem Entstehen, und dafs es ohne Vergleich leichter ist, einem Uebel vorzukommen, als ihm abzuhelfen. Die Jesuiten liefsen ihn immer machen, was er wollte,

und

und diefs um so mehr, weil er sie stets mit vieler Geschicklichkeit in sein Vertrauen zu ziehen wufste, und nur in Einstimmung mit ihnen zu handeln schien: er ward nicht einmahl von den vernünftigen Jansenisten gehasset; er wufste die Stöfse, die man ihnen beybringen wollte, mit vieler Gewandtheit abzulenken; seine liebenswürdigen und verbindlichen Manieren waren eine Art von Zauber, durch den er die Wuth der feindlichen Partheyen entweder ganz dämpfte, oder doch hemmte. Indem er auf solche Weise für seinen Ruhm und für seine persönliche Ruhe sorgte, arbeitete er auch zum Besten der Religion, die immer bey Dispüten leidet, und nur durch die Liebe wahrhaft gedeihet. Hier zeigte sich also der Werth eines zur Regierung geschickten Kopfes in einem glänzendem Lichte. Unter der Leitung eines Erzbischofes, der mehr darauf dachte, gute Rathschläge zu ertheilen, als durch die Heiligkeit seines Wandels zu erbauen, sah man die Kirche in Ruhe: hingegen war sie steten Unruhen unterworfen, als ein Prälat an ihrer Spitze stand, der sich blos durch die Unschuld und Reinigkeit seiner Sitten hohe Achtung erwarb."

„Unter seinem Nachfolger im Erzbisthume, dem Hrn von Noailles, flofsen die ersteren Jahre ziemlich ruhig dahin. Dieser Prälat hatte Anfangs den weisen Plan angenommen, die strengste Neutralität zwischen den beyden Partheyen zu beobachten, zur Rechten und zur Linken auf alles zu stürzen, was

die

die Wahrheit verletzen, oder den Frieden stören könnte, und sich durch vollkommen gleiche Gerechtigkeit von beyden Partheyen Achtung oder doch Furcht zu verschaffen.“

Die Jansenisten bekamen zuerst mit ihm zu thun, *weil sie unbescheiden genug waren, ihr zwar gezwungenes, aber ihnen doch sehr heilsames Stillschweigen zu brechen*, und weil sie voller Ungeduld sich vor der Zeit eine Freyheit wieder verschaffen wollten, die für sie nur das Vorspiel einer härteren Sclaverey seyn mufste. Ihr P. Gerberon *) hatte den Einfall, *eine Auslegung des katholischen Glaubens* drucken zu lassen, in welcher er, wie man behauptet, alle in den fünf berüchtigten Sätzen verdammte Irrlehren erneuert. Bey dem ersten Gerüchte von dieser Schrift brachen die Dispüten wieder aus; beyde Partheyen kamen in Bewegung, und der Erzbischof, der sein neues Ansehen mufste eintreten lassen, um die wieder auflebende Zwietracht zu ersticken, wollte dieses durch seine Verordnung vom J. 1696 bewirken; sie befriedigte aber keine Parthey, und das Lob oder der Tadel über sie war auf beyden Seiten gleichgetheilet.“

Ein neuer Zufall hatte diese Disputirhitze, welche 34 Jahre lang so glücklich erkaltet war, mehr an-

*) Hier irrt sich der Kanzler von Aguesseau: die Auslegung des Glaubens ist das Werk des Martin von Barcos, eines Neffen des Abbé von Saint-Cyran.

angefachet. Unter dem Titel eines *kirchlichen Problems* erschien im J. 1699 eine Art von Pasquill, in welchem man Ludwig Anton von Noailles, Bischof von Chalons (1695) dem Erzbischofe von Paris (im J. 1696) Ludwig Anton von Noailles entgegensetzte. Mit der Miene von Bescheidenheit, durch welche aber Bösartigkeit schimmerte, warf der Verfasser die Frage auf, wem man denn glauben sollte, demjenigen, der die *moralischen Bemerkungen* des P. Quesnel gebilliget habe, oder dem strengen Beurtheiler *der Auslegung des Glaubens*?

Anfangs hatte man die Jesuiten im Verdacht; der Cardinal von Noailles schien davon überzeugt zu seyn, und gerieth deſswegen in den lebhaftesten Unwillen. Aber, nach der Aussage des Kanzlers von Aguesseau, kam der wahre Verfasser einige Jahre nachher an den Tag: Dom Thierry von Viaixnes, Benedictiner-Ordens, und einer der überspanntesten Jansenisten, der auf Befehl des Königes in die Bastille gesperrt wurde, gestand in der Folge, daſs *er* der *Verfasser* des *kirchlichen Problems* sey.

Da der Cardinal von Noailles indessen gegen die Jesuiten so leicht Verdacht geschöpft hatte, und es ihm äuſserst schwer fiel, denselben sein Bedauernifs darüber zu gestehen, daſs er sich getäuscht habe, so konnten diese leicht den Schluſs machen, daſs dieser Prälat sehr übel gegen sie gesinnet sey. Zwar befriedigte er die Jansenisten nicht, lieſs sie aber doch seine tiefe Abneigung gegen die Jesuiten so

deut-

deutlich gewahr werden, dafs sie sich stark genug fühlten, ihm zu ihrem Vortheile auf eine auffallende Weise eine Erklärung abzulocken, die dahin abzweckte, die ganze Controverse über das Buch des Jansenius zu erneuern, und das neuerdings streitig zu machen, was doch schon entschieden war.

Im J. 1702 erschien der berüchtigte *Gewissensfall.* *) „Man setzte den Fall, ein Beichtvater, dem ein Geistlicher auf dem Lande Fragen zur Beantwortung vorgelegt hätte, habe sich voller Verlegenheit darüber, an Doctoren der Sorbonne gewendet, um sich aus seinen wahren oder eingebildeten Scrupeln herausfinden zu können. Eine dieser Fragen betraf die Natur der Unterwerfung, welche man den Constitutionen des Papstes gegen den Jansenismus schuldig sey; und das Gutachten der Doctoren fiel dahin aus, dafs bey Fragen über die *Thatsache* ein *respectvolles Stillschweigen* hinreichend sey, um die ganze Pflicht des diesen Constitutionen gebührenden Gehorsams zu erfüllen. Eine grofse Anzahl von Doctoren, denen dieser Berathschlagungsfall vorgelegt wurde, sah weder die Falle, die man ihnen legte, noch die Folgen ihrer Entscheidung ein: ungefähr 40 unterzeichneten ohne vieles Nachdenken die ihnen dargereichte Entscheidung, welche bald öffentlich bekannt ward.„

„Feinde vom Cardinale von Noailles *) haben da-

*) Memoires du Chancelier d'Aguesseau. Tom. 13. p. 200.

**) Darf man einem Manuscripte, das wir in Händen haben,

damahls ausgestreuet, und man hat es auch hernach oft wiederhohlet, dafs er weder den Berathschlagungsfall, noch die Antwort der Doctoren verstanden, und dafs er ihr Gutachten bestätiget, oder wenigstens geduldet habe; aber, sagt der Kanzler von Aguesseau, es fiel mir immer sehr hart, zu glauben, dafs diese Sache wirklich wahr seyn könne: denn so grofs auch die Gutmüthigkeit dieses Prälaten gewesen seyn mag, in dessen friedlichen Cha-

trauen, so war dieser Verdacht nicht ganz grundlos. Man liest da: „Der Cardinal von Bouillon habe dem Hrn Chalmette zu Rom erzählet, dafs, als er bey seiner Reise nach Rom im Jahre 1711 den Weg über die Schweiz genommen hatte, er da den Doctor Petit-pied angetroffen habe, der ihm gesagt hätte: *der Cardinal von Noailles habe ihn exiliren lassen, und doch habe er auf sein Gutheissen das gethan, wefswegen er nun im Exile sey.* Der Doctor Bourlet, der gleichfalls dafür verbannet wurde, weil er den *Gewissensfall* den 40 Doctoren zur Unterschrift herumgetragen hatte, sagte in Rochelle dem Hrn von Hillerie, der damahls Obereinnehmer in dieser Stadt war, diesen Schritt habe er auf Befehl des Cardinals von Noailles selbst gethan. Sogar die Geschichtschreiber der Jansenistischen Parthey schrieben es, und liefsen es noch zu Lebszeiten des Cardinals drucken, man wisse es sehr gewifs, dafs der *Gewissensfall* dem Cardinal von Noailles sey gezeigt worden, und dafs einige Doctoren, ehe sie unterzeichneten, Seine Eminenz um Rathe gefragt hatten, welche es für gut befunden hätten, dafs sie unterzeichnen sollten; nur *sollte man Ihren Namen dabey aus dem Spiele lassen.* — Histoire du Cas de conscience, Avertissement, pag. VIII.

Character es nicht lag, sich durch Blicke in die Zukunft viel bange werden zu lassen, so scheint doch seine Sorglosigkeit nicht so weit gegangen zu seyn, dafs er nicht gleich bey dem ersten Blicke den Sturm sollte eingesehen haben, den dieser *Gewissensfall* erregen würde. Da man ihn indessen sich gar keine Mühe geben sah, um den Verkauf dieser Schrift in seinem Sprengel zu verhindern, oder sie mit einer Censur zu belegen, so ermangelte man nicht, ihm seine Langsamkeit zum Verbrechen zu machen, die man Anfangs allgemein für einen Beweis seiner Nachsicht ausgab.„

Aus dieser Erzählung des Kanzlers von Aguesseau, dem man sicher zu viele Vorliebe für die Jesuiten nicht vorwerfen kann, sieht man, dafs der römische Hof, Ludwig XIV. und seine Minister, der Erzbischof von Paris (Hr. v. Harlai) und der P. de la Chaise, Beichtvater des Königs, 34 Jahre lang die Jansenisten der gröfsten Ruhe genieſsen liefsen; dafs es nur auf sie ankam, die Fortdauer dieser ruhigen Lage sich zu sichern; dafs man es sogar vermied, sie zu beunruhigen, so lange sie nicht durch öffentliche Actenstücke die feyerlichen Entscheidungen der Kirche angriffen, welche von allen Bischöfen angenommen, und durch die Gesetze des Staates bestätigt waren. Es folgt auch noch daraus, dafs es die Jansenisten selbst waren, welche so zu sagen, der Verfolgung entgegen gingen, weil sie in drey merkwürdigen Umständen durch so auf-

fallende ärgerliche Schritte der höchsten Kirchen- und Staatsgewalt getrotzet hatten.

Diese Bemerkung entging damahls den in öffentlichen Aemtern stehenden obrigkeitlichen Männern keinesweges. Hr. Joly von Fleury, Generaladvocat an dem Parlemente zu Paris, sagte in seiner Vorstellungsschrift vom 9ten May 1703 auf Veranlassung des *Gewissensfalles:* „Die Bischöfe können nicht aufmerksam, nicht wachsam genug seyn, *um dem Streben jener unruhigen Köpfe Einhalt zu thun, welche über ein rechtmäfsig ausgesprochenes Verdammungsurtheil unaufhörlich gefährliche Fragen aufwerfen, so das Stillschweigen zur nämlichen Zeit, wo sie es zu beobachten betheuern, brechen, und den Frieden der Kirche stören, unter dem Vorwande, ihn zu befestigen.*“

Hr. Dudon führte die nämliche Sprache bey dem Parlemente zu Bordeaux den 27. Junius 1703: „Man darf sich nicht darüber verwundern, wenn ein wachsamer Oberhirt (der Bischof von Sarlat) gegen diejenigen sich erhebt, welche stets den Kirchenfrieden stören möchten, und glauben, dafs sie in namenlosen Schriften ungestraft von allem dem reden könnten, worüber sie doch selbst sagen, dafs man stille seyn müsse.“

Kaum war der *Gewissensfall* in Rom bekannt geworden, so verdammte ihn der Papst Clemens XI. mit den strengsten Qualificationen durch ein Breve vom 12. Februar 1703, und beklagte sich zu gleicher Zeit in einem Schreiben an den König über

die

die Vermessenheit der Doctoren zu Paris, weil ihre Entscheidung gerade dahin abzweckte, alle alte Streitigkeiten neuerdings aufzuregen.

„Damahls befand sich der Cardinal von Noailles in der äussersten Verlegenheit. *) Da er wohl sah, dafs er es nicht würde vermeiden können, dem Beyspiele des Papstes zu folgen, so glaubte er wahrscheinlich, es würde ihm mehr Ehre machen, wenn er demselben zuvor käme. Aber er kam nur dem Anlangen des Breve in Frankreich, nicht aber dem Breve selbst zuvor, indem dieses den 12ten Februar, die Verordnung jenes Prälaten aber erst den 22ten ausgefertigt war: es gab sogar, wie der Kanzler von Aguesseau scherzweise hinzusetzt, einige gar zu genaue Chronologisten, welche behaupteten, es finde sich in dem Datum dieser Verordnung ein Irrthum, und welche auf die Nachricht, dafs das Breve stündlich eintreffen dürfte, dieselbe um einige Tage zurück datirten, damit diese Censur als das Werk eines freyen und unabhängigen Eifers erscheinen, nicht aber das Ansehen einer abgenöthigten Gefälligkeit und einer Art von Sclaverey haben möchte. Dem sey, wie ihm wolle, man sah fast zu gleicher Zeit das Breve des Papstes und die Verordnung des Cardinals von Noailles öffentlich erscheinen; diese hatte aber, ohne dafs ich erst nöthig habe, sie weitläufig auseinander zu setzen, mit einem

*) Oeuvres de Chanc. d'Aguesseau T. 13. p. 200.

nem Erfolge, wie ihn beynahe alle seine übrigen Schriften hatten, das ist, sie brachte die Jansenisten gegen ihn auf, ohne ihm ihre Gegner zu gewinnen."

„Zu gleicher Zeit hielt er für gut, dem Papste einen weitläuftigen Brief zu schreiben, in welchem er, um sich gegen den Vorwurf, den Seine Heiligkeit ihm wegen seiner zu grofsen Nachsicht zu machen schien, zu rechtfertigen, den ganzen Hergang dieser Sache auseinander setzte: dafs er nämlich eine Censur erlassen habe; dafs fast alle Doctoren, welche unkluger Weise den *Gewissensfall* unterzeichnet hatten, ihre Unterschrift zurück genommen hätten, und sich unterwerfen; dafs der König durch einen Beschluſs vom 5ten März diesen Aufsatz verdammet, und dafs er endlich selbst sein Urtheil durch das vom Papste erlassene mit gröfstem Vergnügen bestätiget gesehen habe, indem er das Breve an dem nämlichen Tage erhalten habe, an welchem er seine Censur bekannt gemacht habe. Viele glaubten aber nach dem Kanzler von Aguesseau, er hätte den letzteren Satz umkehren und sagen sollen: *er habe seine Censur an dem nämlichen Tage bekannt gemacht, an welchem er das Breve erhalten habe.*"

Wahr ist es indessen, der Cardinal hat sich viele Mühe gegeben, um von den Doctoren, welche den *Gewissensfall* unterzeichnet hatten, einen Wiederruf zu erhalten, und es hat ihm dieses auch gelungen. Alle, nur einen einzigen ausgenommen, nahmen ihre Unterschrift zurück; er wurde dabey

mäch-

mächtig von Bossuet unterstützet, der noch am Leben war. Die Erklärung *) dieses grofsen Mannes über das Unzureichende des *respectvollen Stillschweigens* war weder ein Geheimnifs; noch zweydeutig; auch wünschte er aufrichtig, den Cardinal von Noailles aus der schlimmen Lage zu retten, in welche er unvorsichtiger Weise sich hatte reissen lassen. Aber mit Schmerzen sah er, dafs einige unruhige Köpfe, die um diesen Prälaten herum waren, seine Schwäche dazu mifsbrauchten, um die seit so langer Zeit schlummernden Streitigkeiten neuerdings zum Ausbruche zu befördern. Bossuet starb im Anfange des folgenden Jahres 1704 den 12ten April, und diefs war der unglücklichste Schlag für die französische Kirche: höchstwahrscheinlich würde er durch das Gewicht seines Namens und Ansehens alle die betrübten Auftritte, die nach seinem Tode sich ergaben, beseitiget haben.

Ludwig XIV. liefs das Breve vom 15ten Februar 1703, welches den *Gewissensfall* verdammte, an alle Bischöfe seines Reichs vertheilen. Das Schreiben der Staatssecretäre sagte: „Dem Könige liege nichts mehr am Herzen, als sich nachdrücklich dem

Wie-

*) Man sehe sein Schreiben an die Nonnen von Portroyal.

**) Aus einem eigenhändigen Aufsatze des Bischofes von la Rochelle, Hr. v. Champflour sieht man, dafs sich Bossuet gegen den Gewissensfall auf die stärkste Weise in mehreren Briefen geäussert hat, welche er über diese Sache geschrieben hat.

Wiederausbruche der Unruhen entgegen zu setzen, welche die verdammten Lehrsätze des Jansenius erregt, seine Majestät aber so glücklich beygelegt hatten."

Einige Bischöfe, als sie das Breve des Papstes, so zu sagen, aus der Hand des Königes erhielten, glaubten, oder schienen zu glauben, die Absicht seiner Majestät sey, dafs sie demselben die gröfste Publicität verschaffen sollten, und sie beriefen sich daher in dem Ausschreiben, welches sie gegen den Gewissensfall ergehen liefsen, auf das Ansehen dieses Breve.

Allein der Kanzler Hr. von Pont-Chartrain, der Oberpräsident von Harlai, Hr. von Aguesseau, und die vornehmsten Magistratspersonen an dem Parlemente zu Paris stellten dem Könige vor, wie sehr es den in Frankreich eingeführten Maximen entgegen sey, irgend einem Rescripte oder einer Bulle einen Character von Ansehen zu ertheilen, ehe dieselben mit der Sanction des königlichen Ansehens bekleidet, und nach den von den Gesetzen und Gewohnheiten des Königreiches vorgeschriebenen Formen eingerichtet wären.

Ludwig XIV. gab diesen Vorstellungen Gehör, und liefs dem Parlemente seine Amtsgewalt frey ausüben. Aber der Kanzler von Aguesseau erzählt uns bey dieser Gelegenheit eine Anecdote, aus welcher man sehen kann, mit welcher Wachsamkeit und Aufmerksamkeit dieser König jeden einzelnen Schritt

der

der Staatsverwaltung verfolgte. Dieser Prinz schien zu besorgen, seine Magistratspersonen möchten entweder vermöge der diesem Stande eignen Denkart oder aus Eifersucht auf ihre Gewalt in ihrem Eifer zu weit gehen, und in ihren Ausdrücken nicht jenen Grad von Würde, Anstand und Achtung beybehalten, den sich doch die ersten Classen eines Staats gegenseitig schuldig sind: er foderte daher ausdrücklich von dem Oberpräsidenten, von dem Generalprocurator und dem Generaladvocaten, dafs sie den Entwurf ihres genommenen Beschlusses und des Vorstellungsschreibens, ehe sie diese dem Parlemente überreichten, ihm erst vor Augen legen sollten, indem er sich vorbehalte, alles das wegzustreichen, was ihn gegen den dem bischöflichen Character gebührenden Respect anzustofsen dünken würde. Gleiche Befehle erhielten auch die Generalprocuratoren der Parlamente zu Aix und zu Bordeaux.

An dergleichen beynahe unbedeutenden Zügen, auf welche die Geschichte gar keine Rücksicht macht, kann man erkennen, mit welcher Kunst und Weifsheit Ludwig XIV. bis zu seinem letzten Augenblicke die Zügel der Regierung und alle Fäden der Staatsverwaltung zu handhaben wufste: und doch wollten ihn einige Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts als einen Monarchen schildern, der sich immer habe beherrschen lassen, ja der Regierung ganz unfähig gewesen sey.

§. 2.

§. 2. *Fenelons Pastoralunterricht über den Jansenismus.*

Fenelon kannte die Gesetze und Maximen des Königreiches, und wufste sie zu respectiren, ob er gleich seine Meinung über den Mifsbrauch derselben nicht verhehlte, den die obrigkeitlichen Personen aus einer gewissen Eifersucht, über welche sich ganze Körper der Gesellschaft so schwer zu erheben verstehen, sich nur zu oft zu Schuld kommen lassen. Man konnte ihm den Vorwurf nicht machen, als gehe er in seinem Eifer zu weit, oder als erlaube er sich in den öffentlichen Acten der kirchlichen Gerichtsbarkeit einen auch noch so leichten Verstofs gegen die Formen. Schon hatte der gröfste Theil der französischen Bischöfe den *Gewissensfall* verdammt, als der Erzbischof von Cambrai seine Stimme hören liefs. Erst den 10ten Februar 1794 machte er einen Pastoralunterricht bekannt, in welchem er von dem päpstlichen Breve keine Erwähnung machte; aber dieser Unterricht nöthigte ihn zu einer langen Reihe von dergleichen Schriften, weil er in demselben einige Grundsätze aufstellte, über welche die Meinungen sehr getheilt waren; sonst umfafste er auch in dieser Schrift eine grofse Menge von Gegenständen; sie enthält ein historisches und dogmatisches Gemälde von der jansenistischen Controverse, von ihrem Ursprunge an bis zu der Epoche, wo man nach einer langen Ruhe

neue Stürme mit gröſserer Heftigkeit, als jemahls ausbrechen sah. Der Ruhm ihres Verfassers, das Verdienst des Werkes, die einfache, klare und neue Methode, welche an ihr sichtbar war, die Mäſsigung, welche den herrschenden Character derselben ausmachte, erregten augenblicklich die allgemeine Aufmerksamkeit: die geschicktesten Vertheidiger der Parthey, gegen welche er kämpfte, glaubten daher alle ihre Kräfte gegen einen Gegner vereinigen zu müssen, der in ihren Augen der fürchterlichste war.

Der Hr. von Saint-Simon sagt in seinen Denkschriften, ein Bischof, der einmahl das Unglück hatte, zu irren, und deſswegen verdammt zu werden, hätte am besten gethan, wenn er geschwiegen hätte; wir im Gegentheile halten dafür, daſs F. gerade wegen seiner auferbaulichen Unterwürfigkeit, mehr als jeder andere berechtiget war, das Ansehen der Kirche geltend zu machen. Wenn ihm die Bescheidenheit nicht erlaubte, sich selbst zum Muster darzustellen, so ertheilte doch dieses Stillschweigen selbst über seine musterhafte Gelehrigkeit seinen Unterweisungen gegen den Irrthum eine um so gröſsere Stärke.

F. fängt seinen Pastoralunterricht damit an, daſs er den wahren Gesichtspunct der Frage festsetzet. Doch wir müssen seine eignen Worte anführen, um zu zeigen, wie sehr die einfachsten und hellesten Thatsachen durch Unwissenheit und Unredlichkeit sind entstellet worden.

„Nie hat die Kirche, sagt F., entscheiden wollen,

len, dafs *Jansenius die persönliche Absicht* gehabt habe, jene Ketzereyen zu lehren, wegen welcher sie sein Buch verdammt hat; sie urtheilt nicht über die inneren Gesinnungen der Personen, dieses Geheimnifs des Herzens ist Gott allein vorbehalten: wenn sie von dem Sinne eines Verfassers spricht, so versteht sie darunter keinen anderen, als denjenigen, welchen der Text des Buches natürlicher Weise ausdrückt."

„Die Kirche hat nicht einmahl entschieden, dafs diese Zusammenstellung der Buchstaben, Sylben und Wörter, aus denen die fünf Sätze genau bestehen, in dem Texte des Jansenius sich ausdrücklich vorfinde."

„Alle kirchlichen Actenstücke reden seit fünfzig Jahren nur von einem *Auszuge, von einer kurz gefafsten Darstellung der Meinungen, Dogmen und der Lehre, die in dem Buche enthalten seyen*, niemahls aber davon, als seyen die fünf Sätze *Wort für Wort* in den Text des Jansenius eingefüget; die fünf Sätze sind also nur für einen Auszug des Buches angegeben, und das Buch selbst als ein Werk, in welchem der Sinn der fünf Sätze weitschichtiger auseinander gesetzet sey."

F. zeigt nachher, wie jeder der fünf Sätze, das heifst, jede der Irrlehren, in die Form eines einzigen Satzes zusammengedrängt, in den verschiedenen Theilen des Buches, und im Ganzen des Werks vorkömmt, entwickelt und eingeschärft wird;

er zeigt hernach augenscheinlich, wenn das System der Jansenisten in Hinsicht auf die Unterscheidung *zwischen dem Rechte und der Thatsache* und dem *respectvollen Stillschweigen* einmahl angenommen sey, so würde es keine Ketzerey und keinen Ketzer mehr geben, der nicht berechtiget sey, mit ähnlichen Spitzfindigkeiten jedem Urtheile und Bannfluche der Kirche auszuweichen.

„Ein Urtheil des h. Stuhles, wenn es einstimmig von allen Kirchen angenommen ist, hat das nämliche Ansehen der Kirche für sich, als die Kanonen der Tridentinischen Kirchenversammlung, welche die Texte, in denen die Lehre der Protestanten zusammengedrängt ist, mit dem Bannfluche belegen. Stünde es den Anhängern des Jansenius frey, den von allen Kirchen einstimmig angenommenen Bullen durch die Unterscheidung zwischen der Thatsache und dem Rechte auszuweichen, so könnten die Protestanten sich eines so entscheidenden Beyspieles bedienen, um durch die nämliche Unterscheidung alle Kanonen der Tridentinischen Kirchenversammlung zu umgehen; sie könnten auch sagen, das Concilium habe sich über die wahre Bedeutung des Textes getäuschet; sie würden die Bannflüche auf einen erzwungenen von dem anathematisirten Texte ganz abweichenden Sinn werfen, um die Entscheidung für nichtig und fruchtlos darzustellen; sie würden sagen: in den Kanonen des Conciliums sowohl, als in

den

den päpstlichen Bullen seyen die Texte in einem verkehrten Sinne genommen worden; sie würden sich wegen der Kanonen des Conciliums in Betreffe der *Thatsache* auf ein *ehrfurchtvolles* Stillschweigen einschränken, so wie sich die Vertheidiger des Jansenius hinter den Irrthum in der *Thatsache* verstecken, den sie den Bullen in Bezug auf das Buch jenes Verfassers zur Last legen."

Die Jansenisten gaben vor, zwischen ihrer Sache und jener der Protestanten sey ein grofser Unterschied; diese letzten seyen von einem allgemeinen Concilium, die fünf Sätze aber nur durch die Bullen der Päpste verdammet. F. entkräftet diesen letzten Vorwand durch eine Stelle aus dem h. Augustin, für dessen Anhänger und Vertheidiger sie sich ausgaben: „*Ist denn jedesmahl ein Concilium nothwendig, um eine offenbare Ketzerey zu verdammen? Gleich als wenn nie eine Ketzerey wäre verdammet worden, als durch ein zusammengerufenes Concilium; vielmehr geschah es sehr selten, dafs man solcher Verdammungen wegen eines zusammenzurufen für nöthig fand, es gab weit mehrere Ketzereyen, die an dem Orte, wo sie entstanden, verworfen und verdammt zu werden verdienten, und welche hernach auf der ganzen übrigen Erde als verwerflich anerkannt wurden.* Es mag die Kirche auf einem allgemeinen Concilium, oder sie mag sich mit einer von dem h. Stuhle gemachten Entscheidung vereinigen, immer ist sie die nämliche Kirche, welcher der h. Geist ist verheifsen worden."

Fenelon

F. fügt dieser Stelle aus dem h. Augustin eine Bemerkung bey, welche uns gegen die Anhänger des Jansenius als entscheidend vorgekommen ist. Sie rühmten sich ohne Unterlafs, das System ihres Lehrers stimme ganz mit der Lehre des h. Augustin überein, welche die Kirche in Hinsicht der Materie von der Gnade bey ihren Entscheidungen so oft als ihre Richtschnur angenommen habe: „aber, sagte F., wie kömmt es denn, dafs ihr immer eine so grofse Ehrerbiethigkeit gegen das Ansehen der Kirche habet, wenn es dem h. Augustin beytritt, hingegen es verwerfet, wenn es den Jansenius verdammet? Entweder ertheilt der Beytritt der Kirche der Lehre des h. Augustin ihr vorzügliches Ansehen, oder es wird dadurch seinen Meinungen kein Ansehen beygelegt. Wenn die Kirche seinen Meinungen kein Ansehen gibt, so habet ihr nicht mehr Recht, sich auf seine Meinungen, als auf jene eines jeden anderen Kirchenvaters zu berufen: entlehnt im Gegentheile die Lehre des h. Augustin ihr vornehmstes Ansehen von dem Beyfalle der Kirche, warum soll denn die Kirche, wenn sie den Jansenius verdammet, nicht eben so vieles Ansehen haben, als wenn sie dem h. Augustin beytritt? Die Kirche mufs eben so untrüglich seyn, wenn sie ketzerische Texte verdammet, als wenn sie reinen und orthodoxen ihren Beyfall giebt.“

F. erinnert darauf an alles, was in Hinsicht auf den Frieden Clemens IX. vorgefallen ist: er bemerkt

merkt mit Rechte: „Man müsse Anfangs von allen Briefen der Privatpersonen, von allen Urtheilen der Unterhändler, und von allen Beweggründen wegsehen, welchen man denjenigen, die einigen Theil an dieser Sache genommen hatten, zugeschrieben hätte: man müsse sich einzig und allein an die kirchlichen Actenstücke halten, welche allein die rechtlichen Beweise und die wahren Formen enthielten, durch welche die Kirche ihre Absichten authentisch erkläre. Nun beweisen aber alle diese Actenstücke augenscheinlich, dafs Clemens IX. und seine Nachfolger eine ohne irgend einen *Vorbehalt* oder *Unterscheidung*, eine rein und einfach ausgestellte Unterzeichnung des *Formulares* gefordert haben, und dafs die sich sträubenden Bischöfe in allen ihren öffentlichen Actenstücken sich nach der ihnen wohl bekannten Absicht der Kirche gefüget hätten.

Er zeigt ferner, wie unziemlich, unredlich und folgewidrig *jenes ehrfurchtsvolle Stillschweigen* sey, hinter welches sich die Anhänger des Jansenius versteckt hatten; er beweist aus den Schriften der feurigsten, und bey dieser Parthey in der gröfsten Achtung stehenden Jansenisten, wie sehr dieses *ehrfurchtsvolle Stillschweigen* zum Meineide, zur Heucheley, zum Gedanken-Vorbehalte, und zur eigensinnigen Beharrung auf den abentheuerlichsten Irrthümern alle diejenigen verführen könne, welche Gebrauch davon machen wollten, um mit der Kir-

che und ihren feyerlichsten Entscheidungen ein Gespötte zu treiben.

Wir werden bald auf jenen Theil seines Pastoralunterrichtes kommen, in welchem F. seine Meinung über die Untrüglichkeit der Kirche *in dogmatischen Thatsachen* aufstellt; sie veranlafste eine grofse Menge gelehrter Untersuchungen, von denen wir Meldung thun werden.

Dieser Pastoralunterricht schliefst sich endlich mit jener Sprache voller Liebe, Mäfsigung und Nachsicht, an welcher man immer den Styl und das Herz F. erkennt, selbst wenn er sich an Leute wendet, deren Meinungen er bestreitet.

„Gott bewahre uns, dafs wir uns hier mit einem bitteren Eifer gegen die Vertheidiger des Jansenius erheben sollten; der Himmel weifs es, wie abgeneigt wir jeder vorgefafsten Meinung, jeder Partheylichkeit sind. Die Liebe denkt nichts Böses, und glaubt leicht das Gute: ferne davon, dafs wir gegen irgend eine Privatperson hitzig losbrechen sollten, welche aus redlichem Herzen und mit Gelehrigkeit gegen die Kirche einige Vorliebe für die Lehre des Jansenius hegen würde, werden wir vielmehr nur darauf denken, wie wir ihm sein Herz erleichtern können, und in Geduld warten, bis er nach und nach seines Irrthums los wird. Lieber werden wir unserer selbst vergessen, als je die liebevolle Vorschrift des Apostels aus den Augen verlieren: *Den Schwachen im Glauben nehmet freundlich*

auf,

auf, ohne über seine Meinungen hart zu urtheilen. (Röm. XIV., 1.) Voller Zufriedenheit würden wir sterben, wenn wir des glücklichen Anblicks genieſsen könnten, daſs die Vertheidiger des Jansenius, demüthig und sanftmüthig von Herzen, alle ihre Talente und Anstrengungen zum Besten jenes Ansehens verwendeten, das von ihnen jetzt angefeindet wird. Es ist wahr, sie sind gelehrt: aber sie sind noch nicht vertraut genug mit jener nüchternen und gemäſsigten Weisheit, welche uns der Apostel empfiehlt. Sie müssen es uns zu gut halten, daſs wir ihnen zurufen, was der h. Augustin dem h. Victor sagte: *Mit dem groſsen Genie, welches Ihnen Gott ertheilte, werden Sie, wie es scheint, wahrhaft weise werden, wenn Sie es nur nicht zu seyn glauben.* Wir geben ihnen mit Vergnügen das Lob, welches der h. Augustin seinen Gegnern ertheilte, indem er sie *starke und durchdringende Köpfe nennet,* (fortissima et celerrima ingenia.) Jeder von ihnen unterwirft seinen Geist dem Joche des Glaubens, wenn z. B. er zu glauben aufgefodert wird, daſs der Leib Jesu Christi unter den Gestalten des Brodes in der Eucharistie verborgen sey, aber man gewöhnt sich nicht genug daran, zu glauben, daſs der h. Geist in jener Gesellschaft sündiger und unvollkommener Menschen spricht, die man den Verein der Seelenhirten nennet. Der Anblick schwacher Menschen, durch welche die Entscheidungen der Kirche zu Stande kommen, ist für uns eine feinere Versuchung, und

em-

empört unsere Vernunft weit gewaltsamer, als der Anblick der Brodsgestalt in der Eucharistie. Im allgemeinen wagt man es nicht, zu bezweifeln, dafs die Kirche zu Folge der ihr gemachten Verheissungen stets den Beystand des h. Geistes habe: aber in einzelnen Stücken sieht man sich nach spitzfindigen Unterscheidungen um, um diesem Ansehen zu entweichen, das man gerade und offenbar anzugreifen sich scheuet. Unsere eigene Vernunft ist der Götze unsers Herzens: auf die Freyheit des Denkens ist unser Geist äusserst eifersüchtig; unser Urtheil hängt am innigsten mit unserem Ich zusammen; darum fällt uns nichts so schwer, als wenn wir uns dieses sollen entreissen lassen. Uebrigens vertrauen wir nicht auf unsere eigne Kräfte; glücklich, zu glücklich wären wir, wenn wir den Ueberrest unseres Lebens in Stillschweigen zubringen könnten, aber wir müssen nothwendiger Weise wachsam seyn, und einer grofsen Gemeinde in dem Lande selbst Unterricht geben, wo diese Streitigkeiten am lautesten ausgebrochen sind.“

Indem F. über Fragen, welche damahls die Köpfe theilten, sich so umständlich in seinen Pastoralunterweisungen erklären zu müssen glaubte, so hatte er dabey die reinste und an einem Bischofe so lobenswürdige Absicht, den Verstand zu überzeugen, und das Herz zu gewinnen. Diese Pastoralform schien ihn für den ächten Character seines Amtes weit geeigneter zu seyn, als alle Authori-

tätsacten, so wie er es selbst mit seiner gewöhnlichen Offenheit seinem Neffen, dem Abbé von Beaumont, in einem Privatschreiben zu erkennen giebt.

*) „Fünf hundert erlassene Ausschreiben, welche den inneren Beyfall anbefehlen, ohne etwas auseinander zu setzen, ohne etwas zu beweisen, oder zu widerlegen, werden nur die grofse Menge gefälliger Hofbischöfe sehen lassen: das Ansehen der Breven, der öffentlichen Verordnungen, und der geheimen Verhaftsbefehle wird nie einen guten Unterricht ersetzen. Wenn man aber diesen hintansetzet, so verstärkt man sein Ansehen nicht; man setzt es vielmehr herunter und macht es gehäfsig; man umgiebt diejenigen mit einem gewissen Glanze, denen man sich mit der Miene eines Verfolgers gegenüberstellt.“

Durch alle diese, wenigstens sehr unbescheidene, Versuche der Jansenisten, lang und glücklich vergessene Fragen wieder hervorzuziehen, ward Ludwig XIV. äusserst aufgebracht, und seine ganze alte Abneigung gegen diese Secte lebte wieder in seinem Gemüthe auf. Schon von seiner ersten Jugend an hatte man ihn beredet, der Cardinal von Retz habe in Port-Royal Anhänger und Schriftsteller auf seiner Seite gehabt, welche während seiner Verhaftung und nachheriger Verbannung die Unruhen in dem Bisthume von Paris unterhielten, und wirklich zeigen mehrere Thatsachen, welche uns Joly, der

in-

*) Manuscripte.

innigste Vertraute des Cardinal von Retz, in seinen Denkschriften aufbewahret hat, dafs dieser Verdacht nicht ohne Gründe war. Nebst dem hatte dieser Prinz bemerket, dafs in der Regaliensache gerade diejenigen Bischöfe und Geistlichen zu dieser Parthey sich bekannten, welche sich der Ausdehnung eines Vorrechts, das er als einen wesentlichen Bestandtheil seiner Kronrechte ansah, am nachdrücklichsten entgegengesetzt hatten. Endlich glaubte er in dem Jansenismus und in dem Character und Benehmen seiner Hauptvertheidiger ein geheimes Streben zu dem Presbyterianismus wahrzunehmen, und er war überzeugt, dafs sie sich eben so aufrührisch und so republicanisch gesinnt, wie die Calvinisten, würden gezeigt haben, wenn sie gleiche Energie gehabt hätten, und nicht durch die furchtbaren Bollwerke wären zurück geschreckt worden, mit welchen der Cardinal von Richelieu das königliche Ansehen umgeben hatte.

Doch, sieht man auch von diesen politischen Betrachtungen hinweg, so hing Ludwig XIV., wie wir schon gesagt haben, der katholischen Religion, ihren Grundsätzen und ihrer hierarchischen Form aufrichtig an; er sah in dieser Secte nur folgewidrige Leute, die in stätem Wiederspruch mit ihren eigenen Lehren waren; die sich für Katholiken ausgaben, und sich gegen die Entscheidungen der Kirche aufrührisch betrugen; die eine grofse Strenge in ihren religiösen Grundsätzen affectirten, und doch

gegen die erste aller Religionspflichten, die Pflicht der Unterwerfung unter das Ansehen der rechtmäfsigen Obrigkeit, treulos handelten. Da sie es an Redlichkeit in ihrer stäten Handlungsweise fehlen liefsen, so konnte er sich nicht überzeugen, dafs sie in ihren dogmatischen Controversen redlicher zu Werke gehen sollten. Allein, dieser mehr oder weniger gegründeten Vorurtheile ungeachtet, hatte er sie 34 Jahre lang der tiefsten Ruhe geniefsen lassen, aber der Handel mit dem *Gewissensfalle* verrieth ihm einen Plan, alle die alten Unruhen zu neuem Ausbruche zu befördern. Die Auswahl der Zeit, in der man diesen Plan auszuführen wagte (gerade die Zeit, in welcher er mit dem ganzen Europa in einen schweren Krieg verwickelt war) schien ihm einen Geist der Bosheit und des Aufruhrs anzuzeigen, der niedergeschlagen zu werden verdiente. Da seine Magistratspersonen durch ihre Vorstellungen ihm bemerklich gemacht hatten, dafs das Breve vom 12ten Februar 1703 wegen der äussern Clauseln, die es enthielt, nicht mit dem Siegel des königlichen Ansehens könne bezeichnet werden, so ersuchte er den Papst um eine Bulle, die einerseits sich gegen die Spitzfindigkeiten der Jansenisten eben so bestimmt und energisch ausdrückte, andererseits aber alle dergleichen Ausdrücke wegliefse, welche nach unseren Gesetzen und Gewohnheiten mit den Maximen unserer Tribunale und den Freyheiten der französischen Kirche nicht

ver-

verträglich wären. „Der Zweck dieser Bulle, sagt der Kanzler von Aguesseau, ging dahin, die Jansenisten aus ihren letzten Verschanzungen heraus zu schlagen, und ihnen ein Hilfsmittel oder eine *Ausflucht* zu benehmen, *durch welche sie den Kirchengesetzen auswichen, und wenigstens in Geheim einen Schriftsteller rechtfertigten, den die Kirche so laut verdammet hatte.*

Der Papst bewilligte dem Könige seine Bitten, und beförderte alle seine Absichten; er suchte sogar schon vorhinein allen jenen Schwierigkeiten in Hinsicht der Form zu begegnen, welche dem Style des römischen Hofes von unsern äusserst wachsamen Tribunalen so oft in den Weg gelegt werden, indem sie immer voll Mifstrauen auf die Ausdrücke der römischen Kanzley sind. Ehe er die Bulle öffentlich erliefs, schickte er den Entwurf derselben erst dem Könige, welcher sie durch den Marquis von Torcy dem ersten Präsidenten von Harlai, und dem Generalprocurator von Aguesseau mittheilen liefs: der eine wie der andere ertheilte derselben grofse Lobsprüche, und sie fügten nur die einzige Bitte bey, der Papst möchte es mit einigen Worten berühren, dafs ihn der König um diese Bulle ersucht habe.

Diese Bitte gestand der Papst um so lieber zu, weil durch eine solche Clausel das vollkommene Einverständnifs, welches damahls zwischen den beyden Gewalten herrschte, um so feyerlicher beur-

kun-

kundet zu werden schien: „Ein Einverständnifs, sagt der Kanzler von Aguesseau, von welchem man vielleicht noch nie ein so merkwürdiges Beyspiel hatte.“ Diese vom 15ten Julius datirte Bulle ist unter dem Namen, Vineam Domini Sabaoth, bekannt.

§. 3. *Von der Bulle Vineam Domini Sabaoth.*

Clemens XI. erneuerte und bestätigte in derselben alle von seinen Vorfahren gegen die fünf Sätze und das Buch des Jansenius erlassene Bullen, vorzüglich und namentlich jene von Innocenz X. vom 31. May 1653, und jene von Alexander VII. vom 16. October 1656, und 15. Februar 1665.

Mit Nachdrucke erhebt er sich gegen die hinterlistigen Deutungen, welche die Anhänger des Jansenius dem gegen die vier widerspenstigen Bischöfe den 19. Jäner 1669 ausgefertigten Breve Clemens IX. entgegen stellten, gleichsam als könne man von diesem Papste voraussetzen, dafs er Ausnahmen oder irgend einen Vorbehalt in diesem Breve zugelassen habe, da er doch in demselben selbst förmlich erklärte, dafs er nie etwas dergleichen zugelassen haben würde.

Er geht hernach auf die Frage über, welche in dem *Gewissensfalle* auf einmahl war aufgeworfen worden. Da die Anhänger des Jansenius durch ihr *ehrfurchtvolles Stillschweigen* sich der Verbindlichkeit überheben wollten, den Sinn des Buches vom Jan-

se-

senius *innerlich* als ketzerisch zu verdammen, so zeigt er, dafs ein solches Stillschweigen nichts als eine betrügerische Maske sey, hinter welcher man sich verstecke, um seinen Irrthum zu verbergen, nicht aber, um ihm zu entsagen; um die alten Wunden aufzureissen, nicht um sie zu heilen, und um mit der Kirche ein Gespötte zu treiben, nicht aber um ihr zu gehorchen.

Der Papst entschied endlich kraft seiner apostolischen Amtsgewalt, dafs man den apostolischen gegen das Buch des Jansenius erlassenen Constitutionen den schuldigen Gehorsam nicht durch dieses *ehrfurchtvolle Stillschweigen* leiste, sondern, dafs alle Gläubige Jesu Christi nicht blos mit dem *Munde*, sondern auch mit dem *Herzen* den Sinn des Buches von Jansenius, wie er in den fünf Sätzen verdammt sey, als ketzerisch verwerfen und verdammen müssen, und dafs es nicht erlaubt sey, das Formular Alexanders VII. in einem andern Verstande, oder in einem andern Sinne zu unterschreiben.

Ehe Ludwig XIV. diese Bulle dem Parlamente vorlegen liefs, wollte er, weil er über die Maximen der französischen Kirche eben so sehr, als über die Gesetze des Staates hielt, dafs man sich vor der Sanction des königlichen Ansehens erst der Einwilligung der Bischöfe versichern sollte: er liefs sie demnach der eben damahls in Paris unter dem Vorsitze des Cardinal von Noailles versammelten Geistlichkeit überreichen.

Die-

Diese Versammlung setzte durch eine einmüthige Erklärung folgende Maximen fest:

1) Dafs die Bischöfe der göttlichen Einrichtung gemäfs berechtiget seyen, über die Glaubenslehre zu urtheilen.

2) Dafs die Constitutionen der Päpste für die ganze Kirche verbindlich seyen, sobald sie von dem Vereine der Oberhirten angenommen wären.

3) Dafs diese Annahme von Seiten der Bischöfe immer der Ausdruck eines wahren Urtheils sey.

Nachdem diese Maximen laut ausgesprochen waren, erklärte die Versammlung:

I) Dafs sie die Constitution unsers h. Vaters, des Papstes Clemens XI. mit Ehrfurcht, Unterwürfigkeit und vollkommener Einmüthigkeit an- und aufnehme.

II) Dafs sie an Seine Heiligkeit ein Dankschreiben wolle ergehen lassen.

III) Dafs sie gleichfalls an alle Bischöfe des Königreiches ein Umlaufschreiben ergehen, und in demselben sie auffodern wollten, dafs sie die besagte Constitution annehmen, sie in ihren Sprengeln, so viel es nur immer sich thun liefse, durch einfache und einförmige Ausschreiben bekannt machen, und defswegen zu dieser Constitution weder etwas hinzufügen, noch etwas von ihr weglassen sollten.

Auf dieser Versammlung der Geistlichkeit erlaubte sich der Cardinal von Noailles eine öffentliche Aeusserung von Feindseligkeit gegen Fenelon,

die

die man sich kaum erklären, und noch weniger rechtfertigen kann. Es schien, er hätte sich wegen der Erinnerung an ihre ehemahlige Freundschaft sowohl, als an ihre neuere Zwistigkeiten von einem so unbedachtsamen Schritte sollen zurück halten lassen; allein man bemerkt leicht an einem solchen Benehmen jene Schwachheit der Natur, von welcher sich auch die tugendhaftesten Menschen nicht immer frey zu machen wissen. Der Cardinal von Noailles konnte es nicht vergessen, dafs, ob er gleich seit 10 Jahren so viel am Hofe galt, F. sich doch immer geweigert hatte, ihm zuerst die Hand zur Freundschaft zu biethen, indem ihm dieses mit seinem feinen Ehrgefühl sich nicht vertragen zu können schien; aber bey einer grofsmüthigen Denkart hätte der Cardinal leicht bemerken können, dafs gerade diese Vielvermögenheit am Hofe F. von einem solchen Antrage zurück halten mufste, wenn er anders nicht eigennützig scheinen sollte, und dafs also derjenige, der eines so mächtigen Einflufses genofs, den ersten Schritt thun müsse. Doch dem sey, wie ihm wolle, der Cardinal glaubte eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, um seine innere Empfindlichkeit, die er nicht besiegen konnte, auszulassen.

Wir haben gesagt, dafs der Erzbischof von Cambrai in seinem Pastoralunterrichte vom 19. Februar 1704 den Satz aufgestellet habe, die Kirche sey in der Beurtheilung *dogmatischer Thatsachen* eben so un-

untrüglich, als in den Glaubensentscheidungen. Die Meinungen schienen über diese Frage sehr getheilt zu seyn, weil sie beyderseits noch nicht genug in's Licht gesetzt war. Noailles glaubte die im J. 1705 versammelte Geistlichkeit leichtlich zu einer Art von Censur gegen diesen Satz Fenelons verleiten zu können, aber er täuschte sich über den glücklichen Erfolg seines einer Anklage gleichsehenden Anbringens sehr. Einige Mitglieder der Versammlung glaubten in diesem Benehmen einen Mangel von Delicatesse zu bemerken, der um so mehr auffiel, weil das offene und aufrichtige Betragen des Erzbischofes von Cambrai seit der Verdammung seines Buches so sichtbar, besonders in dem gegenwärtigen Umstande, gegen die Unredlichkeiten und die unerschöpflichen Spitzfindigkeiten der Parthey abstach, welche der Cardinal von Noailles zu begünstigen im Verdachte war. Etliche andere bemerkten, dafs F. seine Gesinnung nicht für einen von der Kirche angenommenen Glaubensartikel, sondern nur für eine blofse Meinung ausgebe, die ihm mit der Vernunft und dem Geiste der Kirchenurtheile am meisten übereinzustimmen schien; solche Meinungen aber könnten eben so frey vertheidiget als bestritten werden, so lange die Kirche noch nichts förmlich darüber entschieden habe.

Endlich fügte noch der Cardinal von Noailles diesem seinem unregelmäfsigen Schritte eine gewisse Ungeschicklichkeit bey, durch welche er merken

zu lassen schien, dafs er seine Stimme nur einer Parthey leihe, welcher F. in seinem Pastoralunterrichte mit so siegender Kraft zu Leibe gegangen war. Man kann dieses aus der Erzählung des Kanzlers von Aguesseau abnehmen: „Als der Cardinal von Noailles im Namen des Königs die Constitution des Papstes der versammelten Geistlichkeit überreichte, hielt er es für schicklich, dabey eine Rede zu halten, in welcher er, wie man ihm vorwirft, sich zu schwach gegen die Jansenisten, zu stark aber gegen den Erzbischof von Cambrai und einige andere Bischöfe herausliefs, welche für die Meinung der Untrüglichkeit der Kirche in dogmatischen Thatsachen günstig gestimmet waren. Man wunderte sich darüber, als man diese Rede hörte, dafs er allein die Falle nicht bemerkte, die er sich selbst legte: endlich ward er sie zwar gewahr, aber es war zu spät, und man wird in der Folge sehen, wie viel Verdrufs er sich durch diese Rede zugezogen hat.“

Dieser Verdrufs, die unabwendbare Folge des Mifsvergnügens, welches seine Rede in der Versammlung erreget hatte, bestand in dem etwas demüthigenden Entschlusse, den Sturm durch Unterdrückung der Rede zu beschwören: gegen das Herkommen ward sie mit den Acten der Versammlung nicht abgedrucket.

Sobald die Versammlung der Geistlichkeit die Bulle angenommen hatte, liefs der König offene

Brie-

Briefe, datirt vom 31. August 1705 ausfertigen, um sie im Parlamente einregistriren zu lassen. Da alles schon zum voraus zwischen Rom, dem französischen Hofe, und den vornehmsten Magistratspersonen ausgeglichen war, und die Bulle keine dergleichen Clauseln enthielt, welche so oft eine Modification nöthig machen, so fand die Einzeichnung nicht die geringste Schwierigkeit. Hr. Portail, der in der Folge erster Präsident wurde, nahm dabey den 4. September 1705 als Generaladvocat das Wort. Seine Rede ist voll von kostbaren Zügen jenes antiken Ernstes, durch welchen sich die Magistratspersonen unter der Regierung Ludwigs XIV. auszeichneten, und jener glücklichen Zusammensicht, durch welche man die feste Haltung über die Gesetze des Königreiches mit der dem Ansehen der Oberhirten in Glaubenssachen gebührenden Ehrfurcht in Einstimmung zu bringen wufste. Kurz, man erkennt an derselben jenen Character von Weifsheit, Anstand und Mäfsigung, den Ludwig XIV. allen Zweigen der Regierung eingeprägt hatte, und von dem man sich unglücklicher Weise unter seinem Nachfolger nur zu oft entfernet hat. Herr Portail setzt in seiner Anrede den ächten Geist der Bulle deutlich in's Licht, indem er sagt: „Sie verdammen jenes zweydeutige Geheimnifs eines blos äusserlichen und oft unredlichen Stillschweigens, durch welches weder das Herz gerührt, noch der Verstand überzeugt werden könne, welches mehr

da-

dazu geeignet sey, das Uebel zu verhüllen, als es zu heilen; mehr dazu, den Irrthum zu verewigen, als ihn zu zerstören, welches nur defswegen das Gift zu verderben suche, um es in günstigern Umständen freyer zu verbreiten, und welches die den kirchlichen Entscheidungen gebührende Unterwerfung blos darin bestehen lasse, dafs man Wahrheiten nicht laut und öffentlich widerspricht, ob man sich gleich das Recht vorbehält, sie in Geheim strenge zu tadeln."

§. 4. *Fenelons Meinung über die Untrüglichkeit der Kirche in dogmatischen Thatsachen.*

Die offene und bestimmte Sprache, mit welcher sich F. über die Untrüglichkeit der Kirche in ihren Urtheilen über dogmatische Thatsachen ausgedrückt hatte, verleitete ihn zu einer langen Reihe von Schriften und Unterweisungen, welche in den Jahren 1705 und 1706 öffentlich erschienen. Man würde sehr unrecht haben, wenn man glauben wollte, diese Controverse habe mit der Frage, durch welche sie erreget wurde, nunmehr alles Interesse verloren: es gibt keine Frage und keine theologische Streitigkeit, die sich nicht auf die Prüfung und Untersuchung der Natur, des Umfangs und der Gränze der Untrüglichkeit der Kirche zurückführen läfst. F. zog sich durch seine Schriften über diese Materie den vollen Hafs der Parthey zu, die er bekämpfte, denn sie sah, dafs sich in seiner Person ein für die Anhänger des Jansenius eben so furcht-

ba-

barer Gegner erhob, als es der kürzlich verstorbene Bossuet ehemahls für die Schüler Luthers und Calvins war.

Aber, wenn die theologischen Schriften Fenelons den Begriff, den man seit langer Zeit von seinen Talenten und Einsichten in die kirchlichen Gegenstände hatte, noch erhöhte, so schienen doch einige seiner Collegen, die übrigens in der Hauptsache gerade, wie er, dachten, zu besorgen, er möchte, wenigstens in der Art, seine Gesinnungen und Begriffe auszudrücken, etwas zu weit gegangen seyn.

Man erinnerte sich, dafs Hr. von Péréfixe nur einen *menschlichen Glauben* von den Nonnen zu Portroyal foderte. Als er ihnen die Unterzeichnung des Formulares abverlangte, begnügte sich auch Bossuet, von ihnen nicht mehr zu verlangen, als eine solche Unterwerfung, einen solchen *frommen Glauben*, der sich oft auf ein so grofses Ansehen gründen kann, dafs man ihn ohne eine offenbare Empörung nicht würde verweigern können; eine *Unterwerfung und einen frommen Glauben*, den er dem Glauben, in so ferne er eine theologische Tugend ist, nachsetzet. Allein zu gleicher Zeit wollte sich Bossuet *für jetzt* in die Untersuchung der Untrüglichkeit der Kirche in Hinsicht auf *die dogmatischen Thatsachen* nicht einlassen.

Der Bischof von Chartres, dessen laut ausgesprochener Eifer gegen den Jansenismus ziemlich

all-

allgemein bekannt war, drückte sich in noch neuerer Zeit gegen den *Gewissensfall* in seinem Ausschreiben auf eine Art aus, die von der des Fenelon verschieden war: „Wir sagen nicht, schrieb er, dafs man eine nicht geoffenbarte Thatsache mit einem *göttlichen Glauben* annehmen müsse, aber dieſs behaupten wir, dafs die Wahrheit dieser Thatsache, sobald die Kirche sie ausgesprochen hat, in der engsten Verbindung mit dem Dogma stehe; wir sagen, dafs die Kirche *zuverläſsig* darüber müsse entscheiden können, um die Niederlage des Glaubens zu bewahren.“

Aus dieser Verschiedenheit der Sprache schlofs man, dafs Fenelons Meinung mit jener der andern Bischöfe, die sogar die entschiedensten Gegner des Jansenismus waren, im Widerstreite sey, und dafs er sich von seiner Einbildungskraft immer über die Linie hinausreissen lasse, auf welcher sich doch ein gesetzter Theologe halten müsse. Liest man indessen die zahlreichen Schriften, welche F. über diesen streitigen Punct herausgegeben hat, so sieht man leicht ein, dafs dieser Unterschied nur scheinbar ist, und dafs er blos in dem Gebrauche einiger seiner Ausdrücke liegt. Jemehr er seine Meinung auseinander gesetzet hat, desto mehr Gewicht und Stärke wuſste er ihr zu verschaffen, indem er sie mit dem ganzen Ansehen der kirchlichen Erblehre und mit den überzeugendsten Gründen unterstützte.

Doch wir müssen Anfangs die Meinung F. genau

nau kennen lernen, welche einige Schriftsteller zu entstellen suchten.

So gab man vor: *er wolle aus einem jeden neu verdammten Texte einen neuen Glaubensartikel machen, indem er der Kirche eine übernatürliche, inspirirte und eingegossene Kenntnifs aller Texte beylege.*

F. beantwortet diese unbesonnene Aufbürdung mit wenigen Worten, und erkläret: „Die Untrüglichkeit, welche er der Kirche beylege, sey jene allgemeine Untrüglichkeit, zu der keine *übernatürliche Kenntnifs, keine eingegossene Inspiration* erfoderlich sey: ferne davon, dafs er aus jedem Texte einen *neuen Glaubensartikel* sollte gemacht haben, habe er nicht einmahl in dieser Hinsicht von einem *göttlichen Glauben* sprechen wollen.

Er erklärt nachher, wie die der *Kirche gemachten Verheissungen*, welche zuverläfsig zu einer *übernatürlichen Ordnung* gehören, doch *durch natürliche Mittel* in Erfüllung gehen, gerade so, wie eine Menge anderer *übernatürlichen oder miraculösen* Verheissungen, von denen die h. Schrift Meldung thut: „Gott wacht darüber, dafs es nie an giltig geweihten Bischöfen fehlet, die sich zur Zeit der Noth freywillig versammeln, die hinlängliche Einsichten und Aufmerksamkeit haben, und sich durch keine verdorbene Beweggründe von dem Pfade der Wahrheit, deren Niederlage ihnen anvertraut ist, hinwegreissen lassen. Es können während des Ganges der Untersuchung gewisse unregelmäfsige Bewegungen

gen eintreten, aber Gott weifs daraus das hervorzubringen, was ihm gefällig ist, er leitet sie zu seinem Zwecke hin, und bey dem Abschlusse wird, seiner Verheifsung zu Folge, gerade der Punct erreichet, den er festgesetzt hat.

F. macht hierauf mit allen Theologen einen Unterschied, zwischen dem *besonderen Beystande des h. Geistes*, welchen er der Kirche nach *den Verheissungen* ertheilet, und zwischen der *inspirirten oder eingegossenen* Kenntnifs, so wie sie die Propheten und Apostel hatten, als sie ihre heiligen Bücher schrieben. Diese *inspirirte* und *eingegossene* Kenntnifs ist der Kirche selbst da nicht nöthig, wo sie über die Fundamental-Artikel des Glaubens entscheidet: ein *besonderer Beystand der Gnade* reicht allein hin, um sie vor dem Irrthume zu verwahren. So *verheifst* Gott einerseits, dafs sich die Kirche über die Bücher, welche sie verdammet, nicht täuschen werde, andererseits bewahrt er sie in dieser Hinsicht *durch seine Gnade* vor jedem Irrthume. Das *Versprechen* bürgt für die *Gnade*, und die *Gnade* in Verbindung mit den *natürlichen* Mitteln, welche die Vorsehung herbeyführet, setzt das Versprechen in Erfüllung."

Man hatte F. den Einwurf gemacht, aus seinem Systeme folge, dafs man alles, was die Kirche mit einem untrüglichen Ansehen entscheide, als *Glaubensartikel* anerkennen müsse: er zeigt aber aus den Stellen selbst, die man ihm entgegen hielt, nämlich aus jenen des h. Thomas und Bellarmins,

wie ungegründet eine solche Einwendung sey, weil diese Schriftsteller lehren, dafs die Kirche in mehreren Puncten untrüglich sey, und doch weit davon entfernet sind, diese Puncte als Glaubensartikel aufzustellen.

„Es ist, wie jeder gesetzte Theologe gleich beym ersten Blicke sieht, sagt F., ein wesentlicher Unterschied zwischen der *unmittelbaren Offenbarung* Gottes selbst, und zwischen der *untrüglichen* Erklärung jener Versammlung von Menschen, welche man die *Kirche* heifst: es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der *Inspiration* der h. Schriftsteller, denen die *unmittelbare Offenbarung* ertheilt worden ist, und zwischen dem *blofsen besonderen Beystande*, welcher der Kirche verheifsen worden ist, um sie vor dem Irrthume zu verwahren, wenn sie darüber urtheilet, ob der Text eines Buches orthodox oder ketzerisch ist. Der Kirche *steht der h. Geist auf eine besondere Weise bey*, und durch diesen *Beystand* bleibt sie *untrüglich* in der Bewahrung der Niederlage des Glaubens; aber sie ist nicht *inspiriret* wie die hh. Schriftsteller, sie empfängt nicht wie dieselben eine *unmittelbare Offenbarung*. Wenn man so verschiedene Dinge miteinander verwechselt, so verwirret man die ersten Elemente der Theologie. Von der *Untrüglichkeit* der Kirche sagten wir, dafs sie in der *Offenbarung* enthalten sey, weil sie *verheissen* ist, und diese *Verheissung* eine *göttliche Offenbarung* ist; was aber das *Urtheil* der Kirche betrifft;

trifft, wenn sie ein Buch oder einen Satz gutheisset oder verdammet, so ist es keine *geoffenbarte Wahrheit* an sich selbst, sondern es ist nur mit der *Offenbarung* durch die der Kirche *versprochene* Unfehlbarkeit verbunden."

Nachdem F. seine eigentliche Meinung in ein helles Licht gesetzet, und alle Nebel zerstreuet hatte, durch welche man sie hat verdunkeln wollen, zeigt er, dafs diese Meinung nicht neu, nicht sonderbar, nicht überspannt sey, wie man ihm doch aufbürden wollte, sondern dafs die französische Geistlichkeit selbst, und zwar gerade über die Frage, welche den Gegenstand der Controverse ausmachte, sich zu derselben feyerlich bekannt habe. Er beruft sich hierüber auf die sehr merkwürdigen Worte des Berichtes, welcher von der im J. 1656 gehaltenen Versammlung abgefafset, gut geheifsen, und öffentlich bekannt gemacht wurde, und von allen folgenden Versammlungen bestätiget worden ist: die Versammlung von 1656 prüfte den Werth und die Haltbarkeit *der Unterscheidung der Thatsachen*, welche die Anhänger des Jansenius seit kurzem ausgesonnen hatten, um das System ihres Lehrers dem Verdammungsurtheile zu entreissen, welches Innocenz X. gegen die fünf Sätze ausgesprochen hatte: sie erkläret nun: „Sie lasse sich gegenwärtig nicht darauf ein, von den Schranken zu handeln, innerhalb deren sich die Maximen, die man in Bezug auf den Irrthum in der *Thatsache* aufgestel-

stellet habe, halten müsse; sie ist, wie der h. Papst Leo spricht, auf *einzelne Privatsachen* anwendbar, welche vor die Concilien und Päpste gebracht werden, aber zum Unterrichte der Gläubigen, damit sie sich nicht bey andern Gelegenheiten täuschen mögen, mufs man hinzusetzen, dafs sie nicht anwendbar auf *Fragen über eine Thatsache ist, welche mit der allgemeinen Glaubens- oder Sittenlehre der Kirche in unzertrennlicher Verbindung steht*; denn diese gründet sich auf die h. Schrift, deren richtige Auslegung von der katholischen Erblehre abhängt, die aber selbst durch das ununterbrochene Zeugnifs der Väter durch alle Jahrhunderte hindurch mufs bewiesen werden. Diese *Erblehre*, welche wirklich *Thatsache ist, wird von der Kirche mit dem nämlichen Ansehen erkläret*, mit welchem sie über die Glaubenslehre entscheidet: sonst müfsten die christlichen Lehren in einem Zustande des Zweifels und der Ungewifsheit schweben, welcher doch der festen und unbeweglichen Wahrheit des Glaubens entgegen ist.“

Hätte sich Fenelon in der Versammlung vom J. 1705 gerade in dem Augenblicke eingefunden, als der Cardinal von Noailles mit so vieler Bitterkeit seine Meinung von derselben rügte, so würde er wahrscheinlicher Weise diesen Prälaten und die Versammlung blos gebethen haben, sie möchten sich den Bericht der Versammlung vom J. 1656 bringen lassen, und die so eben angeführte Stelle lesen:

Doch

Doch F. bewies nicht blos, dafs seine Meinung weder neu, noch sonderbar sey, sondern durch zwey der stärksten Beweise setzte er es auch fest, dafs die *Untrüglichkeit*, *welche der Kirche verheissen, und während der langen Reihe aller Jahrhunderte auf den besondern Beystand des h. Geistes* gestützet sey, einzig und allein das Fundament des *Glaubens* und der *Offenbarung* sicher stelle, und zu gleicher Zeit die Kirche vor allem Irrthume ihren Entscheidungen bewahre.

Das Fundament des *Glaubens* und der *Offenbarung* beruhet, wie man allgemein eingestehet, offenbar auf der Authenticität der h. Schrift, oder vielmehr der Uebersetzungen, die uns den Originaltext überliefert haben.

„Nun ist es aber, sagt F., nach der einstimmigen Aussage aller Christen gewifs, dafs wir von keinem Buche der Bibel, selbst nicht von jenen, welche wir noch in ihrer Originalsprache besitzen, den *Urtext* besitzen, das heifst, den Text, welchen die inspirirten Verfasser mit eigner Hand geschrieben, oder mit eignem Munde in die Feder dictirt haben. Z. B. wir haben das alte Testament hebräisch, in welcher Sprache es von Moses, von den Propheten, und andern inspirirten Verfassern ist geschrieben worden; aber die *Urschriften* finden sich seit vielen Jahrhunderten nicht mehr auf der Erde vor; wegen des ausserordentlich hohen Alters dieser Bücher ist uns aus der grauen Vorzeit von ihnen

nen nichts anders übrig geblieben, als Abschriften von Abschriften, welche von den Originalien sehr abweichen. Die Gelehrten selbst sind überzeugt, dafs sich durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten viele Fehler in die hebräischen Exemplare eingeschlichen haben, weil sie so oft abgeschrieben worden sind, und solche Versehen bey der Nachläfsigkeit oder bey den verschiedenen Vorurtheilen so zahlreicher Abschreiber nicht vermieden werden können. Fast das ganze neue Testament ist Anfangs griechisch geschrieben, und wir haben diese Originalausgabe; aber von keinem einzigen Theile desselben besitzen wir den *Urtext*. Diejenigen, die unmittelbar aus den Händen der Apostel und der Evangelisten hervorgegangen sind, finden sich nicht mehr in der Welt vor, indem sie schon seit mehreren Jahrhunderten verbraucht oder verlohren sind. Nur Abschriften haben wir, welche wieder von andern Abschriften bis zu dem ersten Jahrhunderte hinauf sind genommen worden."

„Von dem Evangelium des h. Matthäus und dem Sendschreiben an die Hebräer, welche ursprünglich hebräisch geschrieben waren, haben wir nur noch die griechische Uebersetzung. Was den Originaltext dieser beyden Theile des neuen Testaments betrifft, so fehlt uns nicht nur der Urtext des h. Matthäus und des h. Paulus, sondern wir haben selbst nur Abschriften von Abschriften der griechischen Uebersetzung, welche zuerst von ir-

gend

gend Jemand ist verfertigt worden. Es ist uns daher unmöglich, es auf einem natürlichen und menchlichen Wege auszumachen, ob 1) die Abschriften, die wir von den Ausgaben in der Originalsprache haben, mit den verlornen *Urschriften* übereinkommen, oder ob sie von ihnen abweichen; 2) ob die Uebersetzungen der Bücher, welche wir nicht mehr in ihrer Originalsprache haben, so ziemlich richtig sind, oder ob sie wesentlich von dem Sinne der Urschriften sich unterscheiden.“

„Nichts desto weniger müssen wir doch irgend einen Text der h. Schrift haben, von welchem die Kirche untrüglich sagen kann: *Dieser ist das wahre Wort Gottes.* Freylich setzt die Authenticität eines Textes nicht immer voraus, dafs er vollkommen richtig, und selbst von den geringsten Fehlern gereiniget sey; es ist genug, wenn er nur in den wichtigsten Puncten mit der *Urschrift* oder mit dem originellen Worte Gottes übereinkömmt, und die darin befindlichen geringen Fehler weder der Lehre noch den Sitten schaden.“

„Aber, wenn wir einen Text für authentisch sollen annehmen können, so müssen wir doch durch ein *untrügliches Ansehen* versichert seyn, dafs dieser Text, den wir in Händen haben, und den wir lesen, als wenn er der Urtext wäre, dem Texte der *Urschriften*, von welchen er eine Abschrift oder eine Uebersetzung ist, beynahe gleichförmig sey. Nun ist es aber augenscheinlich, dafs die *Untrüglichkeit*

über

über die Ausgaben und Uebersetzungen sich auf eine beynahe unendliche Zahl von *Thatsachen* in Hinsicht der Grammatik und der Bedeutung der Worte in jeder Sprache erstrecke, um den Sinn der Texte herauszubringen, und dafs *alle diese Thatsachen weit jünger sind, als die Offenbarung.*"

Dieses *untrügliche* Urtheil der Kirche über die Uebersetzungen der h. Schrift war ein unwiderleglicher Beweis gegen die Jansenisten. Sie erkannten es wirklich an, dafs das Concilium zu Trient mit allem Rechte, und mit einem *untrüglichen* Ansehen den Ausspruch gethan habe, dafs die *Vulgata* eine authentische Uebersetzung sey: obwohl es die Erblehre nicht aussagt, dafs die Authenticität der *Vulgata* von Gott *geoffenbaret* sey, denn man mag ihr ein auch noch so hohes Alter beylegen, so ist sie doch nicht so alt als die Apostel, mit denen sich die Offenbarung geschlossen hat. Ohne dieses *untrügliche* Ansehen, welches der Kirche vermöge der *Verheissungen* zukömmt, würde das ganze Gebäude des *Glaubens* und der *Offenbarung* zusammenstürzen, weil es gänzlich auf der Authenticität der h. Bücher beruhet.

Mit der nämlichen Stärke und Bündigkeit beweifst auch F., dafs das Ansehen der allgemeinen Concilien, welche nach der h. Schrift die sicherste Regel über den Glauben und die Sitten sind, über den Haufen fallen müfste, wenn es nicht auf die *Untrüglichkeit*, welche *der Kirche bey ihrer Fortdauer*

ver-

verheifsen ist, gebauet wäre. „In Wahrheit, wie viele Streitigkeiten *) und kritische Fragen könnte man nicht über die Geschichte und über die Form der Zusammenberufung eines jeden Conciliums aufwerfen, um nämlich auszumachen, ob dieses Concilium wirklich ist gehalten, oder, ob es rechtmäfsig zusammengerufen ward, ob es frey in seinen Entscheidungen war, und ob wir den Text dieser Entscheidungen noch unverfälscht haben? „Gerade solche Fragen über die *Thatsache* machten die Protestanten, um dem Concilium zu Trient und anderen allgemeinen Concilien ihr Ansehen streitig zu machen, so wie die Jansenisten das Ansehen der von dem h. Stuhle ausgesprochenen Entscheidungen dadurch zu entkräften suchten, dafs sie die Frage über die *Thatsache* in Betreffe des Buches vom Jansenius auf die Bahn brachten.

Indessen hielten sich Bellarmin, die zwey gelehrten Bischöfe von Wallenburg, und Bossuet in seinem Briefwechsel mit Leibnitz unverrückt an die der Kirche *verheissene Untrüglichkeit*, und vertheidigten dadurch kräftig das Ansehen des Concilium zu Trient gegen die Angriffe der Protestanten. F. entwickelt hernach die ganze Kette der Erblehre von den ersten Jahrhunderten an bis zu den letzteren Zeiten hin, und zeigt, dafs die Kirche von jeher diese *ihr verheissene Untrüglichkeit* ausgeübet habe, um über *dogmatische Thatsachen*, das ist, über alle ihr zur Beurtheilung vorgelegte Schriften und

*) Procès de l'Assemblée de 1656.

Texte zur Bewahrung der Niederlage des Glaubens zu entscheiden.

Die Beweise, welche er hier zusammenstellt, indem er an dem Faden der kirchlichen Urkunden von Jahrhundert zu Jahrhundert hinaufsteiget, bilden eines der interessantesten Gemälde dieser Art, und beurkunden zugleich seine tiefe Kenntnifs der Erblehre. Er hält sich besonders bey dem fünften allgemeinen, im J. 651 gehaltenen Concilium auf, auf welchem die *drey Capitel* verdammet wurden, und dieses Verdammungsurtheil gibt ihm einen unwiderleglichen Beweis an die Hand, dafs die Kirche in der Verdammung der ketzerischen Schriften unfehlbar sey.

Auf eine eben so glückliche Weise bedient er sich eines Vernunftschlusses, welchen Bossuet in seiner berühmten Unterhandlung mit dem Prediger Claude angewendet hatte. Bossuet fragte diesen Prediger, was für ein Ansehen er jenen Nationalsynoden beylege, auf welchen sich die protestantischen Prediger vorhinein „*vor Gott* verbindlich machen, sich allem zu unterwerfen, was beschlossen werden würde?“ Der Prediger antwortete, dieser *Eid* beziehe sich nur auf einen *menschlichen*, nicht aber auf einen *göttlichen* Glauben: „Allein, erwiederte Bossuet, derjenige, welcher sich einer auf einer Versammlung zu machenden Entscheidung zu unterwerfen *schwört*, *schwört* auch, die Lehre, welche man darauf wird entschieden haben, *mit dem*

Her-

Herzen zu glauben, und *mit dem Munde zu bekennen*; um aber ein solches Versprechen zu machen, und es durch einen *Eid* zu bestätigen, mufs die Versammlung, der man verspricht, eine *göttliche Verheifsung von dem Beystande des h. Geistes* haben, das heifst, sie mufs *untrüglich* seyn: sonst könnte man nicht ohne Verwegenheit einen solchen *Eid* ablelen, wenn man sich nicht auf eine *unbedingte göttliche Verheissung* berufen könnte, die uns sogar gegen die Unredlichkeiten der Menschen Sicherheit gewähret; kurz auf eine *solche Verheissung, wie sie Jesus Christus seiner Kirche gemacht hat.*

Die Meinung Bossuets, wie Fenelon aus seinen Ausdrücken und aus dem gemachten Vernunftschlusse schlofs, ging also dahin, 1) dafs jeder *Religionseid* nicht blos ein äusseres und öffentliches Bekenntnifs, sondern auch eine redliche Zustimmung des Herzens voraussetze, 2) dafs eine Kirche durch *Verheissungen* von ihrer *Untrüglichkeit* müsse versichert seyn, wenn sie auf einen Eid oder auf ein Glaubensformular dringen wolle. In der That kann jede Gewalt, welche für sich auf nichts weiter Anspruch machen kann, als auf eine gewisse Ehrerbietigkeit, auf eine günstige Meinung, eine menschliche Vermuthung, eine Wahrscheinlichkeit, ja sogar auf ein frommes Dafürhalten, dem *Glauben* nicht jenes unerschütterliche Fundament unterlegen, welches *uns sogar gegen die Unredlichkeiten der Menschen Sicherheit gewährt.*

Die-

Dieses von Bossuet gegen die Protestanten gebrauchten Vernunftschlusses bedient sich noch F., um zu zeigen, dafs dieser grofse Prälat *die Untrüglichkeit* der Kirche in *dogmatischen Thatsachen* anerkannt habe, wenn sie nothwendiger Weise mit der Glaubenslehre zusammenhängen. Bossuet trieb wirklich nur sein Gespötte mit den Widersprüchen der Protestanten, die, nachdem sie die *Untrüglichkeit* der römischen Kirche verworfen hatten, sich dieselbe in ihren Glaubensformularen und auf ihren Nationalsynoden selbst beylegten, wie sie es zu Dordrecht und auf vielen andern gegen das System des Armi-nius gehaltenen Synoden gezeigt hatten.

So schlug also das Ansehen Bossuets, welches man F. entgegen halten wollte, auf die entschiedenste Weise zu seinem Vortheile aus, und zwar in einem Umstande, wo Bossuet bis zum Augenscheine bewiesen hatte, dafs die *Untrüglichkeit* der Kirche in Dingen, welche die Glaubenslehre, oder die *mit den Dogmen enge verbundenen Thatsachen* betreffen, auf den *Verheissungen*, und auf dem in diesen *Verheissungen* enthaltenen *besonderen Beystande des h. Geistes* beruhe.

Man sieht aus diesem Beyspiele auch, dafs der ganze Unterschied, welcher zwischen F. und einigen andern Bischöfen in Hinsicht dieser Frage zu seyn scheinet, nur in der Art sich auszudrücken, nicht aber in der Art zu denken und zu schliefsen, bestehet. Uebrigens war F. für seine Art, sich aus-

zu-

zudrücken, gar nicht eingenommen; er giebt es eben so bestimmt als freymüthig zu erkennen, dafs man sich in dieser Untersuchung nur defswegen zu bestreiten schien, weil man sich nicht verstehe, und dafs in der That selbst diese ganze Dispüte über den *göttlichen* und *menschlichen* Glauben wohl nur ein Wortstreit seyn dürfte.

„Man kann, sagt Fenelon, *) in den Schulen über diese zwey Puncte streiten. Bey dem ersten kömmt es auf die Bestimmung des Ausdrucks — *göttlicher Glaube* — an, der in einem engeren oder weiteren, mehr oder weniger strengen Verstande genommen werden kann; die Einen verstehen unter diesem Ausdrucke *allein* den *göttlichen Glauben*, der eine theologische Tugend ist; die Anderen fassen in demselben jedes Dafürhalten zusammen, welches sich *unmittelbar* oder wenigstens *mittelbar* auf das Fundament des *göttlichen Ansehens* stützet. Bey dem zweyten Puncte darf man blos wissen, wie ein jeder *seinen Glaubensact* abfafst; die Einen werden ganz einfach sprechen: *dafs dieser Text ketzerisch ist, glaube ich blos auf das Wort der Kirche, von welcher ich übrigens weifs, dafs sie untrüglich ist;* und nun wird man dieses einen *kirchlichen Glauben* heifsen; die Anderen werden sagen: *ich glaube* in Hinsicht eines solchen Textes *an die Unfehlbarkeit der Kirche, in so ferne diese geoffenbaret ist,* und man wird diesen Glauben *göttlich* nennen, wenn man es für schicklich

*) Instruction pastorale du 2. Märs 1702.

lich hält. Was uns betrifft, sagt F., so haben wir diesen blos speculativen Fragen, über welche man frey in den Schulen disputiren mag, sorgfältig ausgewichen, und wir haben uns begnügt, die *Unträglichkeit der Kirche* über die Bücher oder Texte als *geoffenbaret* darzustellen, weil sie wirklich *in den Verheissungen* enthalten ist.“

In Rom, scheint es, hat man auf diese blos grammatikalische Streitigkeit wenig Gewicht gelegt. Als Clemens XI. den 15. July 1705 die Bulle Vineam domini Sabaoth herausgab, liefs er sich kein Wort weder vom *göttlichen* noch *menschlichen Glauben* entfallen, ob er gleich von den hierüber erschienenen Schriften Kenntnifs hatte; er begnügte sich, wie wir es schon gesagt haben, mit der Erklärung: „*dafs man dem, den Urtheilen des h. Stuhles gebührenden, Gehorsam durch das ehrfurchtvolle Stillschweigen keineswegs Genüge thue, sondern, dafs alle Gläubigen nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen, den Sinn des Buches von Jansenius, wie er in den fünf Sätzen verdammt sey, als ketzerisch verdammen und verwerfen müssen.*

Diese Entscheidung mufste wirklich diejenigen befriedigen, welche zeither, obgleich gegen alle Wahrscheinlichkeit, gutmüthig glaubten, man thue durch *ein ehrfurchtvolles Stillschweigen* den Entscheidungen der Kirche Genüge. *Sobald man im Innern seines Herzens an ein untrügliches Ansehen* glaubt, welches unseren *Glauben* ordnet, so ist eine Erklärung

über

über die Natur dieses Glaubens eine sehr gleichgiltige Sache, wenn nur der Glaube rein und aufrichtig ist. Wahrscheinlicher Weise würde eine förmlichere Entscheidung über den *göttlichen* oder *menschlichen* Glauben, keinen derjenigen beruhiget haben, die einmahl entschlossen waren, lieber alle Arten von Spitzfindigkeiten zu erschöpfen, als sich mit einem einfältigen und offenem Herzen dem Ansehen der Kirche zu unterwerfen.

§. 5. *Fenelons Dispüte mit dem Bischofe von Saint-Pons.*

Fenelon ward wider seinen Willen durch seine Schriften über diese Controverse in eine Art von persönlichem Streite mit einem seiner Collegen verwickelt, den er wegen seiner Gottesfurcht, wegen seines heiligen Wandels und seiner ächt bischöflichen Tugenden aufrichtig verehrte. Alle französischen Bischöfe hatten die Bulle Vineam domini Sabaoth einfach und unbedingt angenommen. Nur allein der Bischof von Saint-Pons erkühnte sich ein Ausschreiben zu erlassen, welches mehr eine Censur der Bulle, als ein Beytritt zu den in ihr ausgesprochenen Entscheidungen war. Unter unsern Manuscripten befindet sich ein eigenhändiger Aufsatz F: mit der Ueberschrift: *Schreiben an einen Bischof*; oder *Bemerkungen über das Ausschreiben des Hrn Bischofes von Saint-Pons.* Dieser Aufsatz liefert einen neuen Beweis von der aufserordentlichen Mäfsigung

gung, welche F. gegen jene, deren Meinungen er bestritt, immer beobachten zu müssen glaubte. Man kann unmöglich alle Widersprüche und Verstöfse gegen die Logik, welche der Bischof von Saint-Pons in seinem Ausschreiben gehäufet hatte, mit so grofser Stärke in's Licht setzen, und doch zugleich in seinen Ausdrücken so viele Schonung und Achtung beobachten, als er es hier thut. Diefs ist um so merkwürdiger, weil dieser Aufsatz anfänglich gar nicht für den Druck bestimmt war, und F. also mit mehr Freyheit und Strenge den gerechten Unwillen hätte darstellen können, welcher bey der ganzen französischen Kirche durch diese Widersetzlichkeit eines einzigen Bischofs gegen die einmüthige Stimme des ganzen bischöflichen Vereins erregt werden mufste.

Obgleich der Kanzler von Aguesseau über mehrere Puncte, welche damahls die Köpfe theilten, nicht wie F. dachte, so scheint er doch von dem Ausschreiben des Bischofes von Saint-Pons keine bessere Meinung, als der übrige Theil des Publicums gehabt zu haben. „Im Jahre 1706, sagt der Kanzler von Aguesseau, gab dieser Prälat ein weitläufiges Ausschreiben heraus, durch welches er die Erwartungen, welche sich alle Partheyen davon gemacht hatten, auf gleiche Weise täuschte; seine Absicht war, sie alle zufrieden zu stellen, aber der Erfolg war so, wie er gewöhnlich bey dergleichen Projecten ist. *Niemand* war mit diesem Ausschrei-

ben

ben zufrieden: die strengen Jansenisten nahmen es sehr übel auf, dafs er mit der Annahme der letzteren Bulle dasselbe geschlossen habe, und machten ihm den Vorwurf, er reisse nieder, was er doch selbst aufgebaut hätte; er verwerfe das ehrfurchtsvolle Stillschweigen, dessen eifriger Vertheidiger er gewesen wäre, und gebe der dunklen Entscheidung des Papstes Clemens XI. über das Stillschweigen den Vorzug vor dem rühmlichen Frieden Clemens IX., welchem das nämliche Stillschweigen zum Grunde gelegen sey."

„Die Jesuiten hingegen, und alle, die am Hofe in Credit standen, waren zwar wohl mit dem Schlusse des Bischofes von Saint-Pons zufrieden, weil er in demselben auf die Annahme der Bulle stimmte, aber sie konnten die Grundsätze nicht verdauen, auf welche er dieselbe gründete; sie stellten ihm seiner eignen Person entgegen: sie behaupteten, dafs die Vordersätze entweder eine andere Schlufsfolge hervorbringen müfstsen, oder dafs von der Schlufsfolge die Vordersätze zernichtet würden, und dafs er das *ehrfurchtvolle Stillschweigen* dem Scheine nach verdamme, in der That aber rechtfertige; er ändere nur den Sinn dieses Ausdrucks, setze eine gezwungene Bedeutung an die Stelle der natürlichen, und unter dem Vorwande, Clemens IX. mit Clemens XI. zu vereinigen, lasse er ersterem allen Vortheil, und verwandle den Sinn der Bulle von Clemens XI. in ein unerklärliches Galimathias."

Diese Widersprüche hatten zum Theil ihren Grund in dem seltsamen Systeme, welches der Bischof von Saint-Pons aufstellen zu müssen glaubte, zum Theile in der besondern Stimmung seines Kopfes. Aguesseau sagt: „Dieser Prälat war einer der heiligsten Bischöfe, welche die französische Kirche in den letzteren Zeiten hatte; die Reinigkeit seiner Sitten, die Einfachheit seiner Lebensweise, das Feuer seines Eifers, und seine unermüdete Anstrengung für die Bedürfnisse der ihm anvertrauten Heerde machten ihn der ersten Jahrhunderte der Kirche würdig. Aber wenn Gottesfurcht die Sitten verbessert, so heilet sie doch nicht immer die Fehler des Temperaments, sie wirkt mehr auf das Herz, als auf den Kopf, und sie läfst oft Jedem den Character des Geistes, wie er ihn von der Natur empfangen hat.“

„Der Bischof von Saint-Pons, setzt besagter Kanzler hinzu, gehörte unter die Classe derjenigen, welche mehr lesen, als sie verdauen; welche mehr denken, als sie ausdrücken, und welche aus Mangel geordneter und deutlicher Begriffe durch ihre verworrene und dunkle Sprache sogar mehr zu sagen scheinen, als sie oft denken. Er galt für einen Jansenisten, und war keiner, wenigstens wenn man diesen Ausdruck streng nimmt; er glaubte, dafs die fünf Sätze nicht nur nach dem *Rechte*, sondern auch nach der *Thatsache* rechtmäfsig verdammet wären, er machte gar keine Schwierigkeit, sie dem Janse-

nius

nius beyzulegen, und er ist vielleicht unter allen französischen Bischöfen derjenige, welcher für die *Genauigkeit, mit welcher die französische Geistlichkeit die von dem Jansenismus herbeygeführte Frage über die Thatsache* untersuchet hat, das bestimmteste Zeugnifs abgeleget hat.“

Die wunderliche Vorstellung, seine persönliche Ehre komme bey dieser besonderen Frage in das Spiel, war die Ursache, warum dieser beynahe 80jährige Prälat die Feder ergriff, und sich in einem Alter, wo man gewöhnlicher Weise der Ruhe und Stille bedarf, in theologische Fehden einliefs. Unter den 19 Bischöfen, welche im J. 1667 an Clemens IX. zu Gunsten der 4 Bischöfe, welche man absetzen wollte, schrieben, war er noch der einzige am Leben: er wollte das Stillschweigen zu seinem Vortheile benützen, welches Rom so lange beobachtet hat, als man in Frankreich selbst stille war. Er sah durchaus nicht ein, dafs von der Zeit an, wo die Jansenisten durch den so unbescheidenen und unregelmäfsigen Auftritt mit dem *Gewissensfall* das Stillschweigen höchst unklug gebrochen hatten, Rom und der ganze bischöfliche Körper nützlichen Gebrauch von den förmlichen und authentischen Zeugnissen machen mufsten, welche die vier Bischöfe an den Papst Clemens IX. zum Beweise ihrer reinen und einfachen Unterwerfung unter die Entscheidungen des h. Stuhles ausgestellt hätten. Er hätte es aber fühlen sollen, dafs ein so feyerliches Acten-

 stück

stück nicht durch ein heimliches, *in irgend einem Winkel des Archivs verstecktes* Protokoll, welches man noch dazu mit der gröfsten Behutsamkeit vor Rom verhehlet hatte, könne entkräftet werden; ferner hätte er bemerken sollen, dafs man in Frankreich unausgesetzt eine einfache und unbedingte Unterzeichnung des Formulars von allen jenen gefordert hatte, welche Beneficien in der Kirche erhielten, oder zu einem akademischen Grade wollten befördert werden. Die Fehler also, welche man dem Ausschreiben des Bischofes von Saint-Pons vorwarf, gingen wesentlich aus der schlimmen Sache selbst hervor, welche er zu vertheidigen suchte, einer Sache, welche eben so wenig mit den Grundsätzen der christlichen Aufrichtigkeit zusammenstimmte, als sein System mit den von ihm rechtlich angenommenen Maximen konnte vereiniget werden.

Das Mifsvergnügen über sein Ausschreiben ward noch durch drey Briefe vermehrt, welche er im J. 1707 gegen F. herausgab, um dessen Lehre über die *Untrüglichkeit* der Kirche in Beurtheilung *dogmatischer Thatsachen* zu widerlegen.

Fenelon, persönlich angegriffen, sah sich sehr ungerne in die Nothwendigkeit versetzet, dem Bischofe von Saint-Pons eine Antwort zu geben. Es fiel ihm aufserordentlich schwer, einem Prälaten zu widersprechen, dessen bischöfliche Tugenden er verehrte, dessen grauen Haare eine gewisse Achtung foderten, die man stets dem Alter beweiset, und

gegen welchen ihm sogar Familienverhältnisse schonende Rücksicht einflößten. Allein Rom zeigte weit mehr Ernst, Fenelon zu rechtfertigen, als er selbst Eifer und Eigenliebe, sich zu vertheidigen, hatte blicken lassen: das Ausschreiben des Bischofes von Saint-Pons, und seine zwey Briefe, welche er gegen den Erzbischof von Cambrai bekannt gemacht hatte, wurden zu Rom durch ein Decret vom 17. Julius 1709 verdammt.

§. 6. *Fenelons Schreiben an den P. Quesnel.*

F. wußte sich aber nicht blos gegen seine Collegen innerhalb den Gränzen der Achtung und des Wohlanstandes zu halten, von denen man bey Streitigkeiten niemahls abweichen sollte, die sich unter den Dienern der Kirche von jedem Range über die Lehre erheben können. Der P. Quesnel, berüchtigt durch seinen Feuereifer für den Jansenismus, und noch mehr durch alle die Unruhen, zu welcher er in der Folge die Ursache oder die Veranlassung hergab, hatte so eben eine heftige Schrift gegen die Bulle von Clemens XI. herausgegeben. In seinen polemischen Schriften herrschte jener bittere Styl, mit welchem man der höheren Gewalt so gerne Trotz biethet, wenn man sich über sie beschweren zu können glaubt; sein herumirrendes und verborgenes Leben, zu dem er seit so vielen Jahren verdammt war, hatte zu der natürlichen Stimmung seines Characters noch jenes wilde und saure We-

sen hinzugefügt, an das man sich in der Einsamkeit bey einem Herzen voll Kummer und Unruhe bald gewöhnet. Indessen scheint F. durch die unveränderliche Sanftmuth seines Characters in dem gewöhnlichen Style des P. Quesnel eine Umänderung gleichsam hervorgezaubert zu haben. In einem Aufsatze, den er an F. richtete, bemerkt man eine gewisse Gelindigkeit, welcher er sonst nicht gewohnt ist. Mit der liebevollsten Nachsicht eilte F. diesem wirklichen oder scheinbaren Verlangen nach einer gegenseitigen Erklärung entgegen; er schrieb dem P. Quesnel:

„Ich fange meine Antwort mit dem herzlichsten Danke für Ihre Höflichkeiten an. Ob ich gleich nie Gelegenheit hatte, Sie zu sehen, oder nur schriftlich mich mit Ihnen zu unterhalten, so werde ich es doch niemahls vergessen, dafs Sie vor einigen Jahren mich zu Cambrai besuchen wollten. Möchten Sie doch noch jetzt diesen Gedanken haben! Diesen Beweis von Zutrauen würde ich mit der gewissenhaftesten Treue und der aufrichtigsten Achtung erwiedern; *ich würde sogar von den Fragen, über welche wir entgegengesetzter Meinung sind, nichts reden, ausser wenn Sie es wünschen würden*, und dann hoffte ich, Ihnen durch die deutlichsten Stellen des h. Augustin den Beweis zu liefern, dafs diejenigen, welche seine Jünger zu seyn glauben, von seiner wahren Lehre weit abweichen.“

„*Sollten wir uns nicht über die streitigen Puncte mit-*

miteinander vereinigen können, so würden wir wenigstens das Beyspiel von einer sanften und friedlichen Dispüte zu geben suchen, bey welcher der Liebe nicht im geringsten zu nahe getreten würde.“

„Sie wollen mir zeigen, dafs ich mich irre! Was kann ich Ihnen hierauf anders antworten, als was der h. Augustin mich Ihnen zu antworten lehret? *Gott bewahre mich*, sagte dieser heilige und gelehrte Bischof, *dafs ich mich schämen sollte, von einem Priester belehrt zu werden.* Ich werde mit diesem Vater hinzusetzen: *wie sehr weifs ich es demjenigen Dank, der mich über Fragen, über welche er sich nicht zu irren glaubet, aus dem Irrthume reissen will? und wie geneigt mufs ich ihm dann noch für seine Sorgfalt seyn, wenn ich mich nicht enthalten kann, ihm in seiner Lehre zu widersprechen?*

In einer solchen Sprache, welche einem Manne und einem Bischofe, der sich selbst zu achten weifs, so wohl anstehet, schrieb und antwortete F. stets seinen Gegnern. Wenige Bischöfe haben über Fragen, welche damahls alle Köpfe in Bewegung setzten, so viel geschrieben, als er. Die hohe Achtung, welche man für seine grofse Tugenden und Talente hatte, seine gerechten Besorgnisse über die Gefahren, welche der Kirche drohten, und die Pflicht seines Amtes erlaubten ihm nicht, stille zu bleiben. Wenn er aber die Meinungen angreift, so schont er immer die Personen; die berühmtesten Schriftsteller der entgegengesetzten Parthey hatten alle

Mit-

Mittel aufgebothen, um die Stärke seiner Beweise und Vernunftschlüsse zu schwächen, oder sie zu umgehen; oft, wie es fast immer bey solchen Streitigkeiten zu geschehen pfleget, mischten sie sogar satyrische Züge oder beissende Anspielungen unter die Prüfung der Beweise und angeführten Stellen; Fenelon aber ging in seinen Antworten über alles, was ihn persönlich betraf, hinweg, setzte den Beleidigungen nur Gründe entgegen, und führte immer die Frage auf seinen Hauptzweck zurück, nämlich zu unterrichten und zu überzeugen.

§. 7. *Schreiben Fenelons an Hrn. Abbé Langeron, — an P. Lami.*

Offenheit und Bescheidenheit machten das Unterscheidende, und ihm auf eine besondere Art Eigne seines Characters in hohem Grade aus. Ferne davon, dafs er sich bestrebte, bey seinen Freunden, und allen denjenigen, deren Einsichten er schätzte, Beyfall zu erhalten, foderte er sie vielmehr zu Einwendungen auf; nie gerieth er in Verlegenheit, wenn Andere entgegengesetzter Meinung waren; mit eben so vieler Sanftmuth als Erkenntlichkeit nahm er die zuweilen ziemlich scharfen Bemerkungen auf, welche ihm seine theuersten Freunde zu machen gar keinen Anstand trugen; er bath sich am ersten von ihrer tugendhaften Freundschaft eine solche ernste Freymüthigkeit aus; er schrieb dem Abbé Langeron: „Ihre Gegenvorstellungen,

mein theuerstes Kind, thaten mir Anfangs etwas leid, aber es war gut, dafs sie mich betrübten, und das Leid hielt nicht an: Nie habe ich Sie so sehr geliebet; Sie würden Sich gegen Gott und mich vergehen, wenn Sie nicht bereit wären, mir dergleichen Leid jedesmahl zu verursachen, wo Sie mir widersprechen zu müssen glauben: unsere Einigkeit beruht auf diesem einfachen und ungezwungenem Wesen, und sie wird nur dann vollkommen seyn, wenn unsere Herzen ohne Rückhalt durch eine stäte Ebbe und Fluth sich gegen einander ergiefsen."

Seine Freunde verhehlten ihm die Auslegungen und Absichten nicht, welche Neid oder Bosheit auch seinen unschuldigsten Schritten zu unterschieben suchten; er schien aber darüber weder betroffen noch bekümmert zu werden, und gerade in seinen vertrautesten Briefen hierüber spiegelt sich jene Lauterkeit, welche er in der bezaubernsten Schreibart darzustellen wufste: „Ich denke nicht so stolz von mir, schrieb er an den P. Lami den 12. May 1704, dafs ich von meinen Worten eine so schnelle Umänderung der Denkart erwarten sollte; auch haben die Menschen nicht so viele Gewalt über sich selbst, dafs sie sich nach einer dreystündigen Lectüre von viele Jahre lang eingewurzelten Vorurtheilen losreissen könnten; sie müfsten so die süfsesten und schmeichelhaftesten Bande zersprengen, müfsten ein der Eigenliebe äufserst schmerzli-

ches Geständniſs machen, müſsten ihre ganze Denkweise umstimmen, und allen Dingen, von denen sie lebten, so zu sagen, absterben. Geduldig muſs man es abwarten, daſs sie nach und nach etwas näher treten; fort mit Dispüten, nur sanfte und ruhige Aufklärung! Was diejenigen betrifft, die in meinen Absichten wühlen, so verzeihe ich ihnen: *wenn auch das, was sie sich einbilden, wahr wäre, würde dann die Wahrheit, die ich ihnen sagte, deſswegen aufhören, Wahrheit zu bleiben?* Ich habe mich bestrebet, die nothwendigsten Wahrheiten in den sanftesten Ausdrücken vorzutragen. Wenn sie gegen mich anzügliche Schriften verfertigen, so werde ich ihre Anzüglichkeit nur mit Gründen zu beantworten suchen. Lassen Sie sie also ihren inneren Verdruſs zu Tage bringen, und grämen Sie Sich nicht aus Freundschaft gegen mich über Dinge, worüber ich mich selbst nicht gräme. Ein Waldstrom verliert sich um so schneller, je weniger man ihn zurückzudämmen sucht. Bethen wir für so befangene Köpfe, und statt unwillig über sie zu werden, suchen wir nur, sie zu beklagen, auf ihren Beytritt mit Geduld zu warten, und über die Mittel nachzudenken, durch welche man sie von ihren Vorurtheilen hei-

heilen kann. *Man müſste kein Mensch seyn, wenn man nicht einsehen wollte, wie leicht der Mensch sich in Irrthümer verwickelt, und wie schwer er sich wieder davon befreyt.*“

§. 8. *Fenelons Aeusserung über Port-Royal.*

Will man noch mehr Beweise von der Mäſsigung F. und seiner dauerhaften Abneigung gegen alle gewaltsamen Mittel haben, so findet man sie in seinen geheimsten und vertraulichsten Briefen. Es that ihm zuverlässig sehr wehe, daſs das Kloster Port-Royal Unruhen und Aergernisse besorgen lieſs, da es doch durch das schöne Beyspiel der in ihm herrschenden Frömmigkeit und Regelmäſsigkeit der Kirche und Religion zum gröſsten Troste hätte gereichen können. Nichts muſste auch einem so helle und richtig denkenden Kopfe so anstöſsig seyn, als der lächerliche Dünkel einiger Nonnen, welche sich zu Theologinnen aufwarfen, und sich ihrer Widersetzlichkeit gegen allgemein in der Kirche angenommenen Entscheidungen rühmten: indessen billigte er doch gar nicht, daſs die Regierung sich zuweilen von der weisen Mittelstraſse entfernte, welche

che er stets allen Gewaltäusserungen vorzog er: schrieb dem Hrn v. Beauvilliers *):

„Was man gegen die Frau Gräfinn von Gramont vornahm, scheint mir nicht recht überlegt worden zu seyn: es ist nach meiner Meinung zu viel gesagt, wenn man Port-Royal einen Greuelort nennet; genug wäre es schon, wenn man von diesem Hause sagte, es sey verdächtig. Die Gräfinn hat übrigens gegen dieses Kloster Verbindlichkeiten; sie glaubt in ihm niehts als was auferbaulich ist, zu sehen, sie hat das Beyspiel Racine's vor Augen, der sehr oft dahin kam, der dieses bey der Frau von Maintenon laut sagte, und dem man nie einen Vorwurf defswegen machte."

Als dieses Kloster im J. 1709 endlich niedergerissen ward, und zwar auf eine so gehäfsige und jeden Vernünftigen empörende Weise, so seufzte F. mit seinen Freunden über ein so gewaltsames Verfahren, ob er sich gleich mehr als irgend Jemand über die bittere Wuth zu beklagen hatte, mit welcher die Schriftsteller dieser Parthey seine Ehre zu verschwärzen suchten. In einem seiner Briefe an den Herzog von Chevreuse liefst man folgende

*) Den 30ten Nov. 1699.

de merkwürdige Ausdrücke: „Ein solcher Gewaltstreich, wie man ihn so eben gegen Port-Royal ausgeführet hat, kann mir für diese Frauenzimmer allgemeines Mitleiden, für ihre Verfolger aber lauten Unwillen erregen“ so sehr war er überzeugt, dafs die einzigen nützlichen und rechtmäfsigen Mittel gegen die Verirrungen des Kopfes im Unterrichte und in der Ueberzeugung bestehen! Er glaubte, eine Regierung brauche nie zu Maafsregeln von Strenge und Verfolgung ihre Zuflucht zu nehmen, so lange sie weise und geschickt genug ist, ihren Schutz und ihre Wohlthaten nur friedlichen, nützlichen und gehorsamen Leuten zufliefsen zu lassen.

§. 9. *Fenelons Sanftmuth gegen die Jansenisten.*

Durch festes Halten über diese Grundsätze war er in seinem Sprengel, aller Partheyen und verschiedener Meinungen ungeachtet, bey Jedermann beliebt. Kein Bischof seines Zeitalters hatte sich gegen die Anhänger des Jansenismus so laut und so stark geäufsert, als er. Aber wenn er ihre Irrthümer mit der vollen Entschlossenheit der Wahrheit bekämpfte, so beklagte er ihr Unglück: er er-

laubte sich nie einen gehäfsigen Vorwurf, oder eine bittere Anmerkung. Durch seinen Eifer setzte er sogar ihre persönliche Sicherheit ausser Gefahr, und ward für sie ein wahrer Schutzengel. Die Regierung war über den bischöflichen Bezirk eines Prälaten, welcher mit so grofser Sorgfalt über die Reinigkeit der Lehre wachte, so ruhig, dafs sie eine zu ängstige Aufsicht auf diejenigen für überflüssig hielt, welche da Schutz und Sicherheit gesucht hatten.

Dieser Meinung mufs man ziemlich allgemein gewesen seyn, weil selbst Hr. v. Saint-Simon in seinen Denkschriften Meldung davon macht, ob er gleich immer mehr zur Satyre als zum Lobe hinneigt: „Fenelon, sagt er, blieb sich immer in seinem sanften Benehmen gleich. In den Niederlanden wimmelte es von Jansenisten, oder von solchen, die dafür gehalten wurden. Sein Sprengel insbesondere, und sogar Cambrai waren voll davon, Beyde waren für sie bleibende Stätten der Sicherheit und des Friedens. Glücklich und zufrieden damit, hier Ruhe zu finden, erlaubten sie sich nicht die geringste verdrüfsige Aeufserung gegen ihren zwar ihrer Lehre entgegen war, aber

sie

sie nie beunruhigte. Die Vertheidigung ihrer Grundsätze erliefsen sie Anderen, handelten aber nie gegen die allgemeine Liebe, welche Fenelonen alle Classen zollte.“ Zu diesem Zeugnisse könnten wir noch entscheidendere Beweise hinzufügen, wollen uns aber mit der Anzeige begnügen, dafs wir alle Briefe F. besitzen, die er während den so stürmischen Jahren seiner bischöflichen Regierung geschrieben hat. Sie sind gröfstentheils an Personen gerichtet, welche grofsen Credit am Hofe hatten, und von der Regierung Anwendung strenger Maafsregeln leicht erhalten konnten. In allen Briefen drückt er seinen tiefen Schmerz über die traurigen Folgen dieser Religionsstreitigkeiten aus; aber in keinem einzigen klagt er einen derjenigen an, welche ihre ruhestörende Meinungen am hitzigsten zu verbreiten suchten; in keinem einzigen trägt er auf strenge Maafsregeln an; alle Mittel, die er in Vorschlag bringt, sind Unterricht für diejenigen, die sich irren, und Aufmunterung für alle, welche der gesunden Lehre treu geblieben waren.

§. 10. *Fenelons Sanftmuth gegen die Protestanten.*

Verfolgung und Gewalthandlungen waren dem

Cha-

Character und den Grundsätzen F. so entgegen, dafs er laut die Strenge verdammte, der sich einige Inhaber der öffentlichen Macht gegen die friedlichen und ruhigen Protestanten noch immer bedienten. Eben so sehr mifsbilligte er es, wenn man aus unbesonnenem Eifer Leute, die sich mehr aus Furcht und Schrecken, als aus Ueberzeugung bekehrt hatten, zu Religionshandlungen zu zwingen suchte, weil diese nur als Aeusserung der Heucheley dürften betrachtet werden. „Nach einem öffentlichen Gerüchte in dieser Gegend, schrieb er dem Hrn von Beauvilliers, trägt man in dem Rathe über die Hugenotischen Angelegenheiten, dem Sie auch beywohnen, nur auf strenge Maafsregeln an, diese sind aber dem ächten Geiste des Evangeliums nicht gemäfs. Gottes Werk in dem Herzen kömmt nicht durch äussere Gewalt zu Stande: ich glaube aber, wenn von Strafe die Rede ist, dafs ein solcher Vorschlag nicht von Ihnen gemacht wird, und dafs Sie dieselbe nicht mildern können.“

Rücksichtlich dieser Grundsätze von Nachsicht und Mäfsigung liefs es aber F. nicht bey blofsen Rathschlägen oder fruchtlosen Wünschen bewenden; alle Aeusserungen seiner geistlichen Gewalt hatten das Gepräge jener aufgeklärten Religion, welche ihren

Thron

Thron nur in einem redlichen und folgsamen Herzen hat. In jenem Theile von Hennegau, der zu seinem Sprengel gehörte, lebte noch, wie er erfahren hatte, eine grofse Anzahl von Bauern, die von den ehemahligen Protestanten abstammten. Sie hatten sich gestellet, als seyen sie bekehret, gingen sogar in die Kirchen, um ihre Gesinnungen besser zu verbergen, benützten aber die nahe Gränze, um mit den Protestanten der benachbarten Länder ihrer alten Religionsübung pflegen zu können. Fenelon ward von tiefem Schmerzen darüber ergriffen, dafs das Heiligste, was unter den Menschen seyn kann, so mifsbraucht wurde; er entschlofs sich, das einzige Mittel, welches er in seiner Gewalt hatte, dagegen anzuwenden. Er liefs den Prediger Brunier zu sich kommen, welcher das Vertrauen dieser Unglücklichen genofs, und sagte ihm: „Gehen Sie zu diesen Leuten, zeichnen Sie den Namen von ihnen und ihrer Familie auf, und überbringen Sie mir dieselben: ich gebe Ihnen mein Wort, ehe sechs Monathe vergehen, sollen sie die schriftliche Erlaubnifs zum Auswandern haben; das ist alles, was ich zu ihrer Erleichterung thun kann.“

Diesen Grundsätzen hatte F. von jeher beygepflichtet; er hatte sich laut dazu bekennet, noch ehe

er Bischof wurde, und zu der Zeit, wo die Regierung die strengsten Maafsregeln gegen die Protestanten genommen hatte. Der Marschall von Noailles, welcher in Languedoc Oberbefehlshaber war, und die königlichen Verordnungen in dieser grofsen Provinz durchsetzen sollte, zog den Abbé Fenelon darüber zu Rathe, wie er sich gegen fremde Soldaten von einer verschiedenen Religion, wenn sie unter der Fahne des Königs dienten, zu benehmen hätte. Man weifs aus den Denkschriften dieser Zeit, dafs die Militär-Commandanten hie und da ihre empfangene Vollmacht und Verhaltungsbefehle überschritten haben, um sich durch ihren Eifer für den König auszuzeichnen.

Fenelons Antwort an Noailles war: „Es ist meines Dafürhaltens nicht räthlich, fremde und ketzerische Soldaten trotzig zu behandeln, und zu quälen, um sie zur Bekehrung zu bewegen; man würde so nichts ausrichten, höchstens würden sie Heuchler werden, und in Menge davon laufen. Es ist genug, wenn man nach dem Willen des Königs keine öffentliche Religionsübung gestattet. Kann ein Officier oder irgend Jemand ein Wort anbringen, und sie dazu stimmen, dafs sie sich gerne wollen unterrich-

ten

ten lassen, so ist dieses ganz gut; aber nur keinen Zwang, nur keine unbescheidene Zudringlichkeit! Wenn sie krank sind, so kann man sie Anfangs durch irgend einen katholischen Officier besuchen lassen, um sie zu trösten, sie zu erquicken, und hie und da ein gutes Wort auf eine schickliche Weise fallen zu lassen. Hilft dieses nicht, und dauert die Krankheit fort, so kann man etwas weiter gehen, doch immer sanft und ohne allen Zwang, und ihnen zeigen, dafs die alte Kirche die beste sey, und von den Aposteln herkomme. Ist der Kranke nicht im Stande, diese Gründe zu fassen, so glaube ich, man soll sich damit begnügen, dafs man sie Reue über ihre Sünden, und einen Act des Glaubens und der Liebe erwecken lasse, und dabey oft wiederhohle: Mein Gott, ich unterwerfe mich allem, was die wahre Kirche lehrt; ich erkenne diese für meine Mutter, an welchem Orte sie sich immer befinden mag. Was das Begräbnifs betrifft, so mufs man sich hierin nach der Vorschrift des Diöcesan-Bischofes richten, und alles Aufsehen vermeiden, so viel dieses nur immer seyn kann, ohne die Religion herabzusetzen.“

Sollte man es wohl glauben, dafs ein mit dem ächten Geiste der katholischen Religion so ganz über-

einstimmendes Betragen einigen Schriftstellern zum Grunde diente, Fenelon auf einmahl in einen Philosophen des 18ten Jahrhundertes umzuwandeln, *der gegen alle Religionen gleichgiltig sey* ?

Aber, wenn man die Schriften Fenelons gelesen hat, wenn man daraus ersieht, wie religiös er in allen Lagen seines öffentlichen und Privatlebens, und wie eifrig er für alle Lehren und Uebungen der Religion war, welche er durch seine Schriften vertheidigte, und durch sein Beyspiel ehrte; wenn man sieht, wie er in den geheimsten Briefen an seine Freunde und theuersten Verwandten alle ihre Gedanken und Gefühle stets auf die Religion zurück führet, wie er sie von der Heiligkeit derselben tief überzeugt, sie als die einzige Richtschnur ihrer Pflichten, als den einzigen Trost in Leiden, und als den einzigen würdigen Gegenstand, ihr ganzes Herz zu entflammen, ihnen vorstellet; wenn man die so rührenden Töne dieser reinen und tugendhaften Seele vernimmt, mit welchen sie ihr Sehnen nach dem Augenblicke ausdrückt, wo sie frey von den Banden der hinfälligen Erde sich zu Gott erschwingen werde, von dem sie sich ein so erhabenes Bild gemacht, und *dessen zu uneigennützige Liebe* man an ihr sogar getadelt

delt hatte: wie war es doch möglich, an solchen Zügen einen Philosophen entdecken zu wollen, der *gegen alle Religionen gleichgiltig gewesen sey?* Das Lächerliche einer solchen Voraussetzung kann vielleicht nur durch den Versuch übertroffen werden, dafs man eine so verächtliche Rolle Fenelonen sogar zum Ruhme anrechnen wollte. Fenelon ward von der Kirche verdammet, und er hatte den Ruhm, sie durch seine religiöse Unterwerfung zu erbauen. Fenelon war bey Königen in Ungnade gefallen, und er ehrte seinen Fall durch den Heldenmuth seiner Tugend; aber der grausamste Schimpf für sein Andenken sollte ihm noch im Grabe durch schamlose Lobsprüche widerfahren, welche er von da aus mit Unwillen und Verachtung von sich zurück weiset.

Man mufste sogar seine Worte entstellen, um für ein so treuloses Lob einen Schein von Wahrheit zu erkünsteln. Im Merkur vom 9ten December 1780 liefs man den Satz abdrucken: „*Fenelon habe dem Herzog von Burgund geschrieben: dulden Sie alle Religionen, weil Gott sie duldet.*“ Der geringste Grad von Aufmerksamkeit hätte dem Herausgeber zeigen können, wie ungereimt es lasse, Fenelonen, wenn er mit dem Herzoge von Burgund

spricht,

spricht, ein solches Axiom in den Mund zu legen. In der That, wie konnte man vermuthen, dafs gerade zu der Zeit, wo Ludwig XIV. in Frankreich alle Uebung jeder Religion, ausser der Katholischen untersagt hatte, der Lehrer der königlichen Enkel es für nothwendig, nützlich oder schicklich hätte finden sollen, seinem Zöglinge einen solchen Rath zu geben?

Der verehrungswürdige Abt Fenelon,*) ein Anverwandter des Erzbischofes von Cambrai, foderte den

*) Dieser ist der nämliche Abbé von Fenelon, den man hernach in seinem 80ten Jahre auf einem Schaffot hat bluten gesehen. Die letzteren Jahre seines Lebens brachte er damit zu, dafs er jener zahlreichen Classe von Kindern, welche jährlich von den Gebirgen von Savoyen nach Paris kommen, um sich etwas zu verdienen, eine moralische und religiöse Bildung zu verschaffen suchte. In jenen Tagen des Verbrechens und des Blutes, wo man nur tugendhaft seyn mufste, um geächtet zu werden, traf den Abbé Fenelon dieses allgemeine Loos. Damahls sah man unter der niedrigsten Classe von Ausländern, was von einer Gränze Frankreichs bis zur anderen nicht mehr zu sehen war, wie nämlich inniges Dankgefühl eine heldenmüthige Beredsamkeit zeigte, um die Sache der Tugend in Schutz zu nehmen: man sah, wie

den Herausgeber des Merkur auf, ein Versehen zu berichtigen, welches man so leicht mifsbrauchen konnte, und welches durch die Art, wie es erzählt wurde, einer Bezüchtigung ziemlich ähnlich sah. Wir wollen dieses Auffoderungsschreiben hier einrücken, weil man es nicht für ein der Geschichte Fenelons fremdes Actenstück wird ansehen können.

„Sie haben, mein Herr, in ihrem Blatte vom 9ten December, dem Hrn von Fenelon, ehemahligen Erzbischofe von Cambrai, einen Satz unterschoben, den man mich nach seinen Manuscripten zu berichtigen ersucht hat. Sie geben vor, *er habe dem Herzoge von Burgund geschrieben: Dulden Sie alle Religionen, weil Gott sie duldet.* Nein, mein Herr, nie

wie alle diese Savoyarden sich haufenweise hervordrängten, und für die Befreyung desjenigen sprachen, *der an ihnen Vaterstelle bewiesen habe, und wie sich jeder einzelne von ihnen anbot, sich an seine Stelle in das Gefängnifs setzen zu lassen.* Aber dieses grofsmüthige Anerbiethen konnte auf das verwilderte Herz jener Blutmenschen keinen Eindruck machen, die die höchste Gewalt an sich gerissen hatten; weder der Name Fenelons, noch die heuchlerische Ehrfurcht, die man für diesen schönen Namen zu haben sich stellte, konnte den mehr als 80jährigen Greisen dem Blutgerüste entreissen.

nie hat Fenelon einen solchen Rath dem Herzoge von Burgund gegeben; und Ihnen kam dieser angebliche Brief, weder gedruckt noch geschrieben, je vor das Auge. Folgendes mag vielleicht ihr Versehen veranlafst habtn;

„Der Hr. von Ramsay hat in dem Leben Fenelons (Seite 181, Ausgabe von Haag 1723) erzählet, dieser Prälat habe dem *Chevalier von Saint-Georges* folgenden Rath wörtlich ertheilet: *Gestehen sie allen die bürgerliche Duldung zu, nicht als wenn Ihnen jede Religion gleichgiltig seyn dürfte, sondern um das mit Geduld zu ertragen, was Gott selbst erträgt, und um die Leute auf dem sanften Wege der Ueberzeugung zu gewinnen.* Dieser Satz findet sich nicht in dem Manuscripte des Werkes *von der Art, das Gewissen eines Königes zuleiten,* welches die königliche Bibliothek besitzet, sondern in einem Zusatze, welcher am Ende dieses Werkes (S. 147 Haager Ausgabe 1748) stehet, und sicher aus dem Leben Fenelons von Ramsay ausgehoben ist. Der Herausgeber führt über diese Stelle keinen Gewährsmann an.“

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr, ein, dafs die Redlichkeit des Hrn von Ramsay allgemein anerkannt ist, und dafs der Rath, den er Fenelonen in den

Mund

Mund leget, der Gottesfurcht und Weisheit dieses Schriftstellers nicht unwürdig ist, denn das Prinzip, dafs man Niemand zur Aenderung seiner Religion zwingen soll, ist ein allgemeiner Satz, und die bürgerliche Duldung, welche man dem Prätendenten allen seinen Unterthanen zuzugestehen gerathen hat, ist nur die besondere Anwendung dieses Satzes, und hängt von den Umständen ab, in denen er sich befand. Alles läuft auf den Rath hinaus, er solle die Engländer nicht mit Gewalt zwingen, zu der katholischen Religion zurück zu kehren, und blos allein Mittel der Ueberzeugung anwendèn, um sie zu gewinnen, unterdessen aber ein Uebel dulden, dafs er nicht heilen könnte. Es fällt in die Augen, dafs richtige Vernunft, die gesunde Politik, und sogar der Geist des Christenthums einem solchen Prinzen keine anderen Mittel übrig liefsen, die katholische Religion in sein Königreich einzuführen, als den Weg der Sanfmuth und der Ueberzeugung."

Einer der seltsamsten Griffe mancher Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts bestand darin, dafs sie die Werke der gröfsten Männer verstümmelten, blos um der Religion den Ruhm zu rauben, dafs sie die aufgeklärtesten Köpfe in ihrem Schoose hervorgebracht habe.

habe. So suchte man die Schriften Pascals, Bako's und Euler's zu entstellen. Glaubte man dem Namen dieser grofsen Männer mehr Ehre zu machen, wenn man sie in Heuchler verwandelte? Und, wären sie solche gewesen, wie konnte denn diese Art von Siegen über die Religion den Aposteln des Unglaubens schmeichelhaft seyn? Man hat sich in eine Menge von Untersuchungen über die bürgerliche und religiöse Duldung verirret; Fenelon hat in seinem Betragen sowohl, als in seinen Meinungen, das vollkommenste Muster aufgestellt, wie man in Hinsicht dieser Sache denken und handeln soll. In allen seinen Werken drückt sich eine bis an Scrupulosität gränzende Unbiegsamkeit in Betreffe der Glaubenslehre aus; in seinem Betragen aber war er voll der mitleidigsten Liebe gegen jene, die das Unglück hatten, nicht zu denken, wie er. Liefst man seine Werke, so wird der Geist überzeugt, das Herz fortgerissen; man bewundert die Religion, welche einen so grofsen Bischof hervorgebracht, und man liebt die Religion, welche einen so tugendhaften Mann beseelet hat.

Ende des fünften Buches.

Verbesserungen der Druckfehler im zweyten Bande.

Seite	Zeile		statt:	lies:
5	18		unter den	den deleatur
19	9	v. unt.	aufzustellen	aufzuhellen
34	4	v. u.	kommen	kömmt
45	6		vier	nach **vier**
—	17		Stimmenungleichheit	Stimmengleichheit
—	28		Religionsstörend	religionstörend
52	10	v. u.	polistischen	politischen
67	5	v. u.	den	dem
74	8		*und an mehrern andern Orten* Prinz (von Ludwig XIV.)	Fürst
97	5	v. u.	ihn	es
102	14		die	der
112	7		haben	zu haben
123	5		der	des
124	17		Versammlungen	Versammlung
125	14		Versammlungen	Versammlung
128	6		thun	zu thun
193	7		ihm	ihn
195	6		seyn. Zu	seyn; zu
202	8	v. u.	Thronen	Throne
205	2	v. u.	Hinderlist	Hinterlist
217	17		richt	nicht
245	7		meinem	meinen
328	15		den Geschäften	Gewandtheit in den Geschäften,
335	12		Ruhm	Ruhe
336	7		zurückweiche	zurückwiche
356	1		von	vor
—	8	v. u.	Umbungen	Umgebungen
357	9		Stürmen	Stürme
381	10		unruhiges	ruhiges
392	10		in	zu
398	3		ihrem	ihren
414	11		friedlich	feindlich
421	2	v. u.	commeutaris	commentario
423	16		ihn	ihm
424	1		pondentes	prudentes
440	9		Einigkeit mit	Einigkeit zwischen
—	letzte		Beauvail	Beauvais
443	8	v. u.	um so vieles	soviel es
451	letzte		mit einem Erfolge	einen Erfolg

Seite	Zeile	statt:	lies:
476	5 v. u.	verdammen	verdamme
477	4—5	verderben	verbergen
483	2 v. u.	Maximen	Maxime
484	6 v. u.	von	vor
485	9	ihren	in ihrem
501	10 v. u.	welcher	welchen
508	1	vorzog er:	vorzog: er
509	3	mir	nur
54	2	erliefsen	überliefsen
—	4	zollte	zollten

SEB. SIMMEL
Buchbindermeister
MÜNCHEN

SEB. SIMMEL
Buchbindermeister
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bausset, Louis François,

Lebensgeschichte Fenelons

Bd.: 2

Würzburg (1811)
Don.Lud. 530-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10728066-6